allg.
Gesch.

f95

John Carter Brown
Library
Brown University

315

Wilhelm Thomas Raynals
philosophische und politische
Geschichte
der
Besitzungen und Handlung
der Europäer
in beyden Indien.

Erster Band.

Nach der neuesten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen versehen.

Kempten
im Verlag der typographischen Gesellschaft
1783.

Württ. Landesbibliothek Stuttgart
Veräußerte Dublette

Vorrede

zu der Uebersetzung.

Daß Raynals neueste Ausgabe seiner Geschichte der Besitzungen und Handlung der Europäer in beyden Indien eine teutsche Uebersetzung verdiene, daran wird wohl niemand zweifeln. Denn so sehr sich auch die Kenntnis der französischen Sprache in unserm teutschen Vaterland verbreitet hat, so wird doch noch für viele diese Uebersetzung einen ausgezeichneten Werth vor der französischen Ausgabe behalten. Nicht jedes Sache ist eine hier nöthige Bekanntschaft mit den von der Handlung und Seefahrt hergenommenen Kunstwörtern. Mit Anmerkungen hat man nach dem geschehnen Versprechen den Verfasser nicht verstellen wollen. Nur in Ansehung der in die Naturgeschichte einschlagenden Stellen ist man von dieser Regel abgewichen, und wie man hofft, mit Beyfall abgewichen. Diese An-

merkungen ist das Publikum einem lange schon rühmlich bekannten Gewächskenner, Hr. Zorn, Apotheker allhier schuldig.

Der zweyte Band ist bereits auch unter der Presse, und überhaupt hofft die Verlagsgesellschaft innerhalb zwey Jahren das ganze Werk zu liefern.

Der Atlas wird, da durch solchen das Werk zu theuer werden würde, wegbleiben, es wäre dann, daß innerhalb Jahresfrist die Liebhaber solches ausdrücklich verlangten. In diesem Fall ist man erbietig, solchen am Ende des Werks zu liefern, wenn nemlich die Anzahl der Liebhaber den Aufwand der dazu erforderlichen Kosten versichern wird.

Kempten
im October 1783. D. Abele.

Nachricht.

Die Unvollkommenheit der philosophischen und politischen Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beyden Indien fiel allen guten Köpfen auf. Sie haben mehr Reichthum in Ansehung des Stoffs, mehr Würde in Ansehung der Einkleidung gewünscht.

Ich habe alles, was ich konnte, gethan, um mich zu der Höhe meines Gegenstands zu schwingen. Aber wie so weit noch von dem den Schriftstellern von Genie eigenen Ton entfernt, werden mich Leute von feinem Geschmack finden!

Es sey mir erlaubt zu sagen, daß unter einem andern Gesichtspunkt man mit meiner Arbeit nicht wird mißvergnügt seyn können. Die neuen Untersuchungen, die ich angestellt habe, die Unterstützungen, die ich von allen Seiten erhalten, haben mich glücklicherweise in den Stand gesetzt,

meinem Werk alle den Umfang, alle die Genauigkeit, der es fähig war, zu geben. Der gröste Theil der einzelnen Thatsachen, die es enthält, sind aus Originalpapieren gezogen. Diejenigen hingegen, welche keinen solchen Grund haben, stützen sich auf die Zeugnisse der aufgeklärtesten Männer aller Nationen. Verschiedene Tabellen, die jedem Theil angehängt sind, sind mir zugleich mit dem Beweis ihrer Aechtheit zugesandt worden. Ich habe die andern nach Materialien von einer gleich großen Glaubwürdigkeit einrichten lassen.

Der Leser könnte sich über den Unterschied, den er zwischen den dem englischen Parlament über Ost- und Westindien vorgelegten Etats und und dem, welchen ich einrücken zu müssen geglaubt habe, wundern. Das Erstaunen wird aufhören, sobald man darauf Acht hat, daß die dem Senat der Nation vorgelegten Resultate sich nur auf diejenigen Erzeugnisse und Waaren, welche den Nachforschungen des Fiscus nicht haben entwischen können, beschränken; daß sie diesen Erzeugnissen, diesen Waaren nur ihren ursprünglichen

Werth

Werth beylegen; daß sie sich auf das Jahr 1773 einschränken. Ich hingegen, ich habe in meiner Berechnung alle Gegenstände mitgenommen; ich habe sie zu dem Preis, den sie nach Entrichtung der Abgaben haben, angesetzt, ich rede von dem gegenwärtigen Zeitraum, wo sie eine große Ausdehnung erhalten haben.

Seit dem Druck meines Werks habe ich von Saint Vincent nähere Umstände in Erfahrung gebracht, die ich vorher nicht erhalten konnte. Diese Insel, eine der Caraiben, zählt tausend vierhundert ein und siebenzig freye Leute und zwölf tausend, hundert neunzehn Sklaven. Die brittische Regierung hat daselbst drey und zwanzig tausend, sechs hundert fünf Ackerlands, oder nach einer in diesem Theil der neuen Welt gewöhnlichern Maaß, sieben tausend, vier hundert drey und fünfzig Quarreaus Land ausgetheilt. Von diesen sind neunzehnhundert, neun und sechzig mit Zucker; vier hundert, zwey und vierzig mit Caffee; hundert ein und dreyßig mit Cacao; drey hundert neun und sechzig mit Baumwolle; neun und dreyßig mit Indigo; vier hundert ein und fünfzig mit Taback;

siebenhundert fünf und achtzig mit Manioc, sechshundert sechszig mit Sabanen angebaut, und zweytausend, sechs hundert mit Holz besetzt.

Der Erdball ist gegenwärtig (1780) durch einen Krieg, der den kriegführenden Mächten nützliche Besitzungen gegeben und genommen hat, mit Blut bespritzt. Wenn die Friedensschlüsse diese Eroberungen oder Verluste bestättigt haben werden, wird es Zeit seyn, diese Veränderungen anzuzeigen. *)

Das Lesen meines Buchs erforderte einen bequemen und darzu eingerichteten Attlas; an dem, den ich zu dieser neuen Ausgabe habe verfertigen lassen, ist nicht auszusetzen. Ich verweise ausserdem noch den Leser zu der diesem Attlas vorgedruckten Erklärung.

Die wenigen Kräfte, die mir noch übrig sind, werden der Geschichte der Wiederrufung des Edicts

*) Dieses wird auch in gegenwärtiger Uebersetzung genau beobachtet werden.

Edicts von Nantes gewidmet seyn. Dieses wird keine umständliche Erzählung der Grausamkeiten, welche diese unglücklicherweise berühmte Begebenheit begleiteten, werden. Ich werde den französischen Flüchtlingen auf dem ganzen Erdball folgen; und ich werde, so viel es mir möglich seyn wird, das Gute, daß sie in den verschiedenen Gegenden, in die sie ihre Thätigkeit, ihre Thränen und ihre Emsigkeit mitbrachten, bewirkt haben, verzeichnen.

Ausgleichung der Münzen.

	Livr.	S.	D.
Türkische Beutel : :	1500	—	—
Crusaden : : :	2	10	—
Dänische Thaler : :	4	—	—
Holländische Gulden :	2	4	—
Livres der französ. Colonien	—	13	4.
Pfund Sterling : : :	22	10	—
Piaster forte : : :	5	8	—
Piaster courant : : :	4	—	—
Roupie : : : :	2	8	—
Tael : : : : :	7	10	—

Verzeichnis
der
abgehandelten Materien.

Erstes Buch.

Entdeckungen, Kriege und Eroberungen der Portugiesen in Ostindien.

Einleitung : : : : Seite 1.

I. Erste Seefahrten der Portugiesen in den Meeren, in welchen man das alte Atlantis gelegen zu seyn vermeinet : 33.

II. Entdeckung von Madera, und gegenwärtiger Zustand dieser Insel : . 37.

III. Reisen der Portugiesen ins feste Land von Afrika : : : 40.

IV. Ankunft der Portugiesen in Indien : 42.

V. Erdbeschreibung von Asien : : 42.

VI. Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit von Hindostan : : 47.

VII. Alterthum von Hindostan : 51.

VIII. Religion, Regierung, Rechtsgelehrsamkeit, Sitten und Gebräuche von Hindostan. : : : 53.

IX. Betragen der Portugiesen in Hindostan 104.

X. Eroberung von Goa durch die Portugiesen 109.

XI. Von Europas Handel mit Indien vor der Portugiesen Fahrt um das Vorgebirge der guten Hofnung : 112.

XII. Die Portugiesen machen sich Meister von der Schiffahrt auf dem rothen Meer : : : 123.

XIII. Von welcher Gefahr die Herrschaft der Portugiesen auf dem rothen Meer bewahrt : : : 128.

XIV. Die Portugiesen erlangen die Herrschaft im persischen Meerbusen : : 131.

XV. Niederlassung der Portugiesen auf Ceylan : : : 135.

XVI. Die Portugiesen erobern Malaka 140.

XVII. Niederlassung der Portugiesen auf den Molucken : : 145.

XVIII. Ursachen der großen Macht der Portugiesen : : 153.

XIX. Ankunft der Portugiesen in China. Allgemeiner Begriff von diesem Reich 157.

XX. Zustand von China nach seinen Lobrednern : : : 158.

XXI. Zustand von China nach seinen Feinden : : : : 186.

XXII. Ankunft der Portugiesen in Japon. Religion, Sitten, Regierungsverfassung dieser Inseln : : 209.

XXIII. Umfang der portugiesischen Macht in Indien : : 218.

XXIV. Verderben der Portugiesen in Indien 220.

XXV. Glänzende Regierung des Castro 225.

XXVI. Die Portugiesen werden weichlicher und sind nicht mehr furchtbar : 228.

XXVII. Es spinnt sich eine allgemeine Verrätherey gegen die Portugiesen an. Wie Atayde solche vereitelt : 230.

XXVIII. Zustand, in den Portugal nach seiner Unterjochung unter Spanien verfällt : : : 235.

XXIX. Welches die übrigen Ursachen sind, die den Verfall in Indien nach sich ziehen : : : 238.

XXX. Gegenwärtiger Zustand der Portugiesen in Indien : : 241.

Zweytes Buch.

Niederlassungen, Kriege, Politik und Handlung der Holländer in Ostindien.

I. Staatsveränderungen von Holland in alten Zeiten . . . Seite 245.
II. Gründung des holländischen Freystaats 251.
III. Erste Fahrten der Holländer nach Indien . . . 254.
IV. Niederlassung der ostindischen Gesellschaft 258.
V. Krieg der Holländer und Portugiesen 260.
VI. Die Holländer lassen sich auf Formosa nieder . . . 265.
VII. Handlung der Holländer mit Japon 269.
VIII. Die Molucken kommen unter das Joch der Holländer . . . 277.
IX. Die Holländer lassen sich zu Timor nieder . . . . . 291.
X. Die Holländer machen sich Meister von Celebes . . . 292.
XI. Die Holländer werden zu Borneo aufgenommen . . . . . 300.
XII. Besitzungen der Holländer auf Sumatra 302.
XIII. Handel der Holländer zu Siam 312.

XIV. Handel der Holländer zu Malaka 314.
XV. Niederlassung der Holländer auf Ceylan 316.
XVI. Handel der Holländer auf der Küste von Koromandel : 330.
XVII. Handel der Holländer auf der malabarischen Küste : : 331.
XVIII. Niederlassung der Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hofnung : 334.
XIX. Handel der Holländer auf der Insel Java : : : 354.
XX. Art, wie die Angelegenheiten der Gesellschaft in Indien und Europa besorgt werden : : 378.
XXI. Ursachen des Wohlstands der Gesellschaft : : : 384.
XXII. Verfall der Gesellschaft : 388.
XXIII. Ursachen des Verfalls der Gesellschaft : : 393.
XXIV. Mittel, welche die Gesellschaft noch übrig hat, ihre Angelegenheiten in vorigen Stand zu bringen : 401.
XXV. Unglücksfälle, mit denen die Gesellschaft bedroht wird : 407.
XXVI. Beweggründe, welche die Republik haben kann, die Gesellschaft nicht zu Grund gehen zu lassen : 419.
XXVII. Alte Klugheit der Holländer, und ihr gegenwärtiges Verderben : 424.

Philo-

Philosophische und Politische

Geschichte

der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beiden Indien.

Erstes Buch.

Entdeckungen, Kriege und Eroberungen der Portugiesen in Ostindien.

Einleitung.

Für das menschliche Geschlecht überhaupt und für die Völker von Europa insbesondre ist keine Begebenheit so wichtig gewesen, als die Entdeckung der neuen Welt, und der Fahrt nach Ostindien um das Vorgebürg der guten Hofnung. Damals began eine gänzliche Veränderung in dem Handel, in der Nationalmacht, in den Sitten, dem Gewerb und der Regierung aller Völker. Von diesem Augenblick an haben sich die Menschen aus den

entferntesten Gegenden durch neue Verhältnisse und neue Bedürfnisse einander genähert; die Erzeugnisse der Himmelsgegenden unter dem Aequator werden unsern des Pols verbraucht; der Fleiß des Norden wird nach Süden geschafft; die Zeuge des Orients sind die Pracht der Abendländer geworden, und überall haben die Menschen ihre wechselseitigen Meinungen, ihre Gesetze, ihre Gebräuche, ihre Arzneyen, ihre Krankheiten, ihre Tugenden und Laster vertauscht.

Alles hat sich verändert und wird sich noch verändern. Aber sind die vergangnen Veränderungen der Menschheit nützlich gewesen? Können sie es, können es noch die künftigen ihr werden? Werden sie einstens dem Menschen mehr Ruhe, Glück und Vergnügen verschaffen? Wird sein Zustand vollkommner werden, oder wird er sich immer blos ändern?

Europa hat überall Colonien angelegt; aber kennt es die Grundsätze, nach welchen man sie anlegen muß? Europa treibt einen dreyfachen Handel; einen Tauschhandel, einen Wiederausfuhrhandel 1), und einen Gewerbshandel. Dieser kommt von einem Volk zum andern. Kann man nicht entdecken, durch welche Mittel und unter welchen Umständen? Seitdem man Amerika und den Weg um das Vorgebürg kennt, sind ganz unbedeutende Völker mächtig; andre, vor denen Europa zitterte, schwach geworden. Welchen Einfluß haben diese Entdeckungen auf den Zustand dieser Völker gehabt? Endlich warum sind die Nationen, denen die

1) Commerce d'Oeconomie, ist derjenige Handel, wenn ein Volk die Produkte, die es selbst nicht hat, bey andern Völkern holt, und sie denjenigen bringt, die selbige gebrauchen. S. Dict. Encyclop. Art. Commerce.

die Natur am meisten gegeben hat, nicht immer die blühendsten und reichsten? Um sich über diese wichtigen Fragen Licht zu verschaffen, muß man einen Blick auf den Zustand werfen, worin sich Europa vor den bemerkten Entdeckungen befand; den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten, die aus ihnen entsprungen sind, verfolgen, und am Ende den gegenwärtigen Zustand von Europa betrachten.

Dieses ist das erschröckliche Unternehmen, dessen Ausführung ich mir vorgenommen habe. Ich habe hierzu mein Leben gewidmet. Ich habe die davon unterrichteten Männer aller Nationen zu meiner Unterstützung aufgerufen. Ich habe die Lebenden und die Todten befragt: die Lebenden, deren Stimme in meinen Gegenden sich vernehmen läßt; die Todten, die uns ihre Meinungen und ihre Kenntnisse hinterlassen haben, in welcher Sprache sie auch geschrieben haben. Ich habe ihre Glaubwürdigkeit abgewogen; ihre Zeugnisse gegen einander gehalten, die Thatsachen aufgeklärt. Wenn man mir unter der Linie oder unter dem Pol einen Mann, der mich über einen wichtigen Punkt hätte aufklären können, genannt hätte, so würde ich mich unter den Pol oder unter die Linie begeben und ihn aufgefodert haben, sich mir zu entdecken. Das erhabene Bild der Wahrheit ist mir immer gegenwärtig gewesen. O heilige Wahrheit, dich allein hab' ich verehrt! Sollte mein Werk noch in künftigen Jahrhunderten einige Leser finden, so wünsch' ich, daß ihnen, da sie sehen, wie sehr ich mich von Leidenschaften und Vorurtheilen losgerissen habe, unbekannt bleibe, die Gegend, in der ich gebohren wurde; unter welcher Regierung ich lebte; welche Bedienungen ich bekleidete; welche Religion ich bekannte; so wünsche ich, daß sie mich für ihren Mit-

bürger und Freund halten. Wenn man fürs Wohl der Menschen wichtige Materien abhandelt, muß die erste Sorge, die erste Pflicht dieses seyn, seine Seele von aller Furcht, aller Hofnung zu läutern. Erhaben über alle menschliche Rücksichten fliegt man dann erst über den Dunstkreis hinauf, sieht erst dann den Erdball unter sich. Erst dann läßt man über das verfolgte Genie, das vergessene Talent, die unglückliche Tugend Thränen fallen. Von da aus schüttet man Fluch und Schande über diejenige, welche die Menschen betrügen, und die, welche selbige unterdrücken, aus. Von da aus sieht man das hochmüthige Haupt der Tyrannen sich beugen und mit Koth bedecken, da indessen die bescheidne Stirne des Gerechten das Gewölb des Himmels berührt. Von hieraus habe ich mit Wahrheit ausrufen können, ich bin frey, und meinem Gegenstand gewachsen. Von hier aus endlich, da ich zu meinen Füssen diese schönen Gegenden sahe, wo die Wissenschaften und Künste blühen, und die vorher das Dunkel der Barbarey so lange überdeckt hatte, hab ich mich gefragt, wer hat diese Canäle gegraben? Diese Ebenen ausgetrocknet? Diese Städte erbaut? Diese Völker gesammelt, gekleidet gesitteter gemacht? Und dann haben mir die Stimmen aller aufgeklärten Leute unter ihnen geantwortet: die Handlung, die Handlung.

Wirklich waren diejenigen Völker, die andre gesittet gemacht haben, handelnde Völker. Die Phönizier waren in Ansehung ihres Lands und Macht sehr beschränkt, und doch behauptet es in der Geschichte der Nationen den ersten Rang. Alle thun Erwähnung desselben. Ueberall war es bekannt; es lebt noch in seinem Ruhm: weil es Schiffahrt trieb.

Die

Die Natur, die dieses Volk auf eine sandige Küste, zwischen dem mittelländischen Meer und der Kette des Libanons hingesetzt hatte, schien es von der Erde abgesondert zu haben, um es die Herrschaft über die Gewässer zu lehren. Die Fischerey lehrte es die Schiffahrt. Der Murex, eine Frucht der Fischerey, verschafte ihm die Purpurfarbe. Der Sand an seinen Ufern gab ihm Anlaß, das Geheimniß des Glasmachens zu entdecken. Glücklich war dieses Volk, daß ihm die Natur fast nichts gegeben hatte; denn es zog aus dieser Dürftigkeit selbst Geschicklichkeit und Fleis, woraus alle Künste und Reichthümer entspringen.

Man muß gestehen, daß es eine glückliche Lage hatte, um den Handel der ganzen Welt zu treiben. Die Phönizier standen an den Gränzen, die Afrika, Asien und Europa, so zu sagen trennen, und verbinden, und konnten also unter den Bewohnern der Erde, wo nicht Verbindungen stiften, doch die Mittelsmänner ihrer Vertauschungen seyn, und jeder Nation die Erzeugnisse aller Erdstriche verschaffen. Aber das Alterthum, das wir oft übertroffen haben, ob es uns schon vieles gelehrt hat, besaß keine hinreichend große Mittel zu einem allgemeinen Handel. Phöniziens ganze Seemacht beschränkte sich bloß auf Galeeren, ihr Handel auf den Küstenhandel, und ihre Schiffahrt auf das mittelländische Meer a). Man weis nicht

a) Die Phönizier holten Zinn aus Britannien und Bernstein aus Preußen, sind also weit über die Gränzen hinaus, die ihnen der Verfasser hier in Ansehung ihres Handels und ihrer Schiffahrt vorzeichnet, gefahren.

sowohl, was dieses Volk, das Muster für alle See-Völker gethan hat, als was es hat thun können: man beurtheilt seine Menschenzahl aus seinen Colonien. Es soll mit seiner Brut die Ufer des mittelländischen Meers und besonders die Küsten von Afrika bedeckt haben.

Tyrus, oder Sidon, diese Königin der Meere, gebar Karthago. Tyrus Reichthum hatte ihre Fesseln geschmiedet und Tyrannen verschaft. Die Tochter Sidons, Karthago war glücklicher, als ihre Mutter: blieb ungeachtet ihrer Reichthümer frey. Sie beherrschte die Küsten Afrikas, und besaß die reichste Landschaft Europas, nemlich Spanien, welches schon damals durch seine Gold- und Silberbergwerke berühmt war, und einstens auf Kosten von so viel Blut jener einer neuen Welt erobern sollte.

Karthago wäre vielleicht ein blos handelnder Staat geblieben, wenn keine Römer gewesen wären. Aber der Ehrgeitz eines Volks setzte alle andere in Bewegung. Statt zu handeln muste man Krieg führen, und sterben oder siegen. Karthago unterlag, weil die Reichthümer die entgegen gesetzte Wirkung der Dürftigkeit herfür brachten, das ist, die Tapferkeit zu ersticken, und den Geschmack am Krieg zu entleiden: aber es hatte wenigstens die Ehre, lange um die Herrschaft der Welt zu streiten. Vielleicht war die Zerstörung eines Freystaats, der seinen Ruhm in seinem Fleiß, und seine Macht in nützlichen Arbeiten für das menschliche Geschlecht suchte, ein Unglück für Europa und für alle Nationen.

Das von allen Seiten durch Meere zerschnittne Griechenland sollte durch den Handel blühen. Es schien, daß es, weil es in einem inselvollen Meer, und

von

von allem festen Land getrennt stand, niemals erobern, oder erobert werden würde. Nach seiner Lage zwischen Asien und Europa, wodurch es den einen und den andern dieser Welttheile gesittet machen konnte, hätte es in einer rechtmäßigen Blüthe die Früchte seiner Bemühungen und seiner Wohlthaten genießen sollen. Die Griechen, die fast alle aus Egypten oder Phönizien gekommen waren, brachten Weisheit und Geschicklichkeit daher. Das schönste und glücklichste Volk unter allen diesen asiatischen Pflanzstädten handelte.

Athen bediente sich seiner ersten Schiffe, um nach Asien zu handeln, oder daselbst eben so viele Pflanzörter zu stiften, als Griechenland in seinen ersten Zeiten daher hat empfangen können. Aber diese Wanderungen wurden eine Quelle zu Kriegen. Die dem Despotismus unterworfenen Perser wollten auch nicht einmal am Ufer des Meers eine Gattung freyer Völker leiden; und die Satrapen des grösten Königs beredten ihn, alles müste Skav seyn. Daher entsprangen alle Kriege in Kleinasien, wo die Athenienser aus jedem die Inseln oder Küsten bewohnenden Volk Unterthanen oder Bundsgenossen sich gemacht hatten. Athen erweiterte seinen Handel durch seine Siege, und seine Macht durch seinen Handel. Alle Künste entstanden auf einmal in Griechenland zugleich mit der asiatischen Pracht.

Durch die Griechen und Karthaginienser war der Handel, der Ackerbau und die Mittel zur Bevölkerung nach Sicilien hingekommen. Rom sah es, war neidisch darüber, unterwarf sich eine Insel, die ihm seinen Unterhalt schaffen sollte, und nachdem es die beiden nach der Herrschaft darüber strebenden Völker aus dieser Insel vertrieben hatte, so grif es sie, eines nach

dem andern an. So bald Karthago zerstört war, muste Griechenland zittern. Aber Alexander hatte den Römern die Bahn gebrochen: und es schien, als könnten die Griechen von keinem fremden Volk unters Joch gebracht werden, wo sie sich nicht erst selbst besiegten. So bald der Handel, der endlich seinen Untergang in den Reichthümern findet, die er aufhäuft, wie jede Macht ihn in ihren Eroberungen findet, so bald, sage ich, der Handel der Griechen im mittelländischen Meer aufgehört hatte, so hatte es damit sein Ende in der ganzen bekannten Welt. Die Griechen haben die von den Egyptiern und Tyriern empfangenen Künste vermehrt, und dadurch die menschliche Vernunft zu einem Grad der Vollkommenheit erhoben, von welchem sie die Staatsveränderungen der Reiche nachher wieder vielleicht auf immer herunter gebracht haben. Ihre bewundernswerthen Einrichtungen waren denen, die uns heut zu Tage als die besten bekannt sind, weit vorzuziehen. Der Geist, in dem sie ihre Pflanzörter angelegt haben, macht ihrer Menschlichkeit Ehre. Alles entstand unter ihren Händen, alles vervollkommnerte sich, alles gieng darunter zu Grund. Es erhellt aus einigen Schriften Xenophons, daß sie die Handlung besser kannten, als der gröste Theil der heutigen Nationen.

Wenn man in Erwägung ziehet, daß Europa alle Kenntnisse der Griechen besitzt, daß seine Handlung von unendlich ausgebreiteterm Umfang ist, daß seit der vollkommner gewordenen Schiffahrt sich unserm Geist viel größre und mannigfaltigere Gegenstände darstellen, so wird man sich wundern, daß wir sie nicht sichtbarlich übertreffen. Aber man muß bedenken, daß dieses Volk, so zu sagen, aus den Händen der Natur kam, als es die Künste und die Handlung zuerst kennen lernte,

lernte, und also alle erforderliche Kraft hatte, die empfangenen Gaben zu vervollkommnern; anstatt daß die Völker von Europa übertriebenen Gesetzen und Einrichtungen unterjocht waren. In Griechenland traf der Handel Menschen, in Europa Sklaven an. So wie wir die Augen in Ansehung des Ungereimten in unsern Einrichtungen aufgethan haben, so sind wir damit beschäftigt gewesen, an ihnen zu bessern, aber ohne es jemals zu wagen, das ganze Gebäude einzureissen. Wir haben Mißbräuchen durch neue Mißbräuche abgeholfen; und durch vieles stützen, ändern, übertünchen haben wir in unsere Sitten mehr Widersprüche, mehr Ungereimtheiten gebracht, als man bey den in der grösten Barbarey lebenden Völkern findet.

Die Römer, zum Erobern bestimmt, haben der Vernunft und der menschlichen Geschicklichkeit nicht so fortgeholfen, wie die Griechen. Sie haben der Welt ein großes Schauspiel gegeben, aber die Kenntnisse und die Künste der Griechen haben sie nicht erweitert. Sie haben den Verkehr unter den Menschen nicht dadurch vermehrt, daß sie dieselben durch den Handel verbanden, sondern indem sie dieselben in ein Joch zusammen spannten. Sie verheerten den Erdboden; und die Ruhe, die sie ihm angedeihen ließen, als sie ihn bezwungen hatten, war ein Todesschlummer. Ihr Despotismus, ihre kriegerische Regierungsform unterdrückten die Volker, erstickten das Genie, und würdigten das menschliche Geschlecht herab.

Alles verfiel in eine noch größere Unordnung nach zweyen Gesetzen Constantins, die Montesquieu nicht gewagt hat, unter den Ursachen des Verfalls des

Reichs

Reichs anzusetzen. Das erstere scheint zwar durch die Menschlichkeit eingegeben zu seyn, stammte im Grund aber aus Mangel an Vorsicht und aus blindem Religionseifer, und es kann dazu dienen, uns zu zeigen, daß eine große Neuerung oft eine große Gefahr ist, und daß die ursprünglichen Rechte des menschlichen Geschlechts nicht immer die Grundlage der Staatsverwaltung abgeben können. Dieses Gesetz sprach alle Sklaven frey, die die christliche Religion annehmen würden. Es setzte Menschen wieder in ihre Rechte ein, die bis dahin nur ein unnatürliches Daseyn gehabt hatten; aber es erschütterte den Staat, indem es den grossen Landeigenthümern die Arme raubte, die sie brauchten, um ihre Besitzungen zu bauen, wodurch sie sich einige Zeitlang in die grausamste Dürftigkeit versetzt sahen. Die neuen Proselyten selbst konnten zum Besten des Staats nicht den Schaden wieder gut machen, den die Regierung ihren Herrn verursacht hatte. Sie hatten nichts eigenthümliches; keinen gesicherten Unterhalt. Wie hätten sie einem Staat, der ihnen keinen Unterhalt verschaffte, und einer Religion, die sie nur aus jenem uns unwiderstehlich nach Freyheit reitzenden Hang angenommen hatten, eifrig zugethan seyn können.

Ein zweytes Edikt verbot das Heidenthum durch das ganze Reich, und diese weitläuftigen Länder waren nun mit Menschen angefüllt, die weder unter sich, noch mit dem Staat durch die heiligen Bande der Religion und des Eids verbunden waren. Sie hatten weder Priester, noch Tempel, noch Staatsmoral, wie konnten sie also noch Eifer haben, Feinde zurückzutreiben, die eine Herrschaft anfielen, mit der sie in keiner Verbindung mehr standen?

Auch fanden die Einwohner des Nordens, die über das Reich herfielen, zu ihren Einbrüchen die vortheilhaftesten Anläße. In Polen und in Teutschland wurden sie durch Völker gedrängt, die aus der großen Tartarey kamen, sie beseßten auf einen Augenblick schon verheerte Provinzen, um durch noch wildere Sieger, die ihnen auf dem Fuß folgten, verdrängt zu werden. Dieses waren Wellen, die sich drückten, und eine die andere vertrieben.

Diese Barbaren trennten, dadurch, daß sie sich in den von ihnen verheerten Ländern niederließen, Gegenden, die Rom ehedem vereinigt hatte. Dadurch hörte aller Verkehr zwischen Staaten auf, die durch Zufall, Noth oder zwecklose Einfälle entstanden waren. Die Seeräuber, die die Gewäßer überdeckten; die gräßlichen Sitten, die an den Gränzen herrschten, verhinderten alle Verbindungen, die ein wechselseitiger Nutzen erfodert hätte. Wenn ein Königreich nur ein wenig weitläuftig war, so waren die Unterthanen desselben durch unübersteigliche Schiedwände von einnander getrennt, weil die Räuber, die auf den Wegen herumschwärmten, jede ein wenig lange Reise zu einer allezeit gefahrvollen Unternehmung machten. Die Völker in Europa wurden durch Sklaverey und Schrecken in jenen Zustand der Dummheit und Trägheit versetzt, der lange Zeit vermuthlich der erste Zustand des Menschen gewesen ist; sie machten sich die Fruchtbarkeit ihres Bodens schlecht zu nutze, und hatten nur eine ganz rohe Geschicklichkeit. Die auch wenig entfernten Lande waren für sie, als wären sie gar nicht in der Welt; und ihre Nachbarn kannten sie nur, um sich vor ihnen zu fürchten oder mit ihnen zu streiten.

Was einige Schriftsteller von den Reichthümern und der Pracht des siebenden Jahrhunderts erzählen, ist Fabelwerk, wie alles Wunderbare, das man in der Geschichte ihres Zeitalters ließt. Man kleidete sich in Häute und grobe Wolle. Man kannte die Bequemlichkeiten des Lebens nicht. Man führte, es ist wahr, kühne und dauerhafte Gebäude auf, die uns zeigen, zu welchem Grad der Vollkommenheit eine Kunst gebracht werden kann, wenn sie der Erfolg der nach und nach fortgesetzten Anstrengungen der Nation ist, die sie erfand; aber eine in den Hainen der Druiden gebohrne Baukunst beweißt eben so wenig, als die Bäume, welche durch ihr Ausstrecken in die Luft sehr zugespitzte Halbzirkel machen, und deren Aeste durch ihre krumme Beugungen und Verwicklung auf die Erfindung der Gewölbe führen, daß man damals mehr Reichthümer, als Geschmack gehabt hat. Man braucht weder viel Geld, noch viele Kenntnisse in den Künste, um Steinklumpen mit seiner Sklaven Armen aufzuthürmen. Was die Armuth der Völker unwidersprechlich darthut, ist, daß die Auflagen in Naturalien gehoben wurden, und daß selbst diejenigen Beyträge, welche die niedre Geistlichkeit ihren Obern entrichtete, in Eßwaaren bestanden.

Der herschende Aberglaube verdickte die Finsterniß noch mehr. Mit Trugschlüssen und Spitzfindigkeit gründete er jene falche Wissenschaft, die man Theologie nennet, und beschäfftigte damit die Menschen zum Nachtheil wahrer Kenntnisse.

Seit dem achten Jahrhundert und im Anfang des neunten wollte Rom, welches nicht mehr die Stadt der Herrn der Welt war, Kronen, wie

ehe-

ehedem, rauben und schenken. Ohne Bürger, ohne Soldaten, mit blossen Meynungen und Lehrsätzen rang sie nach der allgemeinen Herrschaft. Sie wafnete die Fürsten gegegen einander, die Unterthanen gegen die Könige, die Könige gegen die Unterthanen, man wußte von keinem Verdienst, als in Krieg zu ziehen; von keiner Tugend, als der Kirche zu gehorchen. Die Würde der Regenten wurde durch das, was der Römische Hof sich annaßte, herabgesetzt, denn er lehrte die Fürsten verachten, ohne daß er die Liebe zur Freyheit einflößte. Einige abgeschmackte Romanen, einige in dem Müssiggang der Klöster ausgeheckte melancholischen Fabeln machten die ganze damalige Litteratur aus. Diese trugen viel dazu bey, jene Traurigkeit und Liebe zum Wunderbaren, die dem Aberglauben so ersprieslich sind, zu unterhalten.

Zwey Nationen veränderten noch die Gestalt des Erdbodens. Ein aus Scandinavien und und aus der cimbrischen Halbinsel entsprungenes Volk breitete sich in den nördlichen Theil Europas aus, auf welches von Mittag her die Araber eindrängten. Die ersten waren Schüler des Odins, die andern des Mahomets, beyde Männer, die den Schwärmergeist der Eroberungen und der Religion mit einander vereinigt ausgebreitet hatten. Carl der Große verstand es, die einen zu überwinden, und den andern zu widerstehen. Diese Männer aus Norden, die man Sachsen oder Normänner nannte, waren ein armes, schlechtbewaffnetes Volk, ohne Kriegszucht, von finstern Sitten, das in die Gefechte und den Tod durch das Elend und den Aberglauben getrieben

trieben wurde. Carl der Große wollte, sie sollten statt einer Religion, durch die sie so furchtbar wurden, eine andere annehmen, die sie fähiger machte zu gehorchen. Ströme von Blut mußte er vergießen, und die Fahne des Kreutzes pflanzte er auf Haufen von Leichen. Gegen die Araber, die Eroberer von Asien, Africa und Spanien war er so glücklich nicht. Er konnte keinen festen Fuß jenseit der pirenäischen Gebürge fassen.

Die Nothwendigkeit, den Arabern und besonders den Normännern zu widerstehen, brachte das Seewesen in Europa wieder hervor. Carl der Große in Frankreich, Alfred der Große in England, einige Städte in Italien schaften sich Schiffe, und dieser Anfang von Schiffahrt belebte wieder einige wenige Zeit den Seehandel. Carl errichtete grosse Märkte, wovon der beträchtlichste zu Aachen gehalten wurde. So wird der Handel bey Völkern getrieben, bey denen er noch in der Wiege ist.

Unterdessen gründeten die Araber den grösten Handel, der seit den Zeiten Athens und Cartagos bestanden war. Wahr ist, sie habe selbigen nicht sowohl dem Licht einer aufgeklärten Vernunft, und dem Fortgang einer guten Staatsverwaltung, als ihrer ausgebreiteten Macht, und der Natur ihrer inngehabten Länder zu danken. Als Herren von Spanien, Afrika, Kleinasien, Persien, und eines Theils von Indien fiengen sie an, unter sich von einer Gegend zur andern die Waaren der verschiedenen Theile ihres weitläuftigen Reichs zu vertauschen. Allmählig breiteten sie sich bis nach den moluckischen Inseln und nach China,

bald

bald als Handelsleute, bald als Heidenbekehrer, und nicht selten als Eroberer aus.

Bald darnach giengen die Venetianer, Genueser und Araber aus Barcellona nach Alexandrien, um die Waaren aus Africa und Indien zu holen, und setzten sie in Europa um. Die durch den Handel bereicherten und mit Eroberungen gesättigten Araber waren nicht mehr das Volk, das die Bibliothek der Ptolomäer verbrannt hatte. Sie legten sich auf Künste und Wissenschaften, und sie sind die einzige erobernde Nation, welche die Vernunft und Geschicklichkeit der Menschen weiter gebracht hat. Ihnen haben wir die Algebra, die Chymie, neue Einsichten in der Sternkunde, neue Maschinen, den Alten unbekannte Arzneyen, zu danken. Unter den schönen Künsten aber ist die Dichtkunst die einzige, welche sie glücklich bearbeitet haben.

Zu derselben Zeit hatten die Griechen die Seidenmanufacturen Asiens nachgeahmt, und sich die Reichthümer von Indien durch verschiedene Wege zugeeignet. Aber diese beyden Quellen ihres Wohlstands fielen bald mit ihrem Reich, welches der Araber kriegerischem und unerschrockenem Schwärmergeist blos die schwache und kleinmüthige Schwärmerey scholastischer Streitigkeiten und Mönchshändel entgegenstellten. Die Mönche herrschten darinn, und der Kaiser flehte um Vergebung zu Gott wegen der Zeit, die er den Regierungssorgen schenkte. Nirgends gab es mehr gute Maler oder Bildhauer, und man stritt unaufhörlich, ob man die Bilder verehren sollte. Die Griechen waren von Meeren umgeben, besaßen eine Menge Inseln, und hatten doch kein Seewesen. Den Flotten der Saracenen

nen und den Egyptischen widerstanden sie durch ihr griechisches Feuer, ein eitles und erbetteltes Gewehr eines Volks ohne Tapferkeit. In der Ferne konnte Constantinopel seinem Seehandel keinen Schutz angedeihen lassen, man überließ ihn also den Genuesern, die sich Caffa bemächtigten, und eine blühende Stadt daraus machten.

Der Adel von Europa nahm bey den thörichten Unternehmungen der Kreutzzüge etwas von den Sitten der Griechen und Araber an. Er lernte ihre Künste und Pracht kennen. Die Venetianer erhielten einen stärkern Abgang der Waaren, die sie aus dem Orient herholten. Die Araber selbst schafften solche nach Frankreich, England, und bis nach Teutschland.

Diese Staaten hatten damals weder Schiffe, noch Manufacturen; man beschränkte bey ihnen den Handel, und verachtete den Handelsmann. Diese Klasse nützlicher Menschen war bey den Römern nie geehrt worden. Den Kaufmann hatten sie ungefehr mit eben der Verachtung, die sie für Schauspieler, Huren, Sclaven, Unehliche und Fechter hegten, behandelt. Das durch die Gewalt und Unwissenheit der nordischen Völker in ganz Europa eingeführte politische System mußte nothwendig dieses Vorurtheil eines barbarischen Hochmuth fortpflanzen. Unsre unsinnigen Väter nahmen einen Grundsatz zur Grundlage ihrer Regierungsformen an, welcher der Untergang aller Gesellschaft ist; die Verachtung gegen nützliche Arbeiten. Kein Mensch stand in Ansehen, als wer Lehen besaß, und sich in Gefechten hervorgethan hatte. Die Edelleute waren, wie bekannt, kleine regierende Herren, die ihre Gewalt mißbrauchten, und des

Lands-

Landsherrn Gewalt widerstanden. Die Baronen waren prächtig und geldgierig, wünschten vielerley, und hatten sehr wenig Geld. Bald riefen sie die Kaufleute in ihre kleine Staaten, bald nöthigten sie selbige, sich zu lösen. In diesen barbarischen Zeiten kamen alle Gerechtigkeiten der Zölle, der Ausfuhr, der Einfuhr, der Durchfuhr, das Quartiersrecht, das sogenannte Jus albinagii, und andere Unterdrückungen dieser Art ohne Ende auf. Alle Brücken, alle Wege standen offen, oder wurden gesperrt, nach dem Wohlgefallen des Fürsten und seiner Vasallen. Man war in den allerbekanntesten Grundsätzen der Handlung so vollkommen unwissend, daß man den Preis der Waaren zu bestimmen pflegte. Die Ritter und Lehensträger bezahlten die Kaufleute immer schlecht, und bestahlen sie sehr oft. Der Handel geschah durch Karavanen, man gieng in bewafneten Haufen bis an die Oerter, wo Märkte gehalten wurden. Dort suchten die Kaufleute alle Mittel hervor, sich das Volk günstig zu machen. Gewöhnlich hatten sie Gaukler, Spielleute und Possenreisser bey sich. Da es damals noch keine große Stadt gab: man von Schauspielen, von Gesellschaften, und von den ruhigen Vergnügen des häuslichen Umgangs noch nichts wußte, so waren die Märkte die Zeit der Lustbarkeiten, und diese Lustbarkeiten wurden hernach Ausschweifungen, die einen gegründeten Anlaß zu Strafpredigten und gewaltsamen Unternehmungen von Seiten der Geistlichkeit gaben. Oft wurden die Handelnde in Kirchenbann gethan. Das Volk betrachtete Fremde, die seinen Tyrannen Ueppigkeiten brachten, und sich Leuten zugesellten, deren

Sitten seinen Vorurtheilen und seinem ungesitteten Ernst zuwider waren.

Die Juden, die nicht säumten, sich des Kleinhandels zu bemächtigen, brachten ihn nicht in Ansehn. Sie waren damals in ganz Europa, was sie izt noch in Polen und in der Türkey sind.

Die Reichthümer, die sie besaßen, diejenigen, die sie täglich erwarben, setzten sie in Stand, Geld an die Kaufleute und an die andern Bürger zu leihen, wofür sie aber einen Profit verlangten, nach Verhältniß der Gefahr, den sie hatten, indem sie diese Capitalien aus ihren Händen ließen. Die Scholastiker widersetzten sich wüthend gegen ein nothwendiges Verfahren, welches ihre rohen Vorurtheile verdammten. Diese theologische Entscheidung in einer den Staat und die Gesellschaft betreffenden Sache hatte seltsame Folgen. Die Obrigkeit ließ sich durch ein Ansehen hinreissen, über welches man nicht urtheilen durfte, auch wenn es ungerecht handelte, setzte Güterein-ziehung und beschimpfende Strafen auf den Wucher, den in jenen Zeiten der Blindheit die Gesetze mit den mässigsten Zinsen für einerley hielten. Darauf ergaben sich die Juden, um sich für die Gefahren und die Demüthigungen, die sie bey einem als verhaßt und strafbar angesehenen Handel unaufhörlich befürchten musten, schadlos zu halten, einer ganz gränzenlosen Geldgierigkeit. Sie mußten ausser dem Preis des Gelds, das durch des Lehners und Anlehners Bedürfniß, und durch unzählige andere Umständen bestimmt werden kann, den Preis der Unehrlichkeit, welche entweder nichts bedeutet, oder aber nichts in der Welt vergüten kann, in Anschlag bringen. Alle Nationen verabscheuten dieselben.

Man

Man verfolgte, plünderte und verbante sie. Sie erfanden die Wechselbriefe, welche den Ueberrest ihres Vermögens in Sicherheit setzten. Die Geistlichkeit erklärte den Wechsel für Wucher; aber er war zu nützlich, um abgeschaft zu werden. Eine seiner Folgen war die größere Unabhängigkeit der Kaufleute von den Fürsten, die jene nun besser behandelten, aus Furcht, sie möchten ihre Reichthümer anderswohin bringen.

Die Italiener waren es, die unter dem Namen Lombarden bekannter sind, die sich zuerst diesen Anfang von Veränderungen in den Begriffen zu nutze machten. Sie erhielten für die errichteten kleinen Gesellschaften den Schutz einiger Regierungen, welche ihrenthalben die Gesetze abschafften, die in barbarischen Zeiten gegen alle Fremde gemacht worden waren. Diese Begünstigung machte sie zu den Agenten des ganzen mittäglichen Europa.

Norden schien auch zu erwachen; aber ein wenig spater und mit mehr Schwierigkeit. Nachdem Hamburg und Lübeck einen grosen Handel im Baltischen Meer anzulegen unternommen hatten, waren sie genöthigt, sich zu verbinden, um sich gegen die Räuber, welche diese Gewässer unsicher machten, zu vertheidigen. Der gute Erfolg dieses Bunds bewog andre Städte, mit in die Verbindung zu treten: und bald bestand sie aus achtzig Städten, die eine Kette vom Baltischen Meer bis an den Rhein ausmachten, und die das Vorrecht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, erkauft oder auf andre Art erlangt hatten. Dieser Bund, der erste, welcher in neuern Zeiten eine regelmäßiges Handelssystem gehabt hat, tauschte mit den Lombarden die Schif-

fahrtgeräthschaft und die andern Waaren Nordens, gegen die Produkte Asiens, Italiens und der andern mittäglichen Länder.

Flandern diente zum Schauplatz so vieler glücklichen Verrichtungen. Die Lage dieses Lands war nicht die einzige Ursache dieses so ersprießlichen Vorzugs. Es hatte ihn seinen schönen und zahlreichen Tuchmanufakturen, seinen Tapetenfabriken, welche beweisen, wie sehr man damals in der Zeichnung und in der Perspektiv unwissend war, zu danken. Alle diese Mittel zum Wohlstand machten Flandern zur reichsten, bebautesten und volkreichsten Gegend in Europa.

Der blühende Zustand der Einwohner von Flandern, und der Städte des großen Hansee-Bunds, wie auch einiger Freystaaten, die durch Hülfe der Freyheit in Aufnahme waren, machte auf die mehrsten Könige Eindruck. In ihren Staaten waren keine andere Bürger des Staats, als der Adel und die Geistlichen. Alles übrige waren Sklaven. Sie machten die Städte frey und gaben ihnen viele Vorrechte. Alsbald entstanden Innungen von Kaufleuten und Handwerkern; und diese Gesellschaften erwarben sich mit den Reichthümern zugleich Ansehen. Die Landsherren setzten sie den grossen Lehensträgern entgegen. Nach und nach nahmen die Anarchie und Tyranney der Lehensregierung ab. Die Einwohner der Städte wurden Bürger, und der dritte Stand bekam Zutritt zu den Versammlungen des Volks.

Der Präsident von Montesquieu schreibt der christlichen Religion die Ehre zu, die Sklaverey abgeschaft zu haben. Wir sind so frey, von seiner Meinung abzuweichen. Die Fürsten fiengen nicht eher

eher an, auf das Volk Rücksicht zu nehmen, als bis Gewerbsamkeit und Reichthümer unter demselben waren. Als die Reichthümer des Volks den Königen Beystand gegen die Baronen verschaffen konnten, da verbesserten erst die Gesetze den Zustand des Volks. Eine vernünftige Staatsklugheit, die der Handel allemal mit sich bringt, nicht aber der Geist der christlichen Religion war es, welche Könige bewogen hat, die Sklaven ihrer Vasallen für frey zu erklären; denn diese Sklaven wurden dadurch Unterthanen, da sie aufhörten, Sklaven zu seyn. Pabst Alexander der Dritte erklärte zwar, daß Christen der Knechtschaft nicht unterworfen seyn sollten; aber er that diese Erklärung nur den Königen von England und Frankreich zu gefallen, welche ihre Vasallen demüthigen wollten. Wenn es ihm Gerechtigkeitsliebe und die Menschheit eingegeben hätten, würde er nicht gesagt haben, daß der Christ, sondern daß der Mensch nicht zur Knechtschaft gebohren sey; daß der freywillige Sklav ein freyer ist, und daß keine Fesseln den gezwungenen Sklaven rechtmäßig schliessen; daß der, welcher seine Fesseln nicht mit Gewalt entzweybrechen kann, schuldlos ist, wenn er sich durch die Flucht davon befreyt; und daß sein anmaßlicher Herr ein Mörder ist, wenn er eine solche durch die Natur berechtigte Handlung mit dem Tod bestraft. Aber die christliche Religion ist so weit entfernt, die Knechtschaft zu verbieten, daß im katholischen Teutschland, in Böhmen*), in Polen

*) Hier hat sich vieles geändert. Denn Kaiser Joseph II hat

welches gewiß sehr katholische Länder sind, das Volk noch in der Knechtschaft steht, und daß selbst geistliche Güter Knechte haben, so wie sie es ehemals unter uns gehabt haben, ohne daß es die Kirche für unrecht hält.

Italiens schöne Tage waren erst in der Morgendämmerung. Man sahe in Pisa, Genua, Florenz nach weisen Gesetzen eingerichtete Freystaaten. Die Parthien der Guelfen und der Gibellinen, die seit so viel Jahrhunderten diese herrlichen Gegenden verheerten, hatten sich endlich gelegt. Der Handel blühte daselbst, und sollte nun die Wissenschaften bald auch einführen. Venedig hatte den höchsten Grad seines Glanzes erreicht. Das Seewesen dieses Staats übertraf weit das Seewesen seiner Nachbarn, und hielt die Flotten der Mammelucken und der Türken im Zaum. Sein Handel überstieg den von ganz Europa. Er enthielt eine zahlreiche Bevölkerung, und besaß unermeßliche Reichthümer. Seine Einkünfte wurden gut verwaltet, und das Volk war vergnügt. Die Republik borgte reichen Privatpersonen Kapitalien ab, aber nur aus Staatsklugheit, nicht aus Geldnoth. Die Venetianer sind zuerst auf die Erfindung verfallen, die reichen Unterthanen an die Regierung fester zu knüpfen, indem man sie bewog, einen Theil ihres Vermögens in die Kasse des Staats auf Interesse zu thun. Venedig hatte Seiden- Silber- und Goldmanufacturen. Die Fremden kauften von dieser

---

hat bekanntlich die Leibeigenschaft in Böhmen aufgehoben, und im südlichen Teutschland ist dieselbe ohnehin schon lange ganz erträglich. A.

dieser Stadt Schiffe. Ihre Goldschmidarbeit war die beste, und damals fast die einzige. Man machte den Einwohnern derselben einen Vorwurf daraus, daß sie sich der Gold- und Silbergeräthschaft bedienten. Sie hatten aber dannoch Gesetze gegen die Pracht, aber diese Gesetze ließen eine Art von Pracht zu, welche die Reichthümer im Staat erhielt. Der Adeliche war zu gleicher Zeit sparsam und prächtig. Die Reichthümer von Venedig hatten Athens Baukunst wieder belebt. Kurz, man sah in der Pracht schon Geschmack und Erhabenheit. Das Volk war unwissend, aber der Adel aufgeklärt. Die Regierung widerstand mit einer weisen Standhaftigkeit den Eingriffen der Päbste. Siamo Veneziani, poi Christiani *), sagte einer ihrer Rathsherren. Dies war die Denkungsart des ganzen Senats. Schon zu der Zeit setzte er die Priester herunter; wiewohl er besser gethan hätte, sie für die Sitten nützlich zu machen. Diese waren männlicher und reiner bey den Venetianern als bey den andern Italienern. Ihre Truppen waren von den elenden Condottieri, deren Namen so fürchterlich klang, und deren Waffen es so wenig waren, sehr verschieden. Es herrschte Feinheit zu Venedig, und der Umgang war damals durch die Staatsinquisitoren nicht so eingeschränkt, als es nachher geschehen ist, seitdem die Republik ihren Nachbarn und ihrer eigenen Schwachheit nicht traut.

Im fünfzehnten Jahrhundert ließ Italien das übrige Europa weit hinter sich. Der grausamste und unsinnigste Aberglauben, der für das gröste

*) Wir sind erst Venetianer, dann Christen.

Verdienst galt, und der so viel niederträchtige Ränke und wüthende Rasereyen herfürbrachte, hatte Spanien endlich nach und nach von dem Joch der Araber losgemacht. Dessen verschiedene Provinzen wurden durch Ferdinands und Isabellens Heyrath, und durch Grenadas Eroberung wieder vereiniget. Spanien war eine Macht geworden, die sich selbst neben Frankreich stellte. Die schöne castilische und leonische Wolle wurde zu Segovien verarbeitet. Man verfertigte daraus Tücher, die in ganz Europa, ja selbst in Asien abgesetzt wurden. Die beständigen Anstrengungen der Spaniern zur Vertheidigung ihrer Freyheit hatten bey ihnen Stärke und Muth erweckt. Ihr glücklicher Fortgang hatte ihre Seele erhoben. Bey ihrer wenigen Aufklärung besaßen sie allen Eifer der Ritterschaft und der Religion. Da sie auf ihre Halbinsel eingeschränkt, und selbst fast gar nicht mit den übrigen Nationen im Handelsverkehr waren, so verachteten sie dieselben. Sie hatten jene stolze Verachtung, die bey einem Volk eben sowohl, als bey dem einzelnen die wenige Aufklärung verräth. Diese war auch die einzige Macht, welche eine beständige Infanterie unterhielt, und diese war vortreflich. Da die Spanier seit mehrern Jahrhunderten Kriege führten, so waren sie auch bessre Soldaten, als die übrigen Europäer.

Die Portugiesen hatten fast den nemlichen Karakter: aber ihre Monarchie war besser, als die castilische eingerichtet, und seitdem sie durch die Eroberung von Algarbien von den Mauern befreyt worden war, leichter zu regieren.

In Frankreich hatte kurz vorher Ludwig XI. die grossen Vasallen gedemüthiget, die Obrigkeit wieder hergestellt, und den Adel den Gesetzen unterworfen. Das von seinen Herren minder abhängende französische Volk sollte nun in kurzer Zeit gewerbsamer, thätiger und achtungswerther werden. Allein Gewerbsamkeit und Handlung können nicht so schnell in die Blüthe kommen. Die Fortschreitung der Vernunft konnte mitten in den Unruhen, die die Vornehmen immer noch erregten, und unter der Regierung eines dem niederträchtigsten Aberglauben ergebenen Fürsten nicht anders als langsam seyn. Die Lehnsträger kannten nur eine barbarische Pracht. Kaum reichten ihre Einkünfte hin, eine Menge arbeitloser Edelleute, durch deren Beystand sie sich gegen den Landsherrn und die Gesetze schützten, in ihrem Gefolg zu erhalten. Die Kosten für ihre Tafel waren ungeheuer, und diese wilde Ueppigkeit, davon noch zu viel Ueberreste vorhanden sind, belebte keine einzige nützliche Kunst. Weder in den Sitten, noch in der Sprache war diese Anständigkeit zu finden, welche die ersten Classen der Bürger eines Staats bezeichnet, und diese andere lehrt, Achtung für sie zu hegen. Ungeachtet der den Rittern vorgeschriebenen Höflichkeit, herrschte dennoch Grobheit und Ungeschliffenheit unter den Grossen. Die Nation hatte eben dieses Unstäte und Unzusammenhängende in der Gemüthsart, das man nachher in ihr wahrgenommen hat, und das eine Nation, bey der die Sitten und Gebräuche mit den Gesetzen nicht übereinkommen, allzeit haben wird. Der Rath des Fürsten gab dort unzählige und oft widersprechende Verordnun-

nungen heraus, aber der Fürst erließ auch leicht ihre Befolgung. Diese Nachgiebigkeit bey den Fürsten ist gar oft ein Gegenmittel für die Leichtsinnigkeit, womit die Staatsminister in Frankreich die Gesetze gemacht und vervielfältiget haben, geworden.

England nicht so reich und nicht so arbeitsam als Frankreich, hatte übermüthige Baronen, despotische Bischöfe, und ein Volk, das ihres Jochs überdrüßig war. Die Nation hatte schon diesen unruhigen Geist, der sie zur Freyheit führen sollte. Diesen Karakter bekam sie durch die abgeschmackte Tyranney Wilhelms des Eroberers, und durch den düstern Geist verschiedner seiner Nachfolger. Der übermäßige Misbrauch der Gewalt hatte den Engländern ein außerordentliches Mistrauen gegen ihre Herrscher eingeflößt. Nur mit Furcht sprach man den Namen König bey ihnen aus, und diese von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Gesinnungen haben dazu beygetragen, daß sie die Regierungsform errichtet haben, unter der sie gegenwärtig zu leben das Glück haben. Die langen Kriege zwischen den Häusern Lancaster und York hatten den kriegrischen Muth und den Widerwillen gegen die Knechtschaft genährt, aber auch die Unordnung und Armuth unterhalten. Die Flamländer bearbeiteten damals die englische Wolle. Englands Wolle, Bley, Zinn wurde durch Schiffe der Hanseestädte verführt. Selbst hatte es weder Seewesen, noch innere Polizey, noch Rechtsgelehrsamkeit, noch Pracht, noch schöne Künste. Ausserdem war es noch mit einer Menge von reichen Klöstern und Spitälern angefüllt. Die ärmsten Edelleute brachten

ihr

ihr Leben damit hin, daß sie von einem Kloster zum andern, und das Volk, daß es von einem Spital ins andere zog. Diese abergläubischen Stiftungen erhielten die Trägheit und Barbarey.

Das durch die Streitigkeiten der Kaiser und Päbste, und durch innerliche Kriege lange Zeit zerrüttete Teutschland hatte unlängst eine ruhigere Lage gewonnen. Der Anarchie war Ordnung gefolgt, und die Völker dieses großen Lands ohne Reichthümer, ohne Handel, aber Krieger und Feldbauleute, hatten von ihren Nachbarn nichts zu befürchten und konnten ihnen nicht furchtbar seyn. Die Lehns-Regierungsform war dort dem menschlichen Geschlecht minder erschröcklich, als in andern Ländern. Ueberhaupt regierten die verschiedenen Fürsten dieses weitläuftigen Theils von Europa ihre Länder ziemlich gut. Sie misbrauchten ihre Gewalt wenig, und wenn der ruhige Besitz seines Erbtheils dem Menschen die Freyheit ersetzen kann, so waren Teutschlands Bewohner glücklich. Nur in den freyen und in den großen Hanseebund getretenen Städten fand sich Handlung und Arbeitsamkeit. Die hannöverschen und sächsischen Bergwerke waren noch nicht bekannt. Das Geld war rar, der Landmann verkaufte einige Pferde an Fremde. Die Fürsten verhandelten noch keine Menschen. Die Tafel und eine Menge Pferde und Leute war die einzige übliche Pracht. Die Vornehmen und Geistlichkeit betranken sich, ohne Unruhen im Staat zu stiften. Es kostete Mühe, die Edelleute vom Straßenrauben zu bringen. Die Sitten waren wild, und noch in den zwey folgenden

genden Jahrhunderten waren die teutschen Truppen mehr durch ihre Grausamkeit, als durch ihre Kriegszucht und Muth bekannt.

Der Norden war noch weiter zurück, als Teutschland. Er wurde durch die Edelleute und die Priester unterdrückt. Keins von den Völkern, die diese Gegenden bewohnten, hatten die Ruhmbegierde behalten, die ihnen sonst Odins Religion eingeflößt hatte; und sie hatten noch keines von den weisen Gesetzen bekommen, die nachher bessre Regierungen einigen von ihnen ertheilet haben. Ihre Macht war gar nichts, und eine einzige Stadt des großen Hanseebunds machte alle drey nordischen Kronen zittern. Nach der Verbesserung der Religion, und unter den Gesetzen Friedrichs und Gustavs Wasa wurden sie erst Nationen.

Die Türken besaßen weder die Regierungskunst, noch die Kenntniß der Künste, noch Geschmack an der Handlung; aber die Janitscharen waren die erste Militz in der Welt; und es hat im Alkoran nur ein einziger Vers gefehlt, daß Völker, über welche die Religion bis jetzt den gröften Einfluß behalten hat, nicht die Herren der Welt geworden sind. Wenn Mahomet, nachdem er gesagt hatte: du sollst dem Feind den Unglücksmonat mit dem Unglücksmonat vergelten hinzu gesetzt hätte: und du sollst des Fremdlings eitle Kenntnisse verachten; die Kriegskunst allein sollst du von ihm lernen; wäre es um Europas Freyheit geschehen gewesen. Der, welcher den Türken in der Kriegskunst aus-

bilden

bilden wird, wird der gemeine Feind aller Nationen seyn. Die Janitscharen, diese Gesellen eines Despoten, dem sie Furcht erwerben und einjagen, den sie krönen und erwürgen, hatten damals grosse Männer an ihrer Spitze. Sie zerstörten das Reich der in Theologie vernarrten und durch Aberglauben schwach gewordnen Griechen. Einige Bewohner dieses sanften Himmelsstrichs, welche sich auf Künste und Wissenschaften gelegt hatten, verliessen ihr unterjochtes Vaterland und flüchteten nach Italien; Künstler und Kaufleute folgten ihnen. Die Wohlhabenheit, der Friede, das Gedeihen, diese Liebe nach allen Arten von Ruhm, dieses Bedürfniß neuer Vergnügungen, welches gute Regierungen einflößen, begünstigten in dem Land der ehemaligen Römer die Wiedergeburt der Wissenschaften; und die Griechen brachten den Italienern mehr Kenntnisse der guten Muster, und die Liebe zu den Alterthümern. Die Buchdruckerkunst war erfunden, und war sie schon lange Zeit eine unnütze Erfindung gewesen, so lange die Völker arm und ohne Gewerb gewesen waren, so hatte sie seit dem Fortgang des Handels und der Künste die Bücher gemeiner gemacht. Ueberall studirte und bewunderte man die Alten, aber in Italien nur hatten sie Wetteiferer.

Rom, welches fast immer in jedem Jahrhundert die Denkungsart gehabt, die ihm in dem Augenblick am schicklichsten war; Rom schien gar nicht mehr die Unwissenheit, die ihm so lange und so gut gedient hatte, zu verewigen. Es beschützte die schönen Wissenschaften und die Künste, die der Einbildungskraft mehr, als der Vernunft zu

danken

danken haben. Die unwissendsten Priester wissen, daß das Bild eines erschrecklichen Gottes, die Kasteyungen, die Enthaltungen, die Strenge, die Traurigkeit und Furcht die Mittel sind, welche ihr Ansehen über die Gemüther befestigen, indem denselben die Religion dadurch wichtiger und angelegner wird. Aber es giebt Zeiten, wo diese Mittel nur wenig wirken. Die in ruhigen Gesellschaften reich gewordenen Menschen wollen genießen; sie fürchten die Langeweile, und suchen die Vergnügungen mit großem Eifer. Als die Messen errichtet wurden, und es auf diesen Messen Spiele, Tänze und Belustigungen gab, verdammte die Geistlichkeit, welche wohl merkte, daß diese Neigungen zur Freude die Völker minder eifrig für die Religion machen würden, diese Spiele, und that die Gaukler in den Bann. Aber da sie sah, daß diese Strafen nicht genug geachtet wurden, veränderte sie ihre Aufführung, und wollte selbst Schauspiele geben. Man sahe die geistlichen Komödien entstehen. Die Mönche zu St. Denis, die den Tod der heiligen Catherine vorstellten, machten den Gauklern den Rang streitig. Die Musik wurde in den Kirchen eingeführt; man stellte so gar Possenspiele darinn an. Das Volk belustigte sich bey dem Narrenfest, bey dem Eselsfest, bey dem unschuldigen Kinderfest, die in den Kirchen gefeyert wurden, eben so sehr, als bey den Possenspielen, die man auf den öffentlichen Plätzen aufführte. Oft verließ man zur Belustigung die Tänze der Ziegeunerinnen, wegen der Procession am Johannistag. Als Italien Artigkeit in den Sitten bekam, und dieselbe auch in die Vergnügungen übertrug, so

kam

kam noch mehr Anständigkeit in die öffentlichen Schauspiele, und in die weltlichen Feyerlichkeiten; daher hatten die Priester auch weniger Ursache, dagegen zu eifern, und gestatteten sie. Lange waren sie die einzigen gewesen, die lesen konnten; aber dieses nach der Zeit gemeiner gewordene Verdienst gab ihnen kein Ansehen mehr. Da sie sahen, daß die Wissenschaften Ruhm erwärben, wollten sie an dem Ruhm, sich darinnen hervorzuthun Theil haben. Die Päbste, die in dem wollüstigen Italien reiche und ruhige Fürsten waren, ließen viel von ihrer Strenge nach. Ihr Hof wurde beliebt. Sie sahen die Wissenschaften als ein neues Mittel an, über die Gemüther zu herrschen. Sie schützten vorzügliche Talente; sie ehrten grosse Künstler. Raphael sollte Cardinal werden, als er starb. Petrarch erhielt die Ehrenbezeugungen des Triumphs. Dieser gute Geschmack, diese neuen Vergnügungen konnten wohl mit dem Geist des Evangeliums nicht recht übereinkommen; aber sie schienen mit den Vortheilen der Päbste übereinzustimmen. Die Künste und Wissenschaften schmücken das Gebäude der Religion aus: die Philosophie aber zerstört es. Auch war die römische Kirche, welche die schönen Künste begünstigte, den gründlichen Wissenschaften entgegen. Man krönte die Dichter, und verfolgte die Philosophen. Wären Galiläus und Tasso Zeitverwandte gewesen, so hätte das erste dieser grossen Genies aus seinem Gefängnis, das andre können sehen den Kapitol hinaufsteigen.

Es war Zeit, daß die Weltweisheit und die Wissenschaften der Moral und der Vernunft zu

Hülfe eilten. Die römische Kirche hatte so viel als möglich die Grundsätze von Gerechtigkeit, welche die Natur allen Menschen eingeprägt hat, vernichtet. Der einzige Lehrsatz, daß dem Pabst die Oberherrschaft aller Reiche gehört, zerstörte die Grundfesten aller Gesellschaft, aller politischen Tugend. Inzwischen hatte dieser Grundsatz lange Zeit mit dem abscheulichen Lehrsatz, der erlaubte, ja gebot, alle Menschen, deren Religionsmeinungen nicht mit der römischen Kirche übereinstimmten, zu hassen, zu verfolgen, geherrscht. Die Ablässe, eine Art feiler Versöhnung für alle Verbrechen, und gar noch etwas Ungeheurers, Versöhnung für künftige Verbrechen: die Gestattung, den Feinden des Pabsts, wenn sie schon dieselbe Religion bekennen, sein Wort zu brechen: der Glaubensartikel, welcher lehret, daß das Verdienst des Gerechten auf den Bösewicht übergetragen werden kann: die Beyspiele aller Laster an den Päbsten und ihren Günstlingen, an den geheiligten Männern, die dazu bestimmt sind, dem Volk Muster zu seyn: endlich die gröste aller der Menschheit angethaner Beschimpfungen, die Inquisition, alle diese Abscheulichkeiten mußten Europa eher zu einem Aufenthalt für Tyger und Schlangen, als zu einer weitläuftigen, durch Menschen bewohnten und bekannten Gegend machen.

Dieses war Europas Lage, als die portugiesischen Beherrscher an der Spitze eines arbeitsamen, edeldenkenden, verständigen und von noch immer einander erwürgenden Nachbarn umgebenen Volks den Entwurf machten, ihre Schiffahrt und ihr Reich zu erweitern.

I.

Erste Seefahrten der Portugiesen in den Meeren, in welchen man das alte Atlantis gelegen zu seyn vermeinte.

Es war eine allgemein angenommene Meinung, daß das atlantische Meer nicht befahren werden könne, daß Afrikas westliche Küsten, die unter dem heissen Erdgürtel gelegen, verbrannt wären und daher nicht bewohnt werden könnten. Dieses Vorurtheil hätte durch einige Werke des Alterthums, welche dem Verderben der Zeit und der Unwissenheit entgangen waren, vertrieben werden können: aber man war mit diesen gelehrten Schriften nicht bekannt genug, um darinn Wahrheiten, welche freylich nur dunkel vorgetragen waren, zu entdecken. Die Mauren und Araber, von welchen Europa schon vorhin so viele Erleuchtung erhalten hatte, mußten uns auch über diese grossen Gegenstände aufklären. Uber einen Ocean, den man nicht bändigen zu können glaubte, zogen diese Völker unermeßliche Reichthümer aus einem Land, das man für verbrannt hielt. Bey den Zügen, deren Schauplatz die Barbarey war, wurde man mit den Quellen ihres Vermögens bekannt, und entschloß sich dahin zu gehen, um daraus zu schöpfen. Abentheurer aus allen Nationen machten diesen Entwurf. Heinrich der Sohn des Königs Johann I von Portugall aber war der einzige, welcher kluge Maaßregeln nahm.

Dieser junge Prinz benützte die wenige Sternkunde, welche die Araber erhalten hatten. Auf

seinen Befehl wurde zu Sagres *), einer Stadt in Algarbien, wo er den jungen Adel von seinem Gefolg erziehen ließ, ein Observatorium erbaut. Er hatte vielen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums, und sahe zuerst den Nutzen ein, den man aus dem Compaß, welcher zwar schon in Europa bekannt war, jedoch ohne daß man ihn zum Gebrauch bey der Schiffahrt angewendet hätte, ziehen könnte.

Die Seeleute, die sich unter seinen Augen bildeten, entdeckten 1419 Madera, welches einige Verständige für einen schwachen Ueberrest der Atlantis halten wollten. Aber gab es wohl jemals eine Insel Atlantis? Wenn sie auch vorhanden war; welches war dann ihre Lage, wie groß ihre Ausdehnung! dieses sind zwey Fragen, die man nach dem Grad der Glaubwürdigkeit, den man dem Diodor von Sicilien und dem Plato beylegen, und nach der Art, wie man selbige auslegen will, entscheiden muß.

„ Nachdem wir die benachbarten Inseln der „ herkulischen Seulen durch gegangen sind, wollen „ wir, sagt der erstere, von den weiter im „ Ocean gegen Niedergang gelegenen reden. Im „ Meer, welches an an Lybien gränzt, liegt eine „ berühmte, und zwar mehrere Seetagreisen vom „ sehr festen Land gelegene Insel.

Diodor läßt sich alsdann auf die Bevölkerung, Sitten, Gesetze, Denkmäler und Fruchtbarkeit dieser Insel ein. Darauf fügt er hinzu:

„ Die Phönizier haben solche in den ältesten „ Zeiten entdeckt. Sie kamen über die herkulischen Seulen hinaus und schiften auf dem Ocean.

„ Un-

*) Sollte heißen zu Tarnacabal, einer Stadt an dem Vorgebürg Sagres im Königreich Algarbien.

„ Unfern den herkulischen Seulen bauten sie
„ Gadeira oder Cadix. Das Meer über die Seulen
„ hinaus hatten sie durchschift und Lybien erreicht,
„ als sie von einem heftigen Sturm überfallen und
„ von selbigem auf die hohe See, in das weite Meer
„ vertschlagen wurden. Nach einer mehrere Tage
„ angedaurten schlimmen Witterung erreichten sie
„ die bemerkte Insel. Sie machten den Bericht
„ von ihrer Reise bekannt. Sie wollten sich auch
„ in dieser neuen Gegend niederlassen, allein die
„ Carthaginienser widersetzten sich, weil sie fürch-
„ teten, ihr Land möchte entvölkert werden. „

Welches ist nun diese Insel, die man nicht mehr findet, was ist sie geworden? Plato wird uns vielleicht davon belehren.

Hier ist, was Critias zum Socrates in dem Gespräch Timäus sagt. „ Solon war der Herzensfreund
„ von Dropidas unserm Großvater. Dropidas be-
„ daurte oft, daß die Staatsangelegenheiten den
„ Solon von seinem Hang zur Dichkunst abgebracht,
„ und ihn an der Beendigung seines Gedichts über
„ die Atlantiden verhindert hätten. Er habe dazu den
„ Gegenstand von seiner egyptischen Reise mitge-
„ bracht. Solon sagte, daß die Einwohner von
„ Sais, einer an der Spitze des Delta und in der
„ Gegend, wo sich der Nil in zwey Arme theilt,
„ gelegenen Stadt, sich für Abkömmlinge der
„ Athenienser hielten, von den sie auch die Lanze,
„ den Degen, Schild und die andere Waffen beybe-
„ halten hätten. Er giebt die Saltiker an, von
„ denen er diese Meinung empfangen habe. Nachdem
„ nun daselbst dieser Gesetzgeber, Dichter und Welt-
„ weise sich mit den Priestern besprochen und solche
„ von Prometheus, dem ersten Menschen, der

„ Niobe, der Ueberschwemmug des Deucalions
„ und dergleichen andern Sagen unterhalten
„ hätte, rief ein Priester aus, O Solon, Solon,
„ ihr andern Griechen, ihr seyd noch Kinder.
„ Es giebt unter euch keinen einzigen Alten. Ihr
„ nehmt sinnbildliche Fabeln für Thatsachen. Ihr
„ habt nur von einer einzigen Ueberschwemmung,
„ der doch schon viele andere vorangegangen
„ sind, einige Kenntnis. Schon lange steht
„ Athen. Schon lange ist es gesittet, schon
„ lange ist sein Name in Egypten durch euch
„ unbekannte Thaten, deren Geschichte in unsern
„ Archiven aufgezeichnet ist, berühmt. Daraus
„ werdet ihr euch von den Alterthümern eurer
„ Stadt belehren können. „

Nach einer sehr einsichtsvollen und schönen Ausführung der Gründe der Unwissenheit der Griechen setzt der Priester hinzu:

„ Hier werdet ihr einsehen, auf welche ruhmvolle
„ Weise die Athenienser in den alten Zeiten eine
„ furchtbare Macht, welche sich in Europa und
„ Asien ausgebreitet hatte, durch einen raschen Ue-
„ berfall von Krieger, welche aus dem Schoos des
„ atlantischen Meers hervorgekommen sind, zurück-
„ geschlagen hat. Dieses Meer umgab einen gro-
„ ßen Erdenraum, welcher der Mündung der Meer-
„ enge, die herkulischen Seulen genannt, gegen über
„ gelegen ist. Es war ein größeres Land, als Asien
„ und Lybien zusammen. Von dieser Gegend aus ge-
„ gen die Meerenge lagen viele andere kleine Inseln. „
„ Dieses Land, von welchen ich eben gesagt
„ habe, oder die Insel Atlantis wurde durch ver-
„ bundene Herrscher regiert. Auf einem Zug be-
„ mächtigten sie sich auf einer Seite von Lybien

„ bis

„ bis nach Egypten und auf der andern aller Ge-
„ genden bis Tirrhenien. Wir waren alle Sklaven,
„ aber eure Voreltern machten uns frey: sie führten
„ ihre Flotten gegen die Atlantisten und schlugen
„ selbige. Aber ein grösers Unglück wartete
„ ihrer. Wenige Zeit nachher gieng ihre Insel
„ unter, und diese Gegend, welche gröser, als
„ Europa und Asien zusammen gewesen, ver-
„ schwand in einem Augenblick. „

Welcher Stof zum Nachdenken! Der Mensch schläft, oder arbeitet auf einem Haufen beweglichen Sands: er schwingt sich durch seine Entwürfe in die Ewigkeit; aber die zusammentreffenden Schicksale können sich im Augenblick entwickeln, und ihn und seinen stolzen Aufenthalt plötzlich vernichten.

Was vollends die beiden vorhergehenden Zeugnisse bestärkt, ist, daß das Meer, welches noch itzt das Atlantische genannt wird, bis itzt seicht geblieben ist, und daß man in grossen Entfernungen von seinen Ufern das Meergras und andere Seegewächse, welche ein ehemaliges festes Land anzeigen, findet.

II.

Entdeckung von Madera, und gegenwärtiger Zustand dieser Insel.

Es mag aber nun in Ansehung dieser Gegend Wahrheit, oder bloße Einbildung seyn, so ist es doch eine sehr glaubwürdige Sage, daß bey der Portugiesen Landung Madera mit Waldungen überdeckt gewesen, daß man solche angezündet, und daß

diese Brunst sieben ganze Jahre gedauert habe, und darauf die Erde ausserordentlich fruchtbar befunden worden sey. Diesen Boden, der 25 Meilen in die Länge und 10 in der Breite groß ist, haben die Portugiesen mit 63913. Personen, von allerley Alter und Geschlecht bevölkert, und solche in 43 Pfarreyen, sieben Dörfer und die Stadt Finchal, welche auf der Mittagsseite in einem fruchtbaren Thal, am Fuß einiger Berge, deren mindere steiler Abhang mit Gärten und sehr angenehmen Landhäusern bedeckt ist, ohne viel Geschmack gebaut ist, vertheilt. Sieben oder acht größere, oder kleinere Bäche fließen durch dieselbe. Ihre Rhede, in welcher es allein erlaubt ist, die Schiffe aus und einzuladen, und der auch also allein Niederlagen errichtet sind, ist fast das ganze Jahr sehr sicher, wenn, welches aber äusserst selten geschieht, die Winde zwischen Südwest und West-nordwest gegen Süden streichen, muß man sich segelfertig machen; allein glücklicherweise kann man dann das schlimme Wetter 24 Stunden vorher sehen, ehe es einen überfällt.

Die Spaltungen der Gebürge, die schwärzliche Farbe der Steine, die mit der Erde vermengte Lava; alles führt die Merkmale alter feuerspeyender Berge bey sich. Auch erndtet man wenig Getreid, und die Einwohner müssen drey Viertel von ihrem Gebrauch auswärts herholen.

Die Weinreben sind ihre einzige Nahrungsquelle. Diese bedecken die Anhöhe mehrerer Berge, deren Gipfel mit Castanienbäumen gekrönt ist. Gehäge von Granat- Orange- Citronenbäumen, Myrthen und wilden Rosenhecken theilen sie ab. Die Traube wächst gewöhnlich unter laubenähnlichen Gängen

und

und reift im Schatten. Ihre Rebenstöcke werden durch viele Bäche gewässert, welche von den Anhöhen herabfließen, und sich auf der Ebene nicht eher, als nach den in den Pflanzungen unzählig gemachten Krümmungen verlieren. Einige Besitzer haben das Recht erlangt, oder sich angemaßt, diese Wasser zu ihrem Vortheil bequem zu leiten; andere hingegen dürffen sich desselben nur ein, zwey oder dreymal in der Woche bedienen. Ja selbst die, welche einen neuen Weinberg in einer brennheißen Gegend, auf einem trockenen Erdreich, bey dem das Wasser unumgänglich nöthig ist, anlegen, können dieses Vorrecht nicht anders, als durch einen kostbaren Ankauf bekommen.

Das Erzeugnis der Reben wird jederzeit in zehen Theile getheilt. Einer davon gehört dem König, einer der Geistlichkeit, vier für den Eigenthümer und so viel für den Pflanzer.

Die Insel erzeugt verschiedne Arten von Wein. Der beste und seltenste kömmt von einer ursprünglich aus Candien erhaltenen Pflanze. Er hat eine köstliche Süßigkeit, ist unter dem Namen des Malvesiers von Madera bekannt, und wird um hundert Pistolen (900 G.) die Pipe verkauft. Der magre hingegen kostet nur 6 — 700. Franken, und findet seinen Hauptabsatz in England. Die noch geringern Arten, deren Preis nicht vier oder fünf hundert Livres übersteigt, werden für Ostindien, einige Inseln und das nördlichre feste Land von Amerika bestimmt.

Gemeiniglich betragen die Weinlesen gegen dreyßig tausend Pipen. Davon tränken dreyzehn oder vierzehn der besten einen großen Theil des Erd-

balls, der übrige wird im Land selbst getrunken, oder in Weinessig und Brandenwein für Brasiliens Gebrauch verwandelt.

Die Staatseinkünfte bestehen aus den Zehenten von allen Erzeugnissen, aus der Auflage von Zehen aufs hundert von allem auf die Insel ein geführten, und von Zwölf aufs Hundert vom ausgeführten. Doch sind das Mängel der Verwaltung, daß von einer so beträchtlichen Summe fast nichts in die Hauptstadt kommt.

Die Colonie wird durch einen Vorsteher regiert, welcher auch über Porto Santo, das nur sieben hundert Einwohner und einige Weinberge enthält; über die noch weniger nutzbare Salvages, und über einige andre kleine, ausser der Fischenszeit ganz unbewohnten Inseln die Regierung führt. Man giebt ihm zur Vertheidigung einer so schönen Niederlassung an regulirten Truppen nur hundert Mann; allein er kann dreytausend Mann Militz, die jährlich einen Monat lang zusammen gestossen und geübt wird, aufbringen. Bey derselben dienen Officiere und Soldaten ohne Sold, und dessen ungeachtet sind die Stellen darunter gesucht. Diese verschaffen nemlich einem gewisse Vorzüge, auf die man in dieser Insel begierriger ist, als in jedem andern Ort der Welt.

III.

Reisen der Portugiesen ins feste Land von Afrika.

Nach der Entdeckung von Madera kehrten die Portugiesen ihre Flagge gegen die westlichen Gegen-

Gegenden von Afrika. Man glaubt zimlich allgemein, daß dieses die ersten Europäer gewesen seyen, welche an diesen barbarischen Küsten landeten. Inzwischen scheint doch erwiesen zu seyn, daß die Normänner schon hundert Jahre vorher daselbst gewesen, und daß diese gar zu wenig bekannten Schiffer einige kleine Niederlassungen angelegt haben, welche bis 1410. bestanden sind. Zu dieser Zeit aber liessen die Unruhen, welche Frankreich verwüsteten, nicht mehr zu, sich um so entlegene Besitzungen zu bekümmern.

Die ersten Fahrten der Portugiesen nach Guinea waren bloße Seeräubereyen. Diese verwegenen und wilden Seeleute, welche mit Eisen überdeckt, und mit dem Donner gewafnet waren, raubten erschrockenen, zerstreuten und feigen Völkern das, was ihnen Natur oder Zufall gegeben hatte. Die Räubereyen, die bis zur ungeheuren Ausschweifung getrieben wurden, hatten aber auch ein Ziel, und dieses war, seitdem man sich wechselseitig verstehen konnte. Von dem an trat die Handlung an die Stelle der Gewaltthätigkeit; und es giengen einige Tauschhändel vor, die aber selten auf eine gänzliche Freyheit und genaue Gerechtigkeit gegründet waren. Endlich fand der Hof zu Lissabon seinem Vortheil oder seiner Ehre zuträglich, seiner Herrschaft diejenigen Striche dieses so großen Lands, welche man entweder für die fruchtbarsten hielt, oder deren Lage die gelegenste war, zu unterwerfen; und die Ausführung dieses vielleicht mehr glänzenden, als klugen Entwurfs bewies nichts, als wenig Widersprüche. Um diese Eroberungen dauerhaft zu machen, glaubte man, die Festungen vermeh-

ren,

ren, die europäische Religion ausbreiten, und die Landseingebohrne in ihrer Unwissenheit auf immer erhalten zu müssen.

Unter der Regierung Johanns II eines erleuchteten Fürsten, der zuerst Lissabon zum Freyhafen erklärte, und eine neue Anwendung der Sternkunde auf die Schiffahrt machen ließ, umschifften Portugiesen, die das Vorgebürg, das am äußersten Ende von Africa ist. Man nannte es damals das Vorgebürg der Stürme, aber der Prinz, der den Weg nach Indien vorausahe, nannte es das Vorgebürg der guten Hoffnung.

IV.

Ankunft der Portugiesen in Indien.

Emanuel setzte die Entwürfe seiner Vorfahren fort. Im Jahr 1497 den 18 Jul. schickte er eine Flotte von vier Schiffen, unter dem Befehl des Vasco de Gama aus. Dieser Admiral, nachdem er Stürme ausgehalten, die östliche Küste nach Africa beschifft hatte, und auf unbebahnten Meeren herumgeirrt war, landete endlich in Hindostan.

V.

Erdbeschreibung von Asien.

Asien, von dessen reichsten Theile einer Hindostan ist, macht eine Strecke festen Lands aus, das nach den russischen Beobachtungen, gegen welche man aber vernünftige Zweifel aufgeworfen hat, zwischen

schen dem drey und vierzigsten bis zweyhundert und siebenten Grad Länge reicht. Von einem Pol zum andern erstreckt es sich von dem sieben und siebenzigsten Grad nördlicher, bis zum zehnten südlicher Breite. Der Theil dieses großen Welttheils, den der gemäßigte Himmelsstrich zwischen dem fünf und dreyßigsten und fünfzigsten Grad Breite umfaßt, scheint höher zu liegen, als alles übrige. Er ist sowohl gegen Mittag, als Mitternacht durch zwey grosse Ketten von Gebürgen eingefaßt, die fast von dem westlichen Ende Kleinasiens und den Ufern des schwarzen Meers an, bis nach der See hin, die an die Küsten von China und der Tartarey gegen Morgen schlägt, laufen. Diese beiden Ketten sind mit einander durch andre Zwischenketten, die von Süden nach Norden laufen, verbunden. Sie breiten sich sowohl gegen das Nordmeer, als gegen das indianische, und orientalische Meer hin in Zweige aus, die sich, wie Dämme zwischen den Betten der grossen Flüsse, welche diese weitläuftigen Gegenden wässern, erheben.

So ist das große Zimmerwerk beschaffen, das den stärksten Klumpen von Asiens unterstützt. Im Innersten dieses unermeßlichen Lands ist die Erde nichts, als ein beweglicher Sand, der der Winde Spiel ist. Man findet dort keine Spur von kalkartigen Steinen oder von Marmor. Es giebt dort weder versteinerte Muscheln, noch andere Fossilien. Die metallischen Adern liegen an der Oberfläche der Erde. Die Beobachtungen mit dem Barometer vereinigen sich mit allen diesen Erscheinungen, um die ganze Erhöhung dieses Mittelspunkts von Asien, dem man in letztern

Zeiten

Zeiten den Namen der kleinen Bucharey beygelegt hat, zu beweisen.

Aus dieser Art von Gürtel, der diese weitläuftige und unfruchtbare Gegend umgiebt, entspringen starke und zahlreiche Quellen, die nach verschiedenen Gegenden laufen. Diese Flüsse, welche unaufhörlich nach allen Enden von Asien Ueberreste eines magern Erdreichs hinwälzen, werfen eben so viel Dämme auf gegen das Meer, welches in die Küsten eindringen könnte, und versichern diesem Welttheil eine Festigkeit, eine Dauer, welche die andern nicht haben können. Vielleicht ist er dazu bestimmt, sie mehrmalen im Wasser verschwinden zu sehen, ehe ihm dergleichen etwas begegnet.

Von den Meeren, von welchen sich dieses große Land mit dem Ablauf der Zeiten erledigt hat, ist ein einziges in seinem Schooß geblieben. Dieses ist das kaspische Meer, welches offenbar der Kessel jener großen Flüsse, welche es aufnimt, ist. Einige Naturforscher sind in der Vermuthung gestanden, dieses Meer stehe mit dem Ocean und dem schwarzen Meer durch unterirdische Gänge in Gemeinschaft; allein es fehlt ihnen aller Beweis. Man kann diesen Behauptungen einmal die Ausdünstung, welche hinreicht, das Gewässer wegzubringen, so wie solches die Flüße hinführen; und dann die Leichtigkeit, mit welcher die unterirrdischen Leitungen durch Koth und Sand, welche das Wasser mit sich führen würde, versteckt werden, entgegensetzen. Dieses bestätigt auch der Grund, daß das kaspische Meer gesalzen ist, so wie alle Seen, in welche Flüße ein, aber nicht mehr aus denselben laufen. Es scheint nach den zu Astrakan mit dem Barometer

meter angestellten Beobachtungen gewiß zu seyn, daß seine Oberfläche niedriger ist, als die der beiden benachbarten Meere; folglich ist es dadurch so wenig im Stand, ihnen Wasser durch unterirrdische Gänge zu zuführen, als mit selbigen durch Ausflüsse über der Erde in Gemeinschaft zu stehen.

Das Eismeer, welches die mitternächtlichen Küsten Sibiriens bespühlt, macht sie dem Vorgeben der Russen nach unzugänglich. Man kann nicht hoffen, sagen sie, daß man durch diese See einen neuen Weg von Europa nach Amerika finden werde. Das Eis wird immer hindern, daß man das Vorgebürg Szalaginskoi, welches die neue Welt von der alten trennt, umschiffe, wenn man auch gleich einmal durch diese Durchfahrt geschift ist. Aber vielleicht sind die Russen nicht aufrichtig, oder noch nicht geschickt genug, um hierinn Glauben zu verdienen. Vielleicht wissen sie nicht alles, was sie gesagt haben, oder haben sie nicht alles gesagt, was sie wissen *).

Die

*) Raynal zweifelt mit Recht an der Richtigkeit der hier angeführten Aussage. Nicht allein hat Herr Engels durch viele Gründe wahrscheinlich gemacht, daß die Durchfahrt durch das Eismeer nach Ost- und Westindien gar nicht unmöglich ist; sondern auch Hr. Barrington, ein gelehrter Engländer hat neulich noch durch mehrere Gründe diese Meinung bestätigt. Sogar Büsching bemerkt in der Nachricht, die er in seinen geographischen wöchentlichen Anzeigen von Hrn. Barringtons Schrift giebt, daß ein vornehmer russischer Seeofficier einem Gelehrten in London erzählt habe, der Capitain Rodham hätte schon 1772. Befehl gehabt, mit einem Schiff aus

Ruß-

Die indische See, die an die mittägliche Küste Asien schlägt, ist von dem großen mittäglichen Meer durch eine Kette von Seebergen getrennt, die bey der Insel Madagascar anfängt, bis nach der Insel Sumatra fortläuft, wie es die Inseln, Untiefen und Felsen zeigen, die sich diese ganze Strecke lang befinden, und sich mit dem Land Diemen und Neu-Guinea vereiniget. Hr. Buache, der Erdbeschreiber, welcher die Erde als Naturforscher beobachtet und die Karte der Erde nach diesem Grundsatz entworfen hat, behauptet, daß das zwischen dieser Inselnkette und dem mittäglichen Theil von Asien eingeschloßne Meer in drey große Kessel, wovon die Gränzen in der That auch durch die Natur angegeben sind, abgetheilt sey.

Der erste dieser Kessel, der gegen Westen zu, zwischen Arabien und Persien liegt, ist gegen Süden durch diese Kette von Inseln, die sich vom Vorgebürg Komorin und den Maldivischen Eylanden bis zur Insel Madagascar erstreckt, begränzt. Dieses ist der Kessel, welcher ins feste Land hinein geht, und da zwey große Meerbusen, den Persischen und das rothe Meer macht. Der zweyte dieser Kessel macht den Bengalischen Meerbusen aus. Der dritte ist der große Archipel, wel-

---

Rußland durch das sogenannte Eismeer nach Indien zu segeln, weil aber das Schiff nicht zu rechter Zeit fertig geworden, sey vermuthlich diese Fahrt 1773. angestellt worden. Welches beweiset, daß die Russen noch gar nicht glauben, daß ihre Erfahrungen über das Eismeer die Sache völlig entscheiden.

welcher die Inseln von Sunda, die Moluckischen und Philippinischen in sich begreift. Das ist gleichsam ein Gemäuer, welches Asien mit dem festen Land nach dem Antarktischen Pol hin verbindet, und die Last des stillen Meeres trägt. Zwischen diesem Meer und dem großen Archipel ist gleichsam ein neues Becken, welches durch eine besondre Kette von Seebergen gegen Morgen gebildet wird: diese Kette erstreckt sich von den Marieninseln bis zu den Inseln, die das japanische Reich ausmachen. Zu diesen Kesseln kömmt noch ein fünfter hinzu, welchen die Kette von Inseln bildet, von dem nördlichen Ufer Japans an bis auf die mittägliche Spitze der Halbinsel Kamtschatka stößt, und das Meer in sich schließt, worinn sich der Fluß Amur ergießt, dessen Mündung wegen der darinn wachsenden Bambu nicht beschifft werden kann, welches glauben läßt, daß dieses Meer fast keine Tiefe hat.

Diese geographischen Umstände müssen um so weniger, als ein bloses Nebenwerk betrachtet werden, da sie nothwendig waren, um die Aufmerksamkeit auf das reichste und schönste Land der Welt zu leiten und zu heften. Wir wollen nun mit Hindostan anfangen.

VI.

Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit von Hindostan.

Ob man schon durch den allgemeinen Namen Ostindien gewöhnlich die weitläuftigen Gegenden, die jenseits des arabischen Meers und des

Königreichs Persien liegen, versteht, so ist Hindostan doch nur das zwischen dem Indus und Ganges liegende Land; zwey berühmte Flüsse, welche sich in das Meer von Indien 400 Meilen von einander ergiessen. Eine Kette von hohen Bergen geht gerade durch diese lange Strecken, schneidet sie mitten durch, und endiget sich bey dem Vorgebürg Komorin, indem es die malabarische Küste von der von Coromandel trennt.

Durch einen auffallenden und vielleicht in seiner Art einzigen Umstand ist diese Kette eine Schiedwand, welche die Natur zwischen den entgegen gesetzten Jahrszeiten aufgeführt zu haben scheint. Nur die Breite der Gebürge trennt den Sommer vom Winter, das ist, die Zeit der schönen Tage von der des Regenwetters. Denn bekanntlich giebt es zwischen den Wendezirkeln keinen Winter. Durch dieses Wort aber versteht man in Indien die Zeit des Jahrs, worinn die Wolken, welche die Sonne aus dem Schooß des Meers pompt, durch die Winde gegen die Gebürge mit Gewalt getrieben werden, dort sich brechen und in Regen und häufig damit verbundene Gewitter auflösen. Dadurch sammeln sich Ströme, die herabstürzen, die Flüsse anschwellen, und die Ebenen überschwemmen. Dann schwimmt gleichsam alles in nasser, dicker und tiefer Finsterniß. Selbst der Tag wird durch schwärzere Dünste verdunkelt. Aber gleich dem Abgrund, der vor der Schöpfung die Keime der Welt verbarg, ist diese neblichte Jahrszeit die Zeit der Fruchtbarkeit. Alsdann haben Pflanzen den meisten Saft und Frische; und dann kömmt der gröste Theil der Früchte zu ihrer Reife.

Der

Der Sommer bleibt sich ohne Zweifel in dieser Gegend gleicher, als der Winter. Der Himmel, dessen Stralen von keinen Wolken aufgehalten werden, stellt daselbst den Anblick eines glühenden Ertzes vor. Doch mildern die Seewinde, während des Tags und die Landwinde des Nachts die Hitze der Luft durch eine periodische Abwechslung. Aber die von Zeit zu Zeit herrschenden Windstillen ersticken diese sanften Lüfte, und geben die Bewohner einer verzehrenden Trökne preiß.

Der Einfluß der bey den Jahrszeiten ist auf den beyden Indischen Meeren noch merklicher, wo man sie mit der Benennung des trocknen und des regnerischen Monsons bezeichnet. Indem die Sonne ihren Rückweg antritt, und im Frühling die Jahrszeit der Stürme und der Schifbrüche auf der See, welche die Malabarsche Küste bespühlt, mitbringt, sieht die Koromandelsche die leichtesten Fahrzeuge ohne Gefahr auf einem ruhigen Meer, wo die Steuerleute weder Wissenschaft noch Vorsicht nöthig haben, herumfahren. Aber der Herbst verändert auch seiner Seits die Gestalt der Elemente, bringt Stille auf der westlichen, die Stürme aber auf der östlichen Küste von Indien, und schaft Frieden, wo Krieg, und Krieg, wo Frieden war. Der Einwohner der Insel Ceylon, wenn er in den beyden Jahrszeiten der Sonnengleiche das Gesicht nach dem Aequator hinrichtet, sieht abwechselnd die Gewässer auf seiner rechten Seite in stürmischen Wellen sich erheben, auf der linken aber ruhig, gleich als ob der Herr der Natur in diesen beyden Augenblicken des Stillstands, die Wagschale der Plagen und der Wohlthaten, die er unaufhörlich

in seiner Hand hält, auf einmal umkehrte. Vielleicht ist sogar in Indien, wo die beyden Reiche des Guten und des Bösen nur durch einen Wall von Bergen getrennt zu seyn scheinen, der Lehrsatz von den beyden Urwesen zuerst entsprungen, ein Lehrsatz, den der Mensch vielleicht niemals völlig verlassen wird, so lange man die tiefen Absichten des allmächtigen Weesens, welches die Welt schuf, nicht einsehen wird.

Warum vergieng eine Ewigkeit, ohne daß seine Ehre es bedurfte, sich durch dieses große Werk zu erkennen zu geben, und ohne daß seine Glückseligkeit dieses Werks Daseyn erfoderte, und warum entschloß er sich, solches erst in der Folge der Zeit hervorzubringen? Warum ließ seine Weisheit darinn so viele scheinbare Unvollkommenheiten übrig? Warum bevölkerte seine Güte dasselbe mit sichtbaren Weesen, die leiden mußten, ohne es verschuldet zu haben? Warum gedeiht unter seinen Augen der Boshafte, den er haßt, und warum ist der Gute, den er liebt, mit Leiden überhäuft? Warum treffen die unzähligen Geiseln der Natur eben sowohl den Unschuldigen, als den Schuldigen. Bis diese Dunkelheiten aufgeklärt seyn werden, wird der Mensch, nach dem ihm die Ordnung der Dinge günstig oder schädlich seyn wird, ein Anbetter des Oromazus, oder des Arima werden: denn Schmerz und Vergnügen sind die Quelle aller Religionen, so wie der Ursprung aller Begriffe.

So ist die Verbindung zwischen den physischen und moralischen Gesetzen beschaffen, daß das Clima überall die ersten Grundlagen der Systeme des menschlichen Verstands über ihm zur Glückselig-

seligkeit wichtige Gegenstände sich gebildet hat. So sind die Indianer, auf deren Einbildungskraft die Natur durch die stärksten Einflüsse des Guten und Bösen, durch das unaufhörliche Beyspiel des Streits der Elemente gegen einander die tiefsten Eindrücke gemacht hat, so sind, sage ich, die Indianer in die an Veränderungen, an Begebenheiten, an Ereignissen von allen Arten fruchtbarste Lage gesetzt worden.

VII.

Alterthum von Hindostan.

Auch die Philosophie und Geschichte haben sich lange Zeit mit diesen berühmten Gegenden beschäftigt, und ihre Muthmaßungen haben die Epoche des Daseyns der Indianer ungeheuer weit zurück gesetzt. In der That, man muß gestehen, man mag nun auf die historischen Denkmäler sehen, oder die Lage von Hindostan auf der Weltkugel betrachten, da es durch eine Kette hoher Gebürge das höchste und von den Ueberschwemmungen des Meers entfernteste feste Land ist, so wird man zugeben, daß dieses der sicherste Aufenthalt für seine Bewohner, und das Land ist, das am ersten bevölkert worden ist. Der Ursprung der mehresten unserer Wissenschaften verliert sich in die Geschichte derselben. Noch vor dem Pythagoras reisten die Griechen dahin, um sich zu belehren. Die ältesten der handelnden Völker holten Leinwand daher, welche beweist, wie weit es die Geschicklichkeit daselbst schon damals gebracht hatte.

Ueberhaupt kann man auch nicht behaupten, daß derjenige Himmelsstrich, der dem menschlichen Geschlecht am günstigsten ist, auch am längsten müsse bevölkert gewesen seyn? Eine heitere Luft, ein sanfter Himmelsstrich, ein fruchtbarer Boden, der fast ohne Arbeit hervorbringt, hat die ersten Menschen reitzen müssen, sich zu sammeln. Hat das menschliche Geschlecht sich in abscheulichen Gegenden vermehren und ausbreiten können, wo man immer gegen die Natur arbeiten müssen; haben Gegenden mit heißem und sengendem Sand bedeckt, haben unwegsame Moräste, ewige Eisländer Bewohner bekommen; haben wir Wälder und Wüsten besetzt, wo man wider die wilden Thiere und unsere Nebengeschöpfe streiten mußte: wie viel leichter hat man sich nicht müssen in jenen herrlichen Gegenden vereinigen, wo der von Nahrungssorgen befreyte Mensch sich nur nach Vergnügungen umzusehen hat; wo er in dem von Arbeit und Unruhe freyen Genuß der besten Producte und des schönsten Schauspiels auf der Welt, sich mit Recht vorzugsweise das Wesen und den König der Natur nennen konnte? So waren die Ufer des Ganges und die schönen Gegenden von Hindostan beschaffen. Die köstlichsten Früchte durchdüfteten die Luft, gaben eine gesunde erfrischende Nahrung, und die Bäume einen undurchdringlichen Schutz gegen die Tageshitze. Da anderswo die lebendigen Geschöpfe, die die Weltkugel bedecken, nicht anders leben konnten, als indem sie einander aufzehrten, theilten sie in Indien hingegen Ueberfluß und Sicherheit mit ihrem Herrn. Selbst heut zu Tage, da die Erde durch die Hervorbringung so mancher Dinge

und die man in fremden Gegenden verbraucht hat, so viele Jahrhunderte lang, erschöpft seyn sollte, ist Hindostan, einige wenige, sandige und unfruchtbare Oerter ausgenommen, das fruchtbarste Land auf dem Erdboden.

VIII.

Religion, Regierung, Rechtsgelehrsamkeit, Sitten und Gebräuche von Hindostan.

Das Moralische ist daselbst eben so außerordentlich, als das Physische. Wenn man seine Blicke auf dieses weitläuftige Land richtet, kann man nicht ohne Betrübniß sehen, wie die Natur alles zur Glückseligkeit des Menschen gethan, der Mensch aber ihr mit allen Kräften entgegen gearbeitet hat. Die Eroberungswuth und eine andere Plage, die beynahe eben so zerstörend ist, die Habsucht der Handelsleute haben das schönste Land auf der Welt bald verheeret, bald unterdrückt.

Mitten unter wilden Räubern und dem Gemisch von Fremden, welche Krieg und Habsucht nach Indien gelockt haben, unterscheidet man leicht die ursprünglichen Bewohner. Sie zeichnen sich nicht sowohl durch ihre Gesichtsfarbe, und durch ihre äußerliche Gestalt, als durch die besondern Züge ihrer Gemüthsart aus. Dieses durch das Joch des Despotismus, oder vielmehr der unsinnigsten Anarchie erdrückte Volk hat nie, weder die Gesetze, noch die Sitten, noch die Religion seiner Tyrannen angenommen. Das beständige Schauspiel der ganzen Wuth des Kriegs, aller Ausschweifungen und aller Laster, deren die menschliche Natur nur fähig ist, hat seine Gemüthsart nicht verderben können. Der Indianer ist sanftmüthig, menschlich, furchtsam, und nichts hat ihn an den

Anblick des Bluts gewöhnen, noch ihm den Muth und die Lust zu Empörungen eingeben können. Er hat nur die Laster der Schwachheit an sich.

Der einsichtsvolle Reisende, der in den Ebenen Egyptens auf dem Feld Schafte von Säulen, verstümmelte Statüen, zerschlagene Gebälke, ungeheure, den Verheerungen des Kriegs und der Zeit entgangene Pyramiden erblickt, betrachtet diese Ueberbleibsel einer untergegangenen Nation mit Bewunderung. Er findet die Stätte des im Alterthum so berühmten hundertpfortigen Thebens nicht mehr. Aber die Trümmer der Tempel und der Grabmäler dieser Stadt geben ihm einen höhern Begrif von ihrer Pracht, als die Erzählungen Herodots und Diodors.

Wenn man die Erzählungen der Reisenden von den Sitten der Urbewohner Indiens mit Aufmerksamkeit betrachtet, so glaubt man auf Ruinen herum zu gehen. Es sind die Trümmer eines unermeßlichen Gebäudes. Das ganze ist zerstöhrt: aber diese zerstreuten Trümmer bezeugen die Größe und Regelmäßigkeit des Entwurfs. Mitten durch albernen Aberglauben, kindische und unsinnige Gebräuche, seltsame Vorurtheile und Gewohnheiten erblickt man die Spuren einer erhabnen Sittenlehre, einer tiefgedachten Weltweisheit, einer sehr feinen Staatseinrichtung, und wenn man zur Quelle dieser gottesdienstlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen hinauf gehen will, so sieht man, daß sie sich in das Dunkel der Zeiten verliert. Die ältesten Sagen zeigen uns die Indianer, als das ältest erleuchtete und gebildete Volk.

Kaiser Mahmud Akbar hatte den Einfall, die Grundsätze aller in seinen weitläuftigen Ländern

dern ausgebreiteten Religionen kennen zu lernen †). Er war frey von dem Aberglauben, womit ihn seine mahometanische Erziehung eingenommen hatte, und wollte mit eignen Augen urtheilen. Es war ihm was sehr leichtes, alle Religionen kennen zu lernen, welche alle nichts wünschen, als Anhänger zu bekommen; aber sein Vorhaben mislang ihm, da er es mit den Indianern zu thun hatte, denn sie wollen niemand an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen.

Alle Macht und alle Versprechungen Akbars konnten die Braminen nicht dazu bewegen, ihm die Lehrsätze ihrer Religion zu entdecken. Daher nahm dieser Fürst seine Zuflucht zur List. Das Mittel, das er ersann, bestand darinn, diesen Priestern ein junges Kind, mit Namen Feizi, als einen armen Waysen aus dem priesterlichen Stamm zu senden: denn dieser kann allein zu den heiligen Geheimnissen des Gottesdienstes zugelassen werden. Feizi, den man zu der Rolle, die er spielen sollte, wohl abgerichtet hatte, wurde heimlich nach Benares, dem Sitz der Wissenschaften in

†) Die Geschichte des Feizi, eines Bruders des Abul-Fazil, Staatssekretärs des Akbars, ist in Indien berühmt. Sie ist hier wörtlich aus Alexander Dows Geschichte von Hindostan genommen. Allein sie sieht einem Romane zu ähnlich, als daß man sie für gewiß halten könnte. Dow selbst trägt sie als ungewiß vor. So viel erhellt auch aus der erdichteten Erzählung, und aus andern Zeugnissen, daß die Indianer keine Proselyten haben wollen, und gewiß einem solchen, sollten sie ihn auch annehmen, die Geheimnisse ihrer Religion, und den Inhalt ihrer heiligen Bücher durchaus nicht bekannt machen würden.

Hindostan geschickt. Da nahm ihn ein gelehrter Bramine auf, und erzog ihn mit so vieler Zärtlichkeit, als ob es sein Sohn gewesen wäre. Nach einem zehenjährigen Unterricht wolte Akbar den Jüngling wieder zurückkommen lassen, aber dieser war von den Reitzen der Tochter seines Lehrers eingenommen.

Die Frauenspersonen aus dem priesterlichen Geschlecht sollen die schönsten in Hindostan seyn. Der alte Bramine widersetzte sich nicht dem Fortgang der Leidenschaft beyder Verliebten. Er war dem Feizi gewogen, der durch sein Betragen und durch seine Gelehrigkeit sein ganzes Herz gewonnen hatte, und bot ihm seine Geliebte zur Ehe an. Nun konnte der junge Mensch, zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt, den Betrug nicht länger fortspielen. Er wirft sich dem Braminen zu Füßen, entdeckt ihm die List, und bittet ihn, ihm sein Verbrechen zu vergeben. Der Priester, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, ergreift den Dolch, den er an seinem Gurt trug, und er hätte sich damit das Herz durchstoßen, wenn Feizi ihm den Arm nicht zurück gehalten hätte. Dieser Jüngling versuchte alles, um ihn zu beruhigen, und betheuerte, er wäre bereit, alles zu thun, um seinen Betrug wieder gut machen. Der in Thränen schwimmende Bramine versprach, ihm zu vergeben, wenn er schwören wollte, die Bedas oder heiligen Bücher niemals zu übersetzen, noch das Glaubensbekenntniß der Braminen jemals jemanden zu offenbaren *). Feizi versprach alles ohne

*) Im Dow steht (nor repeat the creed of the Hin-

ohne Bedenken, und wahrscheinlich hielt er Wort.

Von unfürdenklicher Zeit her waren die Braminen die einzigen Bewahrer der Bücher, Kenntnisse und der bürgerlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen, und sie hielten solche so geheim, daß der Anblick des Tods mitten unter den Martern ihnen solches nicht abgenöthigt hatte. Jeder Art von Schrecken oder Verführung widerstanden sie; bis ganz neuerlich Hr. Hastings, der General-Gouverneur der englichen Besitzungen in Bengalen, und der aufgeklärteste unter den nach Indien gekommenen Europäern das Gesetzbuch der Indianer bekommen hat. Er bestach einige Braminen; andern zeigte er das lächerliche und unschickliche ihrer geheimnißvollen Verbergung. Die Alten, welche ihre Erfahrung und Studien über die Vorurtheile ihrer Caste erhoben hatte, ergaben sich seinen Absichten in der Hofnung, eine freyere Ausübung ihrer Religion und Gesetze dadurch zu erlangen. Es waren ihrer Zwölf, davon der älteste achtzig, der jüngste aber nicht weniger als fünf und dreisig Jahr alt war. Sie brachten achtzehn samskretische Original Schriftsteller zusammen; und die Sammlung der Gedanken, die sie daraus

---

Hindoos) noch, das Glaubensformular der Indier herzusagen; welches zwar allenfalls das bedeuten kann, was der Verf. hier sagt: aber es kann auch seyn, daß die Braminen allein dies Formular hersagen, herbetten dürfen, und daß, weil der Bramine erfuhr, daß Feizi nicht aus dem heiligen Stamme war, er ihm auferlegte, keine brammiische Verrichtung je zu thun.

daraus zogen, wurde unter der Aufsicht der Braminen ins Persische, und dieses von Hr. Halhed ins Englische übersetzt. Die Sammler dieses Gesetzbuchs verwarfen einmüthig zwey Vorschläge; der eine war, einige anstössige Paragraphen zu unterdrücken. Der andre, den Hr. Halhed in der heiligen Sprache zu unterrichten. So wahr ist es, daß der Priestergeist sich überall gleich bleibt, und daß zu allen Zeiten der Priester aus Eigennutz und Stolz sich bemüht, die Völker in der Unwissenheit zu erhalten. Um dem Werk Genauigkeit und Glaubwürdigkeit zu verschaffen, befragte man aus verschiednen Gegenden von Bengalen die geschicktesten unter den Punditen oder rechtsgelehrten Braminen. Hier folgt eine abgekürzte Geschichte von Erschaffung der Welt, und der ersten Einrichtung der Casten, so wie solche diese religiöse Sammler im Eingang des bürgerlichen Gesetzbuchs erzählt haben.

Brama liebt in jedem Land die Art des Gottesdienst, den man daselbst eingeführt hat. Er hört in der Moschee den Andächtler, welcher unter dem Körnerzählen Gebete hersagt. Er ist in den Tempeln bey der Anbettung der Götzen gegenwärtig. Er ist der geheime Rath des Muselmanns, und der Freund des Indianers; der Gesellschafter der Christen und der Vertraute der Juden. Die Menschen, welche er mit einer erhabenen Seele beschenkt, sehen in den wechselseitigen Abweichungen der Secten und in der Verschiedenheit des Gottesdiensts nur eine von den Folgen des Reichsthums, die er in dem Werk der Schöpfung ausgebreitet hat.

Das Grundwesen der Wahrheit, oder das höchste Weesen hatte die Erde und die Himmel,

das

das Wasser, die Luft und das Feuer gebildet, hierauf zeugte er Brama. Brama ist der Geist Gottes. Er ist in der Betrachtung seiner selbst vertieft. In jedem Theil des Raums ist er gegenwärtig. Er ist eines. Seine Wissenschaft ist unendlich. Sie kömmt ihm durch Eingebung. Sein Verstand begreift alles, was möglich ist. Er ist unveränderlich. Für ihn ist nichts weder vergangen, noch gegenwärtig, noch zukünftig. Er ist unabhängig. Vom Weltall abgesondert. Er belebt Gottes Unternehmungen. Er belebt die vier und zwanzig Kräfte der Natur. Das Aug fühlt seine Wirkung auf die Sonne, das Gefäß die des Feuers, das Eisen des Magnets, das Feur der brennbaren Dinge, der Schatten des Körpers, der Staub des Winds, der Pfeil des Bogens, und die Beschattung des Baums. So ist durch diesen Geist das Weltall mit Kräften des Willens und der Thätigkeit begabt. Wenn dieser Geist vom Herzen durch den Kanal des Ohrs geht, bemerkt er die Empfindung des Schalls; durch den Kanal der Haut, die Empfindung des Fühlens; durch den Kanal des Augs die Empfindung der sichtbaren Gegenstände; durch den Kanal der Zunge, die Empfindung des Geschmacks, durch den Kanal der Naße die Empfindung des Geruchs. Dieser Geist belebt die fünf Glieder der Bewegung, die fünf Glieder der Empfindung, die fünf Elemente, die fünf Sinnen und den dreyfachen Zustand der Seele; er bewirkt die Schöpfung oder Vernichtung der Dinge, er, der alles als ein gleichgültiger Zuschauer betrachtet. Dieses ist die Lehre des Reig Beda.

Brama zeugte aus seinem Mund die Weißheit oder den Braminen, dessen Geschäft ist, betten, lesen, und unterrichten; aus seinem Arm die Stärke, oder den Krieger und den Herrscher, der den Bogen soll spannen, regieren und streiten; aus seinem Leib, aus seinen Schenkeln die Nahrung oder den Landmann, und den Kaufmann; aus seinen Füssen die Knechtschaft, oder den Handwerksmann und Sklaven, welcher sein Lebenlang mit Gehorchen, Arbeiten und Reisen hinbringen wird.

Der Unterschied der vier ersten Casten ist also so alt, als die Welt, und eine göttliche Einrichtung.

Brama erschuf in der Folge den Rest des menschlichen Geschlechts, welcher diese vier Casten ausmachen sollte; die Thiere, Pflanzen, leblose Dinge, die Laster und die Tugenden. Er schrieb jeder Caste ihre Pflichten vor. Und diese Pflichten sind auf immer in die heiligen Bücher eingezeichnet.

Die erste Obrigkeit, oder der von Brama auserseheue Herrscher hatte einen schlecht denkenden Nachfolger, welcher durch die erlaubte Vermischung der Männer und Weiber der vier aufgestellten Casten untereinander die gesellschaftliche Ordnung umgestürzt; eine gottlose Verwirrung, aus der eine fünfte Caste und aus dieser eine Menge anderer entstanden. Die aufgebrachten Braminen tödteten ihn. Durch das Reiben der rechten Hand seines Leichnams wurden zwey Söhne gebohren, einer ein Krieger oder Obrigkeitsperson, der andre ein Bramine. Durch das Reiben der linken Hand wurde eine Tochter gebohren, welche die Braminen an ihren Bruder den Krieger, dem sie das obrigkeitliche Amt zugestanden verheyratheten. Dieser war des Vorhabens,

die

die fünfte Caste und alle ihre Zweige auszurotten. Allein die Braminen mißriethen es ihm. Ihr Vorschlag gieng dahin, die Glieder dieser Caste zu vereinigen und ihnen verschiedne Arbeiten in den Wissenschaften, Künsten und Handwerkern und zwar für sie und ihre Erben auf immer zu übertragen.

Daraus sieht man, wie der Bramine in Ansehung seines Ursprungs dadurch aufgeblasen wurde, wie er glaubte, sich durch Annahme einer obrigkeitlichen Stelle oder Regierung herab zuwürdigen, und wie man es durchsetzt, um den Völkern ihre Feßeln verehrungswerth zu machen, indem man ihnen nemlich selbige im Namen der Gottheit anlegt.

Niemals kam auch ein Indianer in die Versuchung, aus seiner Caste zu treten. Die Abtheilung der Indianer in Casten, die einander untergeordnet sind, zeichnet das gröste Verderben und die älteste Knechtschaft aus. Sie verräth einen ungerechten und empörenden Vorzug der Priester über die andern Stände der Gesellschaft, und eine dumme Gleichgültigkeit des ersten Gesetzgebers für das allgemeine Wohl der Nation.

Diese Geschichte der Entstehung der Welt enthält nichts vernünftigers, aber auch nichts unsinnigeres, als man in andern Götterlehren ließt. Ueberall hat der Mensch vom Himmel abstammen wollen. Die Beda, oder die kanonischen Bücher werden in Indien weder weniger verehrt, noch weniger geglaubt, als die Bibel durch den Juden oder Christen; und der Glaube an die Offenbahrungen des Brama, des Raom und des Kishen ist so stark, als der unsrige. Die Religion war überall eine Erfin-

dung

dung der gescheutern und klügern Leute, welche, da sie ihres gleichen nach ihrem Gefallen zu regieren, die Mittel in sich selbst nicht fanden, in dem Himmel die abgängige Gewalt suchten, und davon den Schrecken herabsteigen liessen. Ihre Träumereyen wurden in ihrer ganzen Abgeschmacktheit völlig angenommen. Nur durch den Fortgang der Aufklärung und Einsichten wurde man so kühn, sie zu prüfen, und fieng man an, über seine Leichtgläubigkeit zu erröthen. Unter diesen Beurtheilern spotteten die einen, und dadurch entstand die verworfene Classe der starken Geister; die andern nahmen entweder aus Eigennutz oder Schwachheit bey ihrem Versuch, die Thorheit mit der Vernunft zu vereinbaren, ihre Zuflucht zu Gleichnissen, von denen doch die Urheber der Lehrsätze nicht den mindesten Begrif hatten, und welche der Pöbel nicht einsah oder nicht verwarf, blos um sich völlig und schlechthin an den Glauben seiner Väter zu halten.

Die heiligen Jahrbücher der Indianer fangen von den ältesten Zeiten an, und haben sich bis auf die letzten Zeiten ununterbrochen erhalten. Sie gedenken des merkwürdigsten und schröcklichsten Zufalls, der Sündfluth gar nicht. Die Braminen behaupten, daß ihre heiligen Bücher älter seyen, als dieser Zeitraum, und daß sich diese Geisel nicht bis nach Hindostan erstreckt habe. Sie unterscheiden vier Zeitalter. Das Zeitalter der Reinigkeit, das drey Millionen, zweymal hundert tausend Jahre gedaurt hat: damals lebte der Mensch hundert tausend Jahre, und hatte eine Größe von ein und zwanzig Armelängen: das Zeitalter der Verwerfung, in welchem

ein

ein Drittel des Menschengeschlechts verdorben war: seine Dauer war zwey Millionen, viermalhundert tausend Jahr, und die des menschlichen Lebens zehen Tausend Jahre. Das Zeitalter des allgemeinen Verderbens, oder die gegenwärtige Zeit, deren Dauer vierlmalhundert Tausend Jahre seyn wird, in Anfang dieses Zeitraums war des Menschen Leben auf hundert Jahre beschränkt. In allem Betracht ist das gegenwärtige Zeitalter das verderbteste. In aller Rücksicht ist seine Zeit die Hefen aller Zeiten. Als wenn Laster und Tugend nicht so alt wären, als der Mensch und die Welt! — So fabelhaft nun auch diese Jahrbücher scheinen, durch wen könnte ihnen widersprochen werden? Etwa durch den Philosophen, der eine Ewigkeit der Dinge glaubt? Etwa durch den Juden, dessen Zeitrechnung, Sitten, Gesetze soviel Uebereinstimmung mit dem letzten Zeitalter der Indianer haben? Es giebt keine Einwürfe gegen der Indianer Epochen, die man nicht auch gegen die unsrigen umdrehen könnte; und wir gebrauchen zur Behauptung derselben keine andre Gründe, als welche man auch in dem Mund, und in den Schriften des Braminen antrift.

Die Punditen oder rechtsgelehrten Braminen reden heut zu tag die ursprüngliche Sprache der Gesetze, die das Volk nicht versteht. Die Braminen sprechen und schreiben das Samskret. Dieses ist reichhaltig und kurz. Die Sprachlehre darüber ist sehr weitläuftig und regelmäsig, das Alphabet hat fünfzig Karaktere. Die Deklinationen sieben an der Zahl, haben jede einen Singular, Dual und Plural. Es giebt kurze, kürzere und sehr kurze, lange, längere und sehr lange, scharfe,

schär-

schärfere und sehr scharfe, schwere, schwerere und sehr schwere Silben. Dieses ist eine musikalische Sprache, die letzte Silbe des Worts Bédéreo ist eine Art eines Orgelpunkts, welcher fast eine Minute daurt. Die Dichtkunst hat alle Arten der Verse; und diese alle Arten von Füssen und Schwierigkeiten der andern Sprachen, selbst den Reimen nicht ausgenommen. Die Schriftsteller machen viele Stanzen, deren Stof gemeiniglich moralisch ist. Ein verschwendrischer Vater ist der Feind seines Sohns. — Eine lüderliche Mutter ist der Feind ihrer Kinder. — Ein schönes Weib ist die Feindinn ihres Manns. — — Ein übelerzognes Kind ist der Feind seiner Eltern. Noch ein Beyspiel ihrer Behandlung! — Durch den Durst nach Gold gereizt, habe ich die Erde durchwühlt, und ich habe mich mit der Verwandlung der Metalle beschäftigt — — Ich habe die Meere durchkreützt, und ich bin unter den Grossen gekrochen. — Ich habe die Welt geflohen, habe mich mit der Zauberey abgegeben; und habe unter Gräbern gewacht. — Ich habe keinen Cowri bekommen. Geitz packe dich, ich habe deine blendenden Versprechungen aufgegeben.

Welchen Zeitablauf setzt nicht eine so schwierige und so vollkommene Sprache voraus. Wie alt sind die neuen Thorheiten? Im Samskret wird auch von den Gottesgerichten durch Wasser und Feuer gehandelt: wie vielmal haben die menschlichen Irrthümer und Wahrheiten ihren Weg um die Erdkugel gemacht! Zur Zeit, da der Samskret geschrieben und gesprochen wurde, haben die sieben

Tage

Tage der Woche schon und zwar in der nemlichen Ordnung die Namen der sieben Planeten; die Pflanzung des Zuckerrohrs wurde betrieben. Die Scheidkunst war bekannt; das griechische Feuer erfunden; es gab Feuerwaffen; einen Spieß, der sich durch den Wurf in brennende Pfeile oder Spitzen theilte, die nicht auslöschten; ein Werkzeug, mit dem man eine große Anzahl dieser Spieße warf, und das auf einmal bis hundert Menschen tödten konnte. Aber was über dieses alles ist, was wir in der Indianer bürgerlichem Codex, den wir nun betrachten wollen, finden, sind die stärksten Zeugnisse für das unglaublichste Alterthum der Nation. Kurz wir besitzen die Gesetze eines Volks, das alle andre unterrichtet zu haben scheint, und nach seiner Vereinigung in den Sitten und Vorurtheile keine andre Veränderungen erfahren hat, als die von dem Menschen und dem Einfluß der Zeit unzertrennlich sind.

Das bürgerliche Gesetzbuch der Indianer fängt sich mit den Pflichten des Herrschers oder der Obrigkeit an. Man ließt in einem eigenen Paragraphen „ er soll liebenswürdig, hochachtungswerth, „ einsichtsvoll, standhaft und gefürchtet seyn. Er „ soll seine Unterthanen, wie seine Kinder behandeln, das Verdienst schützen und die Tugend „ belohnen. Er soll sich seinen Leuten zeigen, „ sich vom Wein enthalten, und vor allem sich „ selbst beherrschen. Er soll weder spielen, noch „ jagen. Bey jeder Gelegenheit soll er den Brahminen schonen und ihn entschuldigen. Den „ Feldbau über alles befördern, auch des geringsten „ Unterthanen Eigenthum nicht an sich reis-

„ sen. Siegt er im Krieg, so soll er den Lands-
„ göttern danken und den Braminen von der
„ feindlichen Beute begaben. In seinem Dienst soll
„ er eine Anzahl Hofnarren oder Tischgesellen,
„ Possenreisser, Tänzer und Kämpfer haben.
„ Wenn er den Verbrecher nicht ausfindig machen
„ kann, soll dem Beschädigten auf seine Kosten
„ Genugthuung verschaft werden. Wenn er,
„ der die Auflagen bezieht, nicht Schutz
„ giebt, wird er in die Hölle kommen.
„ Wenn er einen Theil der frommen Ver-
„ mächtnisse oder Schenkungen an sich reißt,
„ soll er tausend Jahr in der Hölle gestraft
„ werden. Er soll wissen, daß überall, wo
„ die Leute von einem gewissen Rang mit den
„ Huren umgehen, und sich der Schwelgerey
„ ergeben, der Staat in sein Verderben eilt. Sein
„ Ansehen wird nicht lange dauern, wenn er seine
„ Entwürfe andern, als seinen Räthen anver-
„ traut. Unglück ists für ihn, wenn er den
„ schwachen Alten oder das flüchtige Weib um Rath
„ fragt. Er soll seine Rathsversammlung zu oberst
„ im Haus, auf dem Berg, oder mitten in der
„ Wüste entfernt von Pappageyen und schwa-
„ tzenden Vögeln halten.

Man wird in dem ganzen Gesetzbuch nirgends den Finger des Priesters finden, ausser in der einzigen Linie von frommen Schenkungen. Aber welches ist der Nutzen der Hofnarren, der Tänzer, der Possenreisser am Hof der Obrigkeit? Um etwa von seinen sauern Geschäften auszuruhen, oder um sich von seinen ernsten Pflichten zu erholen?

Wie viele vereinigte Eigenschaften setzt nicht die Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuchs,

besonders für eine große Nation voraus! Welche Kentniß des Menschen, der Himmelsgegend, der Religion, der Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, der natürlichen Gerechtigkeit, der Rechte, Verhältnisse, Beschaffenheiten, Dinge, Pflichten in allen Ständen, des Verhältnißes der Strafen zu den Lastern! Welche Erfahrung! Ist das Gesetzbuch der Indianer das Werk des Genies, oder das Resultat der Weißheit von Jahrhunderten? Dieses ist eine Frage, die wir demjenigen zu entscheiden überlassen wollen, der sich die Mühe nehmen will, ihr gründlich nachzudenken.

Es wird darinn zuerst gehandelt vom Anlehen, dem ersten Band der Menschen untereinander; dem Eigenthum, dem ersten Schritt der gesellschaftlichen Vereinigung, dem Gerichtswesen, ohne welches keine Gesellschaft bestehen kann; von den Förmlichkeiten des Gerichtswesens, ohne welche desselben Verwaltung willkührlich wird, von Hinterlegung, Theilung, Schenkung, dem Lohn, Sklaven, Bürgern, Vättern, Müttern, Kindern, Eheleuten, Weibsleuten, Tänzerinnen, Sängerinnen. Nach diesen Gegenständen, welche eine zahlreiche Bevölkerung, unzähliche Verbindungen, ein volkommene Erfahrung über der Menschen Boßhaftigkeit zu erkennen geben, kömmt es auf das Miethen, und Pachten, Länderabtheilungen und Erndten, Städte und Flecken, Geldstrafen, auf alle Arten der Beschimpfungen und Händel, auf Betrüger und Spitzbuben, auf Diebstähle, unter welche auch der Menschenraub aus Geilheit und ehebrecherischem Hang gerechnet wird; und jede dieser Materien ist so umständlich behandelt, daß es sich von den gemeinsten Arten bis auf Verbre-

chen, die blos in der Einbildung vorhanden zu seyn scheinen, ausbreitet. Fast alles ist mit Beurtheilungskraft voraus gesehen, mit Feinheit unterschieden und vorgeschrieben; und mit Gerechtigkeit verbotten oder bestraft worden. Aus dieser Menge von Gesetzen werden wir nur die wenigen ausheben, welche die ersten Zeiten der Nation bezeichnen, und die nur durch ihre Weißheit oder durch ihre Sonderbarkeit auffallen müssen.

Es ist verbotten, einem Weibsbild, einem Kind, oder seinem Diener zu leihen. Der Zinß des Anlehens vergrößert sich, nach dem die Caste des, der es leiht, geringer ist: eine unmenschliche Einrichtung, durch die man mehr der Sicherheit der Reichen, als dem Bedürfnis der Armen geholfen hat. Wie lange auch das Anlehen dauern mag, soll der Zins niemals zweymal so hoch, als das Kapital steigen. Wer die nemliche Sache an zwey Gläubiger verpfänden wird, soll mit dem Tod bestraft werden: dieses ist gerecht, da es eine Gattung Diebstahl ist. Der Gläubiger soll seinen unvermögenden Schuldner in den niedrern Casten aufsuchen, ihn zu Haus einsperren und für sich zu seinem Nutzen arbeiten lassen. Das ist nicht so grausam, als ihn aufs Stroh ins Gefängniß zu werfen.

Eine Weibsperson von schlechten Sitten soll nicht erben; so auch nicht die Wittwe ohne Kinder, die unfruchtbare Frau, der Mann ohne Grundsätze, der Verschnittne, der Schwache, der von seinem Caste verbannte, oder von seiner Familie weggejagte; der blind oder taubgebohrne, der Stumme, der zum Ehestand Untüchtige, Bezauberte, Aussätzige, oder der seinen Vatter geschlagen

hat,

hat. Wer soll aber diese Leute unterbringen, kleiden, unterhalten?

Die Indianer machen kein Testament. Die Grade der Verwandschaft bestimmen das Erbrecht.

Der Erbtheil des Kinds, welches eine gute Erziehung hat, soll doppelt so groß seyn, als der des unwissenden Kinds.

Fast alle Gesetze über Eigenthum, Erbfolge und Theilungen kommen mit den römischen Gesetzen überein; weil die Vernunft und Billigkeit zu allen Zeiten die nemlichen Regeln vorschreiben, wenn anders diese nicht durch närrische Gebräuche und übertriebene Vorurtheile, deren Ursprung sich in das Dunkel der Zeiten verliert, eingeschränkt werden; oder ihr Alterthum nicht die Oberhand gegen den Menschenverstand erhält, und wegen welcher der Gesetzgeber verzweifelt.

Wenn bey dem Gerichtshof eine Ungerechtigkeit begangen worden ist, wird die Schadensersetzung unter allen, die dazu beygetragen haben, selbst den Richter nicht ausgenommen, vertheilt. Zu wünschen wäre, daß überall der Richter angeklagt werden könnte. Hat er aus Unverstand übel gesprochen, so ist er schuldig; ists aus Vorsatz geschehen, so ist er noch viel mehr darzu verbunden. Ungeachtet der falsche Zeuge zur gleichen Strafe verdammt wird, ist doch falsches Zeugniß gegen eine wahrhafte Aussage, die dem Schuldigen die Todesstrafe zuziehen würde, erlaubt. Welche befremdende Verknüpfung von Weisheit und Thorheit!

In der Noth kann der Mann sein Eheweib einem andern, wenn sie dazu einwilligt, überlassen; der Vatter den Sohn verkauffen, wenn

er deren mehrere hat. Von diesen beiden Gesetzen ist das eine niederträchtig, das andre unmenschlich. Das erstere setzte die Hausmutter in die Classe der Huren. Das andre das Kind des Hauses in den Stand eines Sklaven.

Die verschiedenen Klassen der Sklaven sind unter den Indianern ungeheuer vermehrt. Das Gesetz erlaubt die Freylassung, die ihre Förmlichkeit hat. Der Sklav füllt nemlich einen Krug mit Wasser, wirft Reiß, den er mit einigen Blättern einer Hülsenfrucht gereinigt hat, hinein; stellt sich vor seinen Herrn, den Krug auf der Schulter; der Herr hebt ihm den Krug auf den Kopf, zerschlägt ihn, und spricht dreymal, während dem das, was im Krug ist, über den Sklaven herunterläuft: Ich mache dich frey, — und der Sklav ist frey.

Dem, der ein Thier, ein Pferd, einen Ochsen, eine Ziege, ein Kameel tödtet, soll die Hand oder der Fuß abgehauen werden; und so ist der Mensch kaum über das unvernünftige Thier gesetzt. Tödtet er einen Tiger, Bären, oder eine Schlange, so wird er um Geld gestraft. Diese Verbrechen sind abergläubische Folgen der Seelenwanderung, bey welcher man den Körper eines Thiers als den Wohnsitz einer Menschenseele betrachten muß, und der gewaltsame Tod eines Wurms als eine Gattung des Meuchelsmords sich darstellt. Ehe der Bramine sich niedersetzte, kehrte er den Platz mit einem Zipfel seines Rocks und sagte zu Gott: da ich meine Barmherzigkeit bis an der Ameiße erwiesen habe, so hoffe ich, du wirst die deinige auch an mir erweisen.

Die

Die Bevölkerung ist eine der ersten Pflichten, eine so geheiligte Ordnung der Natur, daß das Gesetz gestattet, zu betrügen, zu lügen, und falsch zu schwören, um nur eine Ehe zu begünstigen. Dieses ist eine schlechte Sache, die überall geschieht, allein nur bey dem Indianer erlaubt ist. Wäre es nicht der Weißheit des Gesetzgebers angemessen, in verschiednen andern Fällen das zu billigen, was er weder verhindern, noch bestrafen kann!

Die Vielweiberey ist durch alle asiatischen Religionen erlaubt, und die Mehrheit der Männer durch einige geduldet. In den Königreichen Boutan und Thibet bedient öfters eine einzige Frau eine ganze Familie ohne Eifersucht und häußliche Unruhen.

Die Jungferschaft ist eine wesentliche Bedingung zur Gültigkeit der ehlichen Verbindung. Die Frau steht unter der despotischen Herrschaft ihres Manns. Das indianische Gesetzbuch sagt, die Frau, welche Meister ihrer selbst ist, betrage sich allezeit schlecht, und man dürfe auf ihre Tugend niemals rechnen. Wenn sie nur Töchter gebährt, so ist ihrem Mann gestattet, nicht bey ihr zu wohnen. Ohne seine Erlaubnis soll sie nicht aus dem Haus gehen. Immer soll sie ihren Busen bedecken. Nach dem Absterben ihres Manns geziemt ihr, daß sie sich mit ihm auf dem nemlichen Scheiterhaufen verbrennen lasse, ausser sie sey schwanger, oder ihr Mann abwesend, oder sie kann seinen Turban oder Gürtel bekommen, oder sie weiht sich der Keuschheit und dem beständigen Wittibstand. Theilt sie den Scheiterhaufen mit ihres Manns Leichnam, so soll der höchste Himmel ihr Wohnort seyn, und sie

an die Seite des Menschen, der niemals gelogen haben wird, versetzt werden.

Die indianische Gesetzgebung, welche man gegen gewisse Laster, wie der Meuchelmord eines Sklaven, die Knabenschänderey, die Vermischung mit Thieren sind, wegen der man die Strafe mit Geld loskaufen konnte, zu nachsehend finden wird, muß einem ohne Zweifel in Ansehung des verbottenen Umgangs der beiden Geschlechter zu grausam vorkommen. Dieses Verbrechen ist doch wahrscheinlich eine blose Folge der Geilheit des weiblichen und der Schwachheit des männlichen Geschlechts unter einem brennenden Himmelsstrich; der zügellosesten Eifersucht derselben; der Furcht vor der Vermischung der Kasten; närrischer Begriffe der Enthaltsamkeit, wie diese in allen Gegenden unter Priestern, welche alles übertreiben, angenommen, und ein Beweis das Alterthums des Gesetzbuchs sind. So wie die Gesellschaften wachsen und fortdauern, reißt die Verschlimmerung ein; die Verbrechen, besonders die, welche von der Natur des Himmelsstrichs, dessen Einfluß niemals aufhört, entspringen, vermehren sich, und die Strafen kommen ausser Gebrauch, ausser das Gesetzbuch stehe unter dem Ansehen der Götter. So haben unsre Gesetze auf den Ehebruch eine scharfe Strafe gesetzt. Wer will nun daran zweifeln?

Was wir feinen Umgang nennen, nennt dieses Gesetzbuch Ehebruch. Es giebt Ehebruch, der der bloß in der Coqueterie der Manns oder Weibsleute besteht, und auf den Geldstrafen gesetzt sind; Ehebruch durch Geschenke, welcher beym Mann mit der Verstimmelung bestraft wird; und dann den wirklichen Ehebruch, der mit dem Tod bestraft wird.

Die

Die Tochter eines Braminen, welche eine Hure ist, wird verbrannt. Unzüchtige Betastungen, deren Verschiedenheiten das Gesetz herzuzählen sich nicht schämt, welche aber nachzusagen die Anständigkeit einem Geschichschreiber verbeut, werden sehr hart bestraft. Der Mann von einer obern Caste, der überführt ist, ein Weibsbild vom Pöbel beschlaffen zu haben, soll auf der Stirne mit der Figur eines Manns ohne Kopf bezeichnet werden. Dem ehebrecherischen Braminen sollen die weiblichen Geschlechtstheile auf die Stirne gezeichnet werden. Seiner Mitschuldigen soll man diese Theile herausreissen und sie tödten.

Die Sängerinnen, Tänzerinnen, und Huren machen eigene durch die Policey beschützte Gemeinheiten aus. Sie werden bey Feyerlichkeiten gebraucht: Man sendet sie auf die öffentlichen Zusammenkünfte. Dieser Stand war in den alten Zeiten nicht so verächtlich. Denn vor den Gesetzen war der Zustand des Menschen von dem thierischen wenig verschieden und kein Vorurtheil belegte eine natürliche Handlung mit Schande.

Die Hure, die ihr Wort nicht erfüllt hat, soll die empfangene Summe doppelt erstatten. Derjenige, welcher sie durch einen nachtheiligen Gebrauch verächtlich machen wird, soll ihr die nemliche Summe achtfach, und eben so viel der Obrigkeit bezahlen. Gleiche Strafe ist es, wenn er sie einem andern verkuppelt hat.

Ohne obrigkeitliche Erlaubnis soll man nicht spielen. Eine Schuld von heimlichem Spielen kann nicht eingeklagt werden.

Dem, der einen Braminen mit der Hand oder Fuß stößt, soll die Hand oder der Fuß abgehauen werden.

Man

Man soll dem Sooder d. i. einem Glied der vierten Caste, welches überführt ist, die heiligen Bücher gelesen zu haben, siedendes Oel in Hals giessen. Hat er die Bücher der Bedas lesen hören, so soll ihm in seine Ohren heisses Oel gegossen, und selbige mit Wachs verstopfet werden.

Dem Sooder, welcher sich auf des Braminen Teppich setzt, soll das Gesäß mit einem glühenden Eisen durchstossen und er verbannt werden. Was auch für ein Verbrechen der Bramin begeht, soll er doch nicht am Leben gestraft werden. Einen Braminen umbringen ist das gröste Verbrechen, das man begehen kann.

Das Eigenthum eines Braminen ist geheiligt: solches soll niemals in fremde Hände, ja selbst niemals an den Herrscher übergehen. Und hierinn findet man also schon in den ersten Zeiten Leute von der todten Hand unter den Indianern.

Der Verweis soll das Stillschweigen des Gesetzes ersetzen. Die Strafe eines Vergehens soll durch Wiederholung desselben erhöht werden. Das Werkzeug der Kunst oder des Handwerks, selbst das der öffentlichen Hure soll niemals eingezogen werden. Was würde ein Indianer sagen, wenn er unsere Gerichtsdiener des Landmanns Stube ausräumen, und seine Ochsen und seine andern Feldgeräthschaften auf die Ganth ausgesetzt sehen würde?

Und um diese kurze Uebersicht eines zu wenig gekannten Gesetzbuchs nur noch durch einige große Züge zu beschliessen, so liest man im Paragraph vom Herrscher: „Wenn in dem Staat weder Spitz„ buben, noch Ehebrecher, noch Meuchelmörder, „ noch Leute von schlechten Grundsätzen gefunden „ wer-

„ werden, kann die Obrigkeit des Himmels versi-
„ chert seyn. Ihr Reich wird blühen, Ruhm
„ noch in ihrem Leben sich ausbreiten; und auch
„ der Lohn nach ihrem Tod werden, wenn die
„ Schuldigen strenge bestraft worden sind.
„ Denn, spricht das Gesetzbuch mit eben so vielem
„ Nachdruck, als Bestimmtheit, die Bestrafung
„ ist die Obrigkeit; die Bestrafung flößt jeder-
„ mann Schrecken ein, ist der Vertheidiger des
„ Volks; sein Beschützer im Unglück; der Wächter
„ des Schlafenden; die Strafe mit schwarzen Gesicht
„ und rothem Auge ist der Schröcken des Frevlers. „

Trotz der Fehler dieses Gesetzbuchs, davon die gar zu große Vorliebe für die Priester und die gar zu große Strenge gegen das weibliche Geschlecht, am auffallendsten sind, rechtfertigt jedoch dasselbe die große Hochachtung für der Braminen Weisheit in den ältesten Zeiten. Wenn bey der großen Menge von durchgedachten Gesetzen, welche man darunter findet, einige gar zu nachsehend oder zu scharf zu seyn; andre niederträchtige oder unanständige Handlungen vorzuschreiben; auf geringe Verbrechen grausame Strafen oder leichte Züchtigung auf grobe Verbrechen zu legen scheinen, wird der weise Mann, ehe er über solche lästert, die Umstände erwägen, welche öfters einem Gesetzgeber nicht gestatten, seinem Volk beßre Gesetze, als es fähig ist, zu geben. Er wird ohne Zaudern aus der großen Regelmäßigkeit der samskretischen Sprachlehre, aus dem Alter dieser ehehin gemeinschaftlichen und bisher seit langer Zeit unbekannten Sprache, und aus der Verfertigung eines so umständlichen Gesetzbuchs, als das indianische ist, schließen, daß in Indien eine

große

große Reihe von Jahrhunderten zwischen der Barbarey und der Aufklärung verflossen ist, und daß die Priester sich durch ein geheimnißvolles Verbergen, das aber die Verfeinerung auf allen Seiten aufgehalten hat, gegen ihre Mitbürger und auch die Auswärtige sich strafwürdig gemacht haben.

Das Siegel, welches dem Braminen den Mund verschlossen hat, ist zerbrochen; und man darf vermuthen, daß eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft uns die übrigen Merkwürdigkeiten von der Indianer alten Religion und Rechtswissenschaft aufklären wird. Bis dieses geschieht, wollen wir nun sehen, welches ihr gegenwärtiger Zustand ist, und einige Züge, welche in dem Abriß ihrer Staatsverfassung und ihre Glaubenslehren fehlen, ergänzen.

Die Braminen, die allein die Sprache des heiligen Buches verstehen, bedienen sich des Texts desselben, wozu man von jeher heilige Bücher gebraucht hat. Sie finden darinnen alle Sätze, die ihnen die Einbildung, der Eigennutz, die Leidenschaften, und der falsche Eifer eingeben. Das Geschäft von Erklärern der Religion, das sie ausschlußweise besitzen, hat ihnen über das Volk eine unumschränkte Gewalt verschaft, so wie es Betrüger uud Fanatiker über Menschen haben müssen, die nicht den Muth besitzen, auf die Eingebungen ihrer Vernunft und ihres Herzens zu hören.

Alle Völker vom Indus bis zum Ganges, erkennen den **Vedam** für das Buch, das die Grundsätze ihrer Religion enthält. Aber die meisten denken in den Hauptgrundsätzen der Glaubens- und

Sit-

und Sittenlehre verschieden. Der Geist des Disputirens und Abstrahirens, der so viele Jahrhunderte hindurch die scholastische Philosophie in unsern Schulen verunstaltete, hat in den Schulen der Braminen weit größere Schritte gethan, und viel mehr Albernheiten in ihre Lehrsätze gebracht, als in die unsrigen, und zwar durch die Einmengung der Platonischen Philosophie, die vielleicht ein Zweig der Lehre der Braminen war.

Die politischen Gesetze, die Gebräuche, selbst die Gewohnheiten, sind im ganzen Hindostan Theile der Religion, weil alles vom Brama entspringt.

Man sollte glauben, Brama wäre ein König gewesen, denn man findet in seinen Religionsvorschriften die Absicht, den Völkern eine tiefe Ehrfurcht und große Liebe für ihr Vaterland einzuflößen, und das Vorhaben, den Lastern des Himmelsstrichs strenge Gesetze entgegen zu stellen. Wenige Religionen scheinen für die Länder, für welche sie gestiftet worden sind, so gemacht zu seyn, als die seinige.

Von ihm kömmt die erstaunende Ehrfurcht, welche die Indianer noch für die drey grossen Flüsse in Hindostan, den Indus, Krißna, und den Ganges hegen.

Er hat das Thier, das zum Ackerbau am nothwendigsten ist, und die Kuh, deren Milch für heise Länder eine so heilsame Nahrung ist, geheiligt.

Man schreibt ihm die Eintheilung des Volks in Stämme oder Kasten zu, die von einander durch Staats- und Religionsgrundsätze getrennt sind. Diese Einrichtung ist älter, als alle Sagen und bekannten Denkmale, und kann als der auffallendste

lendste Beweis für das ungeheure Alterthum der Indianer angesehen werden. Nichts scheint dem natürlichen Fortgang der Gesellschaft mehr zuwider zu seyn, als diese Abtheilung von Classen unter den Gliedern eines Staats. Ein solcher Gedanke hat sich nur auf ein überdachtes Gesetzgebungssystem gründen können, bey welchem man schon einen sehr fortgerückten Zustand von Sittlichkeit und Erleuchtung voraus setzen muß. Aber noch sonderbarer ist es, daß eine solche Gewohnheit sich durch viele Jahrhunderte hin erhalten hat, nachdem der Grund und das Band derselben zerstört worden ist. Das ist ein merkwürdiges Beyspiel von der Macht der durch Religionsbegriffe geheiligten Nationalvorurtheile.

Die Verschiedenheit der Kasten bemerkt man gleich beym ersten Anblick. Die Glieder jedes Stamms haben unter sich eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Diese äussert sich in der nemlichen Leibesbeschaffenheit, Wuchs, Laut der Stimme, und Schönheit oder Mißgestalt. Allen Reisenden, auch denen von nur wenig Beobachtungsgeist ist diese Familien Aehnlichkeit aufgefallen.

Es giebt verschiedene Klassen von Braminen. Einige in der Gesellschaft vertheilt, sind grösstentheils schlechte Leute. Da sie überzeugt sind, der Fluß Ganges reinige sie von allen Verbrechen, und sie nicht unter die bürgerliche Obrigkeit gehören, so haben sie keinen Zügel, und keine Tugend. Man findet nur noch bey ihnen etwas von dem Mitleiden, von der Menschenliebe, die in dem sanften Himmelsstrich von Indien so gewöhnlich ist.

Die andern leben fern von der Gesellschaft, und das sind entweder Blödsinnige oder Schwärmer, die sich dem Müssiggang, Aberglauben, und der Raserey der Metaphysik überlassen. Man findet in ihren Zänkereyen die Begriffe unsrer berühmtesten Metaphysiker, die Substanz, Accidens, Priorität, Posteriorität, Immutabilität, Individisibilität, die Seele des Lebens und der Empfindung: nur mit dem Unterschied, daß diese schönen Entdeckungen in Indien sehr alt sind, und daß Petrus Lombardus, St. Thomas, Leibnitz, Mallebranche erst seit sehr kurzer Zeit Europa über die Fruchtbarkeit des Geistes, womit sie diese Träumereyen erfanden, in Erstaunen setzten. Da wir diese Art durch Abstractionen zu schließen von den griechischen Philosophen angenommen, über welche wir es darinn noch weit gebracht haben, so kann man annehmen, daß die Griechen selbst diese lächerlichen Kenntnisse den Indianern zu danken haben, wenn man nicht lieber glauben will, daß, weil die Grundsätze der Metaphysik allen Nationen offen stehen, der Müssiggang der Braminen und unsrer Mönche dieselben Wirkungen in Europa und Asien hervorgebracht habe, ohne daß sonst eine Mittheilung in Rücksicht der Gelehrsamkeit unter den Bewohnern beider Gegenden statt gefunden hat.

So sind die Abkömmlinge der alten Brachmanen beschaffen, deren das Alterthum nie ohne Bewunderung erwähnet: weil das Affektiren einer besondern Strenge und Geheimnisses, und das Vorrecht, im Namen des Himmels zu reden, dem Pöbel in allen Jahrhunderten Ehrfurcht einflößen. Ihnen schrieben die Griechen die Lehre

von der Seele Unsterblichkeit und die Vorstellungen über die Natur des höchsten Wesens, über zukünftige Strafen und Belohnungen zu.

Mit diesen Kenntnissen, die der Neugierde des Menschen um so mehr schmeicheln, jemehr sie über seine Schwachheit erhaben sind, vereinigten die Brachmanen eine unendliche Menge von gottesdienstlichen Gebräuchen, die Pythagoras in seine Schule aufnahm: als das Fasten, das Beten, das Stillschweigen, die stille Betrachtung, Tugenden der Einbildung, welche die Menge mehr, als die nützlichen und wohlthätigen Tugenden rühren. Man hielt die Brachmanen für die Freunde der Götter, weil sie schienen sich mit diesen viel zu beschäftigen, und als die Beschützer der Menschen, weil sie sich gar nicht um diese bekümmerten. Auch Ehrfurcht und Dankbarkeit wurde ihnen ohne Ziel und Maas bezeugt. Selbst die Fürsten giengen bey bedenklichen Vorfällen zu diesen Einsiedlern, um sich bey ihnen Raths zu erholen; vermuthlich weil man ihnen hiebey Eingebungen zuschrieb, denn die Einsichten der Erfahrenheit konnte man bey ihnen nicht voraussetzen. Es läßt sich indeß schwerlich glauben, daß nicht auch wahrhaftig tugendhafte Männer unter ihnen gewesen seyn sollten. Vermuthlich waren es diejenigen, die in dem Studieren und in der Wissenschaft die Nahrung eines sanften Geistes und einer heitern Seele fanden; und die, indem sie sich in Gedanken zu dem großen Wesen erhoben, das sie suchten, in dieser erhabnen Betrachtung nichts fanden, als einen Grund mehr, sich seiner würdig zu machen, nicht aber ein Recht, die Menschen zu betrügen und zu tyranniſiren. Die Classe der

Krieger

Krieger ist unter verschiednen Namen überall verbreitet. Man nennt sie auf der malabarischen Küste Nairs. Diese Nairs sind wohl gestaltet und tapfer; aber roh, schwächlich und abergläubisch. Einige der glücklichsten haben auf dieser Küste, wie anderwärts kleine Staaten errichtet. Andere haben sehr eingeschränkte Ländereyen. Der gröste Theil aber befiehlt oder gehorcht in den Lagern. Ihr Hang zur Räuberey und Gewaltthätigkeiten ist allgemein bekannt, und diese Leidenschaften äussern sie hauptsächlich auf den Landstrassen. Daher unterläßt kein vernünftiger Reisender, sich durch einige derselben begleiten zu lassen. Diejenigen, die man für diesen Dienst bezählt, ließen sich eher umbringen, als daß sie den Fremdling, der sich ihrem Schutz anvertraut hat, überleben sollten. Wenn sie auch dieses Zutrauen verrätherischer Weise mißbrauchen sollten, würden sie von ihren nächsten Verwandten in Stücken gehauen. Diese Sitten sind der malabarischen Küste eigen, und die andere Krieger Hindostans haben keine so schlimme Neigungen.

Es giebt aber auch Völker, wie z. B. die Canarinen und Maratten, die unabhängig von der Kriegercaste sich allgemein das Kriegshandwerk erlauben, es mag nun seyn, weil sie von einigen ursprünglich den Waffen gewidmeten Stämmen herkommen; oder weil Zeit und Umstände unter ihnen die ursprüngliche Verfassung verändert haben.

Die dritte Klasse machen alle diejenigen aus, die das Land bauen. In wenig Ländern verdienen diese Menschen die Dankbarkeit ihrer Mitbürger mehr, als in diesem. Sie sind arbeitsam, geschickt, sie verstehen die Kunst vollkommen, überall

Wasser hinzubringen, und dem brennenden Erdreich, das sie bewohnen, alle Fruchtbarkeit, deren es fähig ist, zu geben. Sie sind in Indien das, was die Menschen in diesem Stand fast überall sind: nemlich die Redlichsten und die Glücklichsten der Sterblichen, wenn sie durch die Regierung weder verdorben, noch unterdrückt werden.

Diese, ehedem sehr in Ehren gehaltene Classe war vor der Tyranney und der Wuth des Kriegs geschützt. Niemals waren die Ackerleute verbunden, die Waffen zu ergreifen. Ihre Ländereyen und ihre Arbeit wurden heilig gehalten. Sie zogen ruhig ihre Furchen, neben zwey wilden Heeren, die den friedsamen Ackerbau nie störten. Niemals steckte man Korn an, niemals hieb man Bäume nieder: und so kam die zum Guten und Bösen allmächtige Religion der Vernunft zu Hülfe, die uns in der That lehrt, man müsse nützliche Arbeiten schützen, die aber allein nicht alle Macht hat, um zu bewirken, daß alles, was sie lehrt, auch ausgeführt werde.

Der Stamm der Handwerker leidet so viele Unterabtheilungen, als es Handwerker giebt. Man kann niemals seiner Eltern Handwerk verlassen. Daher haben sich auch dort Sklaverey und Gewerbsamkeit fortgepflanzt, und die Künste auf den Gipfel gebracht, den sie durch Arbeit und Geduld, ohne den Beystand des Geschmacks und der Einbildungskraft, die sich fast nimmer ohne Freyheit und Wetteifer erheben, erreichen können.

Zu dieser unzählich ausgebreiteten Kaste gehören zwey durch ihre sehr sonderbare Gebräuche merkwürdige Professionen: die eine besteht allein aus denjenigen Arbeitern, denen erlaubt ist, Schöpf-

bronnen und Teiche zu graben; dieses sind die stärksten und arbeitsamsten Leute in diesen Gegenden. Ihre Weiber helfen ihnen bey der Arbeit, essen aber auch mit ihnen durch ein Vorrecht, welches sie durch ganz Hindostan mit den Weibern der Fuhrleute gemeinhaben.

Diese letztern, denen alles Fuhrwesen gehört, haben keinen festen Sitz. Sie durchziehen die ganze Halbinsel. Ochsen tragen auf ihrem Rücken sowohl ihre Familien, als ihre Waaren. Aus Anmaßung, oder vielleicht aus einem ursprünglichen Recht weiden sie diese Thiere auf allen Wegen, ohne dafür etwas zu bezahlen. Eines ihrer wichtigsten Geschäft besteht darin, die Armeen mit Lebensmitteln zu versehen. Man läßt sie ungehindert über ein Feld ziehen, um des andern Bedürfnissen zu helfen. Ihre Personen, ihre Lastthiere, selbst die ihnen zuständigen Lebensmittel stehen in großer Achtung. Wenn es erweislich wäre, daß die von ihnen geführten Lebensmittel dem Feind zugehören, so würde man dieselbe behalten, dann aber den Ueberrest ruhig seinen Weg fortsetzen lassen.

Außer diesen Stämmen giebt es einen fünften, welcher der Ausschuß aller übrigen ist. Diejenigen, aus denen er besteht, haben die niederträchtigsten Verrichtungen der Gesellschaft zu besorgen. Sie begraben die Todten, schaffen den Unrath aus dem Wege, und nähren sich von dem Fleisch der gefallenen Thiere. Der Eintritt in die Tempel und öffentliche Marktplätze ist ihnen untersagt. Man gestattet ihnen auch nicht, sich der allgemeinen Bronnen zu bedienen. Ihre Wohnungen sind an den äussersten Enden der Städte, oder

sie bauen sich auf dem Feld einzelne Hütten, und auch das ist ihnen verbotten, durch die Strassen, in welchen die Braminen wohnen, zu gehen. So wie jeder Indianer, so können auch sie sich zwar auf den Feldbau legen, aber nur für die andern Casten; und sie haben niemals eigenthümliche Ländereyen oder Pachtgüter. Der Abscheu, der auf ihnen liegt, ist so groß, daß wenn sie von ungefähr einen von einem andern Stamm anrühren würden, man sie ungestraft niedermachen dürfte, indem ein solches Menschenleben zu gering geachtet wird, um des Schutzes der Gesetze würdig zu seyn.

So ist selbst in den Gegenden, wo eine fremde Herrschaft die Begriffe in etwas umgeändert hat, der Zustand dieser Unglücklichen, die man auf der coromandelischen Küste unter dem Namen der Parias kennt, beschaffen. Ihre Herabwürdigung ist vollends am größten auf dem Theil der malabarischen Küste, der vom Mogol nicht unterjocht worden ist, und wo man sie Puliaten nennt.

Der gröste Theil derselben beschäftigt sich mit dem Reißbau. Unfern der Felder, welche sie bauen, ist eine Art einer Hütte. Dahin flüchten sie sich, sobald das Schreyen aus der Ferne ihnen einen Befehl desjenigen, von dem sie abhängen, ankündigt, und dieses beantworten sie, ohne aus ihrer Freystatt hervorzukriechen. Die nemliche Vorsicht beobachten sie, sobald ein verworrenes Geschrey sie von der Herannährung eines Menschen, wer es auch seyn könnte, benachrichtigt. Mangelt ihnen die Zeit sich zu verbergen, so werfen sie sich mit dem Angesicht auf die Erde, mit aller der Erniedrigung, welche

ihnen

ihnen das Gefühl ihres schimpflichen Zustands einflößt. Wenn die Erndten dem Geitz ihres unterdrückenden Herrns nicht entsprechen, legt der Grausame bisweilen Feuer in die Hütten der unglücklichen Arbeiter und schießt unbarmherzig auf selbige, wenn sie, was aber selten geschieht, den Flammen zu entwischen versuchen.

Alles ist an dem Zustand dieser Unglücklichen erschröcklich, selbst die Art, mit der man sie nöthigt, ihre grösten Bedürfnissen sich anzuschaffen. Beym Einbruch der Nacht gehen sie in grössern oder kleinern Truppen aus ihren Löchern heraus, und dem Markt zu, und brüllen daselbst in einiger Entfernung. Die Kaufleute nähern sich und die Puliaten verlangen, was sie nöthig haben. Man versieht sie damit und bringt die Waaren an den Ort, wo schon das zum bezahlen bestimmte Geld voraus von ihnen hingelegt worden ist. Wenn die Käufer sich sicher glauben, daß sie niemand sehen werde, kommen sie hinter der Hecke, hinter der sie sich allem Anblick verbargen, hervor und nehmen ganz hastig dasjenige, was sie auf eine so sonderbare Art gekauft haben, hinweg.

Inzwischen haben doch diese Pouliaten, der ewige Gegenstand der Verachtung für die andern Kasten, wie man sagt, aus ihrem Schoos die noch niedrigern Pulichis fortgejagt. Diesen ist sogar der Gebrauch des Feuers untersagt. Man erlaubt ihnen nicht einmal Hütten aufzubauen, und daher sind sie genöthigt, in den Wäldern auf den Bäumen in einem Nest sich aufzuhalten. Wenn sie Hunger fühlen, brüllen sie, wie das Vieh, um der Vorbeygehenden Mitleiden zu erregen.

Die mildthätigsten Indianer legen ihnen dann Reiß oder ein anderes Nahrungsmittel hin, laufen aber ganz geschwinde davon, damit der unglückliche Hungerige es nehmen kann, ohne seinem Wohlthäter zu begegnen, da dieser sich durch sein Begegnen für verunreinigt halten würde.

Die ausschweifende Erniedrigung, zu welcher man einen beträchtlichen Theil einer zahlreichen Nation herabgesunken sieht, hat jederzeit ein unauflößbares Räthsel geschienen. Die aufgeklärtesten Köpfe haben nicht bestimmen können, wie menschenfreundliche und gefühlvolle Völker haben ihre eigentlichen Brüder zu einem so verworfenen Zustand herabwürdigen können. Darf ich eine Muthmaßung wagen? Schröckliche Quaalen oder ein schimpflicher Tod sind bey unsern halb barbarischen Regierungen das Loos der Lasterhaften, welche die gesellschaftliche Ordnung mehr oder minder gestört haben. Könnte es nicht geschehen seyn, daß unter dem sanften Himmelsstrich Indiens gemäßigtere Gesetze sich begnügt haben, von ihren Casten alle Verbrecher auszuschliessen? Diese Strafe mußte hinreichend scheinen, die Laster zu hindern; und gewiß war es auch am angemessensten für ein Land, in dem das Blutvergiessen durch Religion und Sitten jederzeit verbannt war. Ohne Zweifel wär es recht gut gewesen, wenn die Unehrlichkeit der Eltern nur nicht auch auf die Kinder übergegangen wäre. Allein unübersteigliche Vorurtheile standen einer solchen Wiedereinsetzung in vorigen Stand im Weg. Man weis auch kein Beyspiel, daß eine von ihrem Stamm weggejagte Familie jemals darein wiederaufgenommen worden ist.

Da

Da die Europäer mit diesen Unglücklichen lebten, wie man mit Menschen leben soll, haben sie es dadurch so weit gebracht, daß sie den Indianern fast einen eben so großen Abscheu gegen sich eingeflößt haben. Dieser Abscheu herrscht noch itzt in dem innern des Lands, in welchem der Abgang des Verkehrs die so tiefgewurzelten Vorurtheile nährt, welche sich aber nach und nach auf den Küsten verlieren, wo Handel und Bedürfnisse alle Menschen näher zusammenbringen, und von der menschlichen Natur nothwendig billigere Begriffe verbreiten.

Alle diese Klassen sind auf immer durch unübersteigliche Scheidwände abgesondert: sie können unter einander weder heyrathen, noch wohnen, noch zusammen essen. Wer diese Ordnung übertritt, wird aus dem von ihm beschimpften Stamm gejagt.

Man sollte erwarten, daß diese Scheidwände in den Tempeln fallen würden. Da sollte man sich doch wenigsten erinnern, daß der Unterschied der Geburt eine willkührliche Einrichtung ist, und daß alle Menschen ohne Ausnahme Brüder sind, da sie Kinder des nemlichen Gottes sind. Und doch ist es dem nicht also. Einige Stämme, es ist wahr, nähern sich einander und vermengen sich beym Fuß der Altäre: aber die unteren erfahren die Demüthigung ihres Stands selbst in den Pagoden.

Die Religion, welche diese Ungleichheit unter den Indianern heiligt, hat aber doch nicht vermocht, daß selbige auf die Erlangung jenes Ansehens der obern Classen gänzlich Verzicht gethan hätten. Der natürliche Stolz ist einigemal rege

geworden, und hat etlichen unruhigen Köpfen sehr sonderbare Mittel eingegeben, die Verehrung des Pöbels mit den Braminnen zu theilen. Daher rührt der Ursprung der in Indien unter dem Namen der Joqueys bekannten Mönche.

Leute aus allen ehrlichen Kasten werden zu dieser Lebensart zugelassen. Denn es wird nichts erfordert, als daß man sich, wie die Braminen der Betrachtung und dem Müßigang überläßt; nur allein in den Selbstpeinigungen muß man sie übertreffen. Selbst die Klosterkasteyungen, welche sich unsere schwärmerischen Klosterleute auferlegen, kommen den schröcklichen Peinigungen, zu denen sich ein indianischer Mönch selbst verurtheilt, nicht gleich. Unter dem Gewicht ihrer Ketten gekrümmt, über ihren Misthaufen ausgestreckt, geschwächt von Schlägen, Zerfleischungen, Wachen und Fasten werden die Joqueys ein anziehendes Schauspiel für die Leute.

Der gröste Theil derselben durchstreift die Felder, wo ihnen vom Pöbel, ja selbst von Großen, welche entweder aus Politik oder auch Ueberzeugung öfters von ihrem Elephanten steigen, um sich zu den Füssen dieser eckelhaften Leute nieder zu werfen, Verehrung gezollet wird. Von allen Seiten her bietet man ihnen Früchte, Blumen und wohlriechende Sachen an. Ganz hochmüthig verlangen sie das, was sie wollen, und nehmen das verehrte als einen Tribut an, ohne daß dieser Stolz die ihnen gewidmete Ehrfurcht irgend vermindert. Der Gegenstand ihres Ehrgeitzes geht dahin, um zusammen zusammeln, und davon Bäume zu pflanzen, Teiche zu graben, Pagoden auszubessern oder gar neu aufzubauen.

Die-

Diejenigen aber, welche lieber in den Wäldern wohnen, sehen zu ihrer Einöde Weibspersonen, welche von keinem so hohen Stand sind, um eingesperrt leben zu müssen, und vorzüglich solche wallfahrten, welche keine Kinder haben. Oefters finden selbige auf ihrer Wallfahrt das Ende einer bey den Indianer mehr als anderswo schimpflichen Unfruchtbarkeit.

Die Städte ziehen die Glieder dieses Ordens, deren Wunderthaten der Ruf am meisten ausgebreitet hat, an sich und behalten sie auch bey sich: jedoch leben sie auch hier immer unter Zelten oder an der freyen Luft. Hier empfangen sie die häufigsten Ehrfurchtsbezeugungen, hier theilen sie ihren Rath, auf den man sehr begierig ist, mit. Selten lassen sie sich herab, selbst in Palläste, in denen man sich durch ihre Gegenwart so beehrt hält, sich zu begeben. Wenn sie bisweilen dem Bitten einer sehr angesehenen Frau nachgeben, so kündigen ihre an der Thüre zurückgelassenen Schuhe dem Mann an, daß es ihm nicht erlaubt ist, hinein zu tretten.

Das Wunderbare der indianischen Götterlehre ist weniger angenehm und verführerisch, als das der griechischen. Sie haben ein Sündenpferd, das Seitenstück zum Sündenbock der Juden. Sie geben, wie wir, gute und böse Engel zu. Der Ewige, sagt der Shaster, faßte einstens den Entschluß, Wesen zu schaffen, die seiner Ehre theilhaftig werden könnten. Er sprachs, und die Engel wurden. Sie sangen einstimmig das Lob des Schöpfers, und Harmonie herrschte im Himmel, als zwey dieser Geister sich empörten, und eine Legion durch ihr Beyspiel verleiteten. Gott stürzte sie in einen Ort der Qualen, und

zog sie bloß auf Bitten der treugebliebenen Engel, und auf Bedingungen, welche sie mit Freude und Schrecken erfüllten, heraus. Die Rebellen wurden dazu verdammt, in dem niedrigsten der fünfzehn Planeten, ihrem entsezlichen Verbrechen angemeßne Qualen unter verschiednen Gestalten zu leiden. Also erduldet jeder Engel gleich sieben und achtzig Wanderungen auf dieser Erde, ehe er den Körper einer Kuh belebt, die das vornehmste unter den Thieren ist. Diese verschiednen Wanderungen sind ein Stand der Aussöhnung, aus welchem man in einen Prüfungsstand tritt; nämlich der Engel wandert aus dem Körper einer Kuh in einen menschlichen. Dort erweitert der Schöpfer dessen Verstandskräfte und Freyheit, deren guter oder schlimmer Gebrauch den Zeitpunkt seiner Begnadigung beschleunigt oder verzögert. Der Gerechte vereinigt sich gleich nach dem Tod mit dem höchsten Wesen. Der Böse wicht fängt seine Versöhnungszeit von neuem an.

So ist, nach dieser Sage, die Seelenwanderung eine wahre Züchtigung, und die Seelen, welche die lebendigen Dinge beleben, sind grösstentheils strafbare Wesen. Ohne Zweifel ist diese Meynung über die Seelenwanderung in Indien nicht allgemein angenommen. Irgend ein melancholischer und hartherziger Betbruder wird sie erdacht haben, denn diese Lehre von der Seelenwanderung scheint ihrem Ursprung nach mehr Hofnung, als Furcht enthalten zu haben.

Es ist auch in der That natürlich zu denken, daß es anfangs bloß eine für die Menschheit köstliche und schmeichelhafte Vorstellung gewesen, die in einem Land leicht Glauben fand, wo die Menschen eines herrlichen Himmels und einer gemäßigten Regierung genoßen, und also bald an-

anfiengen zu bemerken, wie kurz das Leben sey. Ein System, das dieses über seine natürlichen Schranken verlängerte, konnte nichts anders, als eine leichte Aufnahme finden. Einem Greis, der alles, was ihm theuer ist, aus seinen Händen schwinden sieht, ist es so süß zu hoffen, daß er noch genießen wird, und daß seine Zerstörung nur ein Uebergang zu einem neuen Leben seyn soll! Für den, der es verliert, ist die Vorstellung, daß er das Glück zu leben nicht verliert, indem er es verläßt, so tröstend! Umsonst würde eine mystische Religion suchen, an die Stelle dieser Hofnung die Vorstellung von geistigen Vergnügun- und einer himmlischen Seligkeit zu setzen: die Menschen ziehen natürlicher Weise Empfindungen, die sie schon glücklich gemacht haben, diesen unbestimmten und abstracten Vorstellungen vor; und die Einfalt der Indianer mußte es für süßer halten, in einer Welt zu leben, die sie kennen, als in einer metaphysischen Welt, die die Einbildungskraft ermattet, ohne sie zu vergnügen. Auf diese Art ist vermuthlich die Lehre der Seelenwanderung aufgekommen und ausgebreitet worden. Umsonst empörte sich die Vernunft gegen diesen Trug. Umsonst sagte sie, daß ohne Gedächtniß weder Fortgang, noch Einheit des Daseyns statt fände, und daß der Mensch, der sich nicht erinnert, er sey gewesen, von demjenigen, der zum erstenmal lebt, nicht unterschieden ist: die Empfindung nahm an, was die Vernunft verwarf. Glücklich sind doch noch die Völker, deren Religion angenehme Lügen darbeut!

Der Shaster hat die Lehre von der Seelenwanderung ohnstreitig darum finster gemacht, damit

mit sie zum Werkzeug und zur Stütze der Moral dienen könnte, die man einführen wollte. Auch trägt dieses Buch die Pflichten, die die Engel erfüllen sollen, so vor, daß sie aus der Seelenwanderung, als Strafe betrachtet, hergeleitet werden. Die wichtigsten sind die Mildthätigkeit, die Enthaltung vom Fleisch der Thiere, die standhafte Beharrung bey dem Gewerb seiner Väter. Dieses herschende Vorurtheil, in welchem, wie es scheint, alle Secten übereinstimmen, ungeachtet der Verschiedenheit der Meynungen über seine Entstehung, hat nirgends seines gleichen, als bey den alten Egyptern, deren Einrichtungen mit den Einrichtungen in Indien historische Verhältnisse haben, die wir nicht mehr wissen. Aber die Gesetze Egyptens machten doch bey ihrer Unterscheidung der Stände keinen niederträchtig; anstatt daß die Gesetze des Brama, vielleicht weil man sie gemisbraucht hat, einen Theil der Nation zum Elend und zum Schimpf verdammt zu haben scheinen.

Es ist durch das bürgerliche Gesetzbuch einleuchtend, daß die Indianer zu der Zeit, als daselbst Brama Gesetze gab, eben so gesittet waren, als gegenwärtig. So bald eine Gesellschaft anfängt, eine Verfassung anzunehmen, so ist sie ganz natürlich in mehrere Klassen eingetheilt, nachdem ihre Künste und ihre Bedürfnisse mannigfaltig und ausgebreitet sind.

Brama wollte diesen verschiedenen Professionen ohnstreitig eine politische Stätigkeit beylegen, wenn er sie durch die Religion heiligte, und in den Familien, die sie damals trieben, beständig machte; er sah aber voraus, daß er dadurch den Fortgang der Entdeckungen hemmte,

die

die in der Folge zu neuen Handwerkern Gelegenheit geben konnten. Und wenn man auch nach der gewissenhaften Genauigkeit schließt, mit welcher die Indianer noch heut zu Tage Bramas Gesetze beobachten, so kann man versichern, daß seit diesem Gesetzgeber die Geschicklichkeit bey diesen Leuten um keinen Schritt weiter gekommen sey, und daß sie, da ihnen diese Satzungen gegeben wurden, fast eben so gesittet waren, als sie es heut zu Tage sind. Diese Beobachtung wird hinreichen, um eine Vorstellung von dem Alterthum dieses Volks zu geben, das seine Kenntnisse seit einem Zeitpunkt, der dem Anschein nach der älteste der Welt ist, nicht vermehrt hat.

Brama verordnete verschiedene Nahrungsmittel für die verschiednen Stämme. Die Kriegsleute und einige andre Casten dürfen Wildpret und Hammelfleisch essen. Fische sind einigen Ackersleuten und Handwerkern erlaubt. Andre ernähren sich nur von Milch und andern Gewächsen. Die Braminen essen nichts, was Leben hat. Ueberhaupt leben diese Völker außerordentlich mäßig, strenger oder gelinder, je nachdem sie eine mehr oder minder arbeitsame Lebensart führen. Man verheyrathet sie gleich in der Kindheit.

Der unsinnige Gebrauch, Lebendige mit den Todten zu begraben, ist auf der neuen, wie auf der alten Halbkugel der Erde; unter barbarischen und gesitteten Völkern, in Wüsten und in den bevölkertesten Gegenden aufgefunden worden. Gegenden, die niemals mit einander in Verbindung gestanden sind, haben auf gleiche Art dieses grausame Schauspiel dargebotten. Der Hochmuth, ausschliessende Selbstliebe, andere Leidenschaf-

schaften oder andere Laster können den Menschen zum nemlichen Irrthum unter verschiedenen Himmelsstrichen verleitet haben.

Doch muß man annehmen, daß ein der Vernunft so sichtbar widersprechender Gebrauch seine Quelle hauptsächlich von dem Lehrsatz der Auferstehung des Leibes und eines künftigen Lebens hergeleitet hat. Die Hofnung, in einer andern Welt durch die nemlichen Personen, die in dieser unter eines Befehl standen, bedient zu werden, muß verursacht haben, den Sklaven auf dem Grabmal seines Herrn, die Frau auf dem Leichnam ihres Manns aufzuopfern. Selbst alle Denkmäler bezeugen, daß auf den traurigen Ueberbleibseln der Herrscher diese Morde am öftesten wiederholt worden sind.

Nach diesem Grundsatz hätte der Gedanke einer gleichen Ausschweifung die Indianer niemals irre machen sollen. Man kennt ihre große Anhänglichkeit an die Seelenwanderung. Jederzeit haben sie geglaubt, und werden wohl auch wahrscheinlich beständig so denken, daß die Seelen nach ihrer Trennung von einem Leib in einen andern kommen und ihn beleben, und daß diese fortdaurenden und beständigen Wanderungen niemals aufhören werden. Allein wie kann mit diesem System die Behauptung bestehen, daß ein Gatte seine Asche mit der des andern Gatten, von dem er in Ewigkeit getrennt bleiben müßte, vermischen werde? Dieses ist einer von den unzähligen Widersprüchen, welche das Menschengeschlecht durchaus herabwürdigt.

Man hat nicht eingesehen, was diese Einrichtung hätte begründen können, bis das bürgerliche Gesetzbuch der Indianer aus dem Sanskret

über-

übersetzt worden ist, und unsre Meinungen über diesen Punkt bestimmt hat.

Die indianischen Wittwen, welche Neigung auch jedes fühlbare Wesen für seine Erhaltung haben mag, entschliessen sich ganz trotzig zum Opfer ihres Lebens. Schlügen sie es aus, so würden sie verstoßen, mit Lumpen bedeckt, und zu den schlechtesten, selbst für die niedrigsten Sklaven verächtlichsten Arbeiten verurtheilt werden. Diese Beweggründe können zwar einiger maßen Einfluß auf ihren Entschluß haben: allein was sie hauptsächlich antreibt, ist die Furcht, ein verhaßtes Andenken zu hinterlassen, und ihren Kindern, welche sie mit einer Zärtlichkeit, die unsre eiskalten Herzen niemals erfahren haben, schimpfliche Vorwürfe zu verursachen.

Zum Glück werden diese scheußlichen Scenen täglich seltener. Niemals leiden die Europäer solche in ihren Gebiethen. Auch maurische Prinzen haben selbige in ihren Ländern verbotten. Und selbst diejenigen unter ihnen, welche noch aus Golddurst solche dulden, setzen ihr Erlaubniß auf einen so hohen Preiß, daß man ihn selten bezahlen kann. Doch erregt bisweilen selbst diese Erschwerung ein noch heftigeres Verlangen. Man hat Weiber langezeit die niedrigsten und gröbsten Arbeiten verrichten sehen, blos um die geforderten Summen zu diesem ausschweifenden Selbstmord zusammen zu bringen.

Die Wittwe eines Braminen, ein junges schönes reitzendes Weib wollte dieses Trauerspiel zu Surate erneuern. Man schlug ihr aber ihr Gesuch ab. Dieses Weib, erzürnt hierüber, nahm brennende Kohlen in ihre Hände, und

nach-

nachdem sie sich über den Schmertzen hinweggesetzt hatte, sagte sie in einem standhaften Ton zum Nabab: betrachte nicht allein die Schwachheit meines Alters und Geschlechts. Sieh auch, mit welcher Unempfindlichkeit ich dieses Feuer in meinen Händen halten. Wiße, daß ich mich mit der nemlichen Standhaftigßeit mitten in die Flammen stürzen werde.

Die Wahrheit, Lüge, Schande, alle Arten von bürgerlichen oder Religionsvorurtheilen können also den Menschen bis zur Verachtung des Lebens, des grösten aller Güter, des Tods, des grösten aller Schröcken, und des Schmerzens, des grösten unter allen Uebeln, erheben. Schwache Gesetzgeber, warum habt ihr diese schröckliche Triebfeder nicht entwickeln können? Oder wenn ihr sie gekannt habt, warum habt ihr selbige nicht angewandt, um uns zur Erfüllung unserer Pflichten zu bringen? Welche Vätter, welche Kinder, welche Freunde, welche Bürger würdet ihr nicht blos durch weise Austheilung der Ehre, und Schande aus uns haben machen können? Wenn die Furcht der Verachtung unter den Malabaren ein junges Weib in den brennenden Scheiterhaufen stürzt, in welchem Winkel der Welt würde sie nicht auch den Entschluß bewürken, daß eine Mutter ihr Kind säugte, eine Gattin ihrem Gatten getreu blieb?

Ausser dieser Art von Herzhaftigkeit, welches mehr von den Vorurtheilen, als dem Karakter herrührt, sind die Indianer schwach, sanft und menschlich. Kaum kennen sie die verschiednen Leidenschaften, die uns beunruhigen. Welchen Ehrgeitz könnten auch Leute haben, welche bestimmt sind, auf

immer

immer im nemlichen Zustand zu verbleiben! Die Wiederholung der gottesdienstlichen Gebräuche sind das einzige Vergnügen der meisten unter ihnen. Stille Geschäfte, und den Müßiggang lieben sie. Man hört sie öfters folgende Stelle aus einer ihrer Lieblingsbücher anführen: Besser ist sitzen, als gehen, besser schlafen, als wachen, aber der Tod ist besser, als das alles.

Ihr Temperament und die entsetzliche Hitze des Himmelsstrichs verhindert bey ihnen das heftige Gefühl für die Vergnügungen der Liebe nicht, da man solches zu wiederholen nicht nachläßt. Die Menge der Huren und das Bemühen der Vätter, ihre Kinder zu verheyrathen, ehe beide Geschlechter zusammen kommen können, beweisen die Lebhaftigkeit dieses Hangs. Sie sind ausserdem auch geitzig, eine Leidenschaft schwacher Körper und kleiner Seelen.

Ihre Kunstarbeiten sind ein sehr unbedeutendes Ding. Die baumwollene Tücher ausgenommen kömmt aus Indien nichts, was Geschmack und Schönheit zeigte. Die Wissenschaften werden noch mehr vernachlässigt. Der Unterricht der geschicktesten Braminen beschränkt sich auf das Berechnen einer Sonnenfinsterniß. Ehe die Tartaren in diese Gegenden gedrungen waren, war keine Brücke vorhanden, um über die Flüsse zu kommen. Nichts ist elender, als die in neuern Zeiten erbauten Betthäußer. Die alten Pagoden, es ist wahr, setzen einen durch ihre Daurhaftigkeit und Umfang in Erstaunen; allein die Bauart und Auszierung derselben sind von der schlechtesten Manier. Allen fehlt es gänzlich an Fenstern, und meistens haben sie eine piramidenförmige Gestalt. Thiere

und Wundergeschichten auf die Ziegelsteine eingegraben, bedecken die Mauern von aussen und innen. In der Mitte des Tempels auf einem reich gezierten Altar steht das coloßalische Bild einer Gottheit, das durch den Rauch der Fackeln, welche um dasselbe beständig brennen, ganz schwarz, und das gegen der Hauptpforte gekehrt ist, damit diejenigen Anbetter, welchen der Eintritt ins Heiligthum untersagt ist, des Anschauens ihrer Verehrung theilhaftig werden können. Man kömmt zu den gottesdienstlichen Handlungen auf den Schall der Instrumente und mit Fächern, die Insekten von sich abzuhalten. Durch Gesänge, Tänze, Opfer wird der Götze verehrt. Wenn er einen ausgebreiteten Ruhm hat, sieht man aus den entferntesten Gegenden große Caravanen zu Tausenden von Pilgrimen, welche auf ihrem Weg alle Unterstützung einer freygebigen Gastfreyheit antreffen, hinzueilen. Niemals haben auch diese frommen Schwärmer von ihren beschwerlichen Reisen durch die Verbindlichkeit, dafür der mogolischen Regierung einen ihrem Stand angemessenen Tribut zu bezahlen, abgehalten werden können.

Die Kaste der Kriegsleute wohnt lieber in den mitternächtlichen Provinzen, und die Halbinsel wird mehrentheils nur von den untern Stämmen bewohnt. Daher kömmt es, daß alle diejenigen, die Indien von der Seeseite angriffen, so wenig Widerstand gefunden haben. Gewissen Philosophen, welche vorgeben, der Mensch sey ein fruchtfressendes Thier, muß man bemerken, daß die Krieger, die Fleisch essen, stärker, muthiger, belebter sind, und länger leben, als die Menschen in den

anderu

andern Klassen, die sich blos von Pflanzen nähren. Unterdessen ist dieser Unterschied zwischen den Bewohnern Nordens und Südens zu unabänderlich, als das er lediglich den Nahrungsmitteln zugeschrieben werden sollte. Einerseits giebt die Kälte, die Schnellkraft der Luft, eine geringere Fruchtbarkeit, mehr Arbeit und Bewegung, ein abwechselndes Leben den Gliedmaßen mehr Hunger und Stärke, Widerstand und Thätigkeit, Schwingkraft und Dauer. Die südliche Wärme, der Ueberfluß an Gewächsen, die Leichtigkeit zu leben, ohne zu arbeiten, eine unaufhörliche Ausdünstung, eine größere Verschwendung der Zeugungssäfte, mehr Vergnügen und Weichlichkeit, eine sitzende und immer einförmige Lebensart; alles dieses macht, daß man früher zu leben anfängt und aufhört. Uebrigens sieht man auch, daß der Mensch von der Natur nicht geschaffen ist, um lebendige Geschöpfe zu verschlingen, sondern daß er die Gabe empfangen hat, in allen Klimas auf eine Art zu leben, die den Bedürfnissen, welche aus demselben entspringen, angemessen ist. Nach dem Ueberfluß oder der Unfruchtbarkeit des Landes ist er ein Jäger, Fischer, Hirt oder Ackersmann.

Die ihrem Entstehen nach so ungekünstelte Religion des Brama ist noch in drey und achtzig Sekten getheilt, die über einige der Hauptpunkte mit einander gleich denken, über die andern nicht streiten. Sie leben in Frieden, so gar mit Menschen von allen andern Religionen, weil die ihrige ihnen nicht vorschreibt, mit Bekehrung sich abzugeben. Die Indianer nehmen gar selten Fremde, die sich zu ihrem Glauben bekennen wollen, auf, oder wenigstens geschieht es allzeit mit dem äußersten Wider-

willen. Dies war so ziemlich der Geist aller alten Aberglauben. Man sieht es bey den Egyptiern, Juden, Griechen und Römern. Diese Denkungsart hat weniger Verwüstung angerichtet, als der Geist der Bekehrungen; aber er verhindert doch den Umgang unter den Menschen: es ist eine Scheidewand mehr zwischen den Völkern.

Wenn man bedenkt, daß die Natur alles zur Beförderung der Glückseligkeit dieser fruchtbaren Gegenden gethan hat; daß die Indianer, mit der Leichtigkeit alle ihre Bedürfnisse zu vergnügen, einen mitleidigen Charakter, eine Sittenlehre verbinden, vermöge welcher sie von den Verfolgungen und dem Geist der Eroberungen gleich weit entfernt sind, so kann man nicht anders, als mit Seufzen bis zur Quelle dieser grausamen Ungleichheit zurückgehen, die über einen Theil der Nation die Vorrechte und das Ansehen vereinigt, und Unglücksfälle und Schande auf alle übrigen Bewohner des Landes gehäuft hat. Was ist wohl die Ursache dieses sonderbaren Unsinns? Wir können es gewiß glauben, es ist keine andre als diejenige, die auf diesem traurigen Erdball das Unglück aller Völker fortpflanzt. Eine glückliche und unwissende Nation darf nur einen ersten Irrthum annehmen, dem der Mangel an Kenntnissen Glauben verschafft; das ist hinreichend: es wird dieser geschwind allgemein gewordene Irrthum bald die Grundlage des moralischen und politischen Systems werden: bald werden die rechtschaffensten Neigungen den Pflichten entgegen seyn. Um der neuen moralischen Ordnung zu folgen, wird man der physischen Ordnung ohne Unterlaß Gewalt anthun müssen. Dieser beständige Streit wird die sonderbarsten Widersprüche in

in den Sitten hervorbringen, und die Nation wird bald ein Haufe Unglückseliger seyn, die ihr Leben damit hinbringen, sich einander wechselsweise zu quälen, und dabey über die Natur zu klagen. Dies ist eine Schilderung von allen Völkern der Erde, wenn man etwa einige Republiken von Wilden ausnimmt. Unvernünftige Vorurtheile haben die menschliche Vernunft überall verdorben, und selbst den Instinkt, der alle Thiere antreibt, sich gegen Unterdrückung und Tyranney aufzulehnen, erstickt. Unzählbare Völker glauben ganz treuherzig, sie wären das Eigenthum einiger weniger Menschen, die sie unterdrücken.

Dies sind die traurigen Folgen des ersten Irrthums, den der Trug in dem menschlichen Geist geschaffen oder ernährt hat. Möchten doch die wahren Einsichten Geschöpfe wieder in ihre Rechte einsetzen, die sie nur zu empfinden brauchen, um auch gleich wieder im Besitz derselben zu seyn. Weise dieser Erde, Philosophen aus allen Völkern, euch kommt es allein zu, Gesetze zu machen, indem ihr euren Mitbürgern anzeiget, was für welche zu machen seyen! Seyd muthig genug, euren Brüdern ein Licht aufzustecken, und seyd versichert, daß wenn die Wahrheit zwar sich langsamer ausbreitet und festsetzt, als der Irrthum, selbige auch unerschütterlicher seyn und länger dauern wird. Die Irrthümer verschwinden, die Wahrheit aber bleibt. Die Menschen, welche durch die Hofnung des Glücks, dessen Weg, ihr ihnen zeigen könnet, gewonnen sind, werden euch mit Begierde hören. Macht jene tausende von unterjochten Sklaven, welche auf den Wink ihrer Herren fertig sind, ihre Mitbürger auszutil-

gen, erröthen. Fachet in ihren Seelen die Natur und Menschlichkeit gegen dieses Umstürzen der gesellschaftlichen Gesetze an. Lehrt sie, daß die Freyheit von Gott kömmt, die Gewalt von den Menschen. Offenbaret alle Geheimnisse, welche die Welt in Ketten und in der Finsterniß erhalten, damit die auf einmal erleuchteten Völker einsehen, wie sehr man ihrer Leichtgläubigkeit mitspielt, und die Ehre des menschlichen Geschlechts endlich einmal rächen.

Ausser den Eingebohrnen trafen die Portugiesen noch Mahometaner in Indien an. Einige kamen von den afrikanischen Küsten dahin. Der gröste Theil aber waren Abkömmlinge der Araber, die sich in diesen Gegenden niedergelassen, oder Einfälle gethan hatten. Die Macht der Waffen machte sie zu Herren aller bis an Indus gelegenen Länder. Die unternehmendsten giengen nachher auch über diesen Fluß, und nach und nach waren sie bis an die äussersten Spitzen des Morgenlands gekommen. In diesem unermeßlichen Land waren sie die Factoren von Arabien und Egypten; und von allen Herrschaften, welche mit diesen Gegenden in Verbindung stehen wollten, wurde ihnen mit ausgezeichneter Achtung begegnet. Sie hatten sich sehr vermehrt; denn da ihre Religion die Vielweiberey gestattete, so verheyratheten sie sich an allen Orten, wo sie sich einige Zeit aufhielten.

Noch rascher und anhaltender war ihr Fortgang auf den in diesem Ocean gelegenen Inseln. Das Handelsbedürfniß verschafte ihnen daselbst bey den Fürsten und den Völkern eine noch bessere Aufnahme. Man sahe sie in kurzer Zeit zu den ersten

ersten Würden dieser kleinen Staaten hinaufsteigen und sich Meister von der Regierung machen. Sie benützten das Ansehen, welches ihnen ihre Einsichten verschaften, und die Unterstützung, welche sie aus ihrem Vaterland erhielten, alles zu unterjochen. Um ihnen zu gefallen, verliessen Despoten und Sklaven eine Religion, an der ihnen sehr wenig gelegen war, gegen neue Lehren, die ihnen einige Vortheile verschaffen sollten. Das Opfer war auch um so leichter zu machen, als die Prediger des Alkorans ohne Schwierigkeit geschehen liessen, daß man den alten Aberglauben mit dem neu einzuführenden verband.

Diese mahometanischen Araber, die zugleich Apostel und Handelsleute waren, hatten ihre Religion auch dadurch noch weiter ausgebreitet, daß sie viele Sclaven kauften, denen sie die Freyheit schenkten, nachdem sie sie beschnitten und ihre Lehrsätze gelehrt hatten. Aber da ihr Stolz ihnen nicht erlaubte, ihr Geblüt mit dem Geblüt dieser Freygelaßnen zu vermischen, so machten diese mit der Zeit auf der Halbinsel Indiens ein besonders Volk aus, das sich von Goa bis nach Madras ausbreitete. Sie verstehen weder Persisch, noch Arabisch, noch Morisch, und reden nur die Sprache des Lands, worinn sie leben. Sie sind meistens Mäckler, Schreiber, Kaufleute, Schifleute auf der coromandelischen Küste, wo sie unter dem Namen der Chaliaten bekannt sind. Auf der malabarischen Küste nennt man sie Mapules, wo sie die nemlichen Geschäfte, doch mit weniger Ehre treiben. Man traut ihnen daselbst gemeiniglich wegen ihres geitzigen, treulosen und blutdürstigen Charakters nicht.

IX.

Betragen der Portugiesen in Hindostan.

Hindostan, das die Gewalt mit der Zeit fast gänzlich unter ein fremdes Joch vereint hat, war bey der Ankunft der Portugiesen unter die Könige von Kambaya, von Delhy, von Bißnagar, von Narsinga und von Kalikut getheilt, welchen allen verschiedne mehr oder minder mächtige Regenten zinsbar waren. Der letzte dieser Monarchen ist unter dem Namen Zamorin, welcher ungefähr so viel sagen will, als bey uns Kayser, bekannter, als unter dem Namen seiner Hauptstadt, und besaß die der See am nächsten gelegenen Länder, und erstreckte seine Herrschaft über ganz Malabar.

Eine alte Ueberlieferung sagt, daß, da die Araber im achten Jahrhundert anfiengen, sich in Indien festzusetzen, der Beherrscher von Malabar eine so starke Neigung für ihre Religion faßte, daß es ihm nicht genug war, sich dazu zu bekennen, sondern er entschloß sich auch, sein Leben in Mekka zu endigen. Kalikut, wo er sich einschifte, schien den Mohren ein so werther und ehrwürdiger Ort, daß sie unvermerkt sich gewöhnten, ihre Schiffe dahin zu lenken. Dieser Hafen ward durch die einzige Gewalt dieses Aberglaubens, so unbequem und gefährlich er sonst ist, der reichste Handelsplatz der dortigen Gegenden.

Die Edelgesteine, die Perlen, der Bernstein, das Elfenbein, Porzellain, das Gold, Silber, die seidenen und baumwollenen Zeuge, der Indig, Zucker, die Gewürze, kostbaren Holzarten, Spezereyen,

zereyen, die schönen Firnisse, alles was die Annehmlichkeiten des Lebens vermehren kann, wurde aus ganz Orient dahin gebracht. Ein Theil dieser Reichthümer langte dort zu Wasser an; aber da die Schiffahrt damals nicht so sicher war, nicht so lebhaft getrieben wurde, als nachmals, so kam auch vieles zu Land auf Ochsen oder Elephanten geladen.

Gama, der diese Umstände zu Melinda, wo er gelandet, erfahren hatte, nahm dort einen geschickten Steuermann mit, und ließ sich nach dem Hafen führen, wo der Handel am blühendsten war. Er fand daselbst zum Glück einen Mohren aus Tunis, der die portugiesische Sprache verstand, und für diese Nation eine über alle Vorurtheile siegende Neigung gefaßt hatte, weil die großen Dinge, die er sie hatte an den Küsten der Barbarey thun sehen, ihn mit Bewunderung erfüllt hatten. Diese Neigung bewog den Muzaide*) mit allen Kräften Fremden zu dienen, die sich ihm ohne Zurückhaltung anvertrauten. Er verschafte dem Gama eine Audienz bey dem Zamorin, worinn jener letzterem ein Bündniß, einen Handlungsvertrag mit dem König, seinem Herrn vorschlug. Es war daran, daß er sollte geschlossen werden, als es den Muselmännern gelang, einen Nebenbuhler, dessen Muth, Thätigkeit und Einsichten sie fürchteten, verdächtig zu machen. Was sie von seinem Ehrgeitz und seiner unruhigen Gemüthsart sagten, machte auf den Fürsten einen solchen Eindruck, daß er sich entschloß, Seefahrer, die

*) Sonst auch Monzayde oder auch Bontaybo genannt.

die er anfangs so gut aufgenommen hatte, umbringen zu lassen.

Gama, der durch seinen treuen Führer hievon Nachricht bekam, schickte seinen Bruder wieder auf seine Schiffe. Wenn du schon erführest, sagte er ihm, daß man mich in Ketten gelegt oder umgebracht hätte, so verbiete ich dir, als dein Oberbefehlshaber, mir beyzustehen oder mich zu rächen. Fahre den Augenblick ab, und hinterbringe dem König alle Umstände unsrer Reise.

Zum Glück kam es so weit nicht. Der Zamorin hatte nicht das Herz, das zu thun, was er konnte, was er sogar wünschte; und der Admiral erhielt die Freyheit, zu den Seinigen zurückzukehren. Einige zu rechter Zeit ausgeübten Repressalien machten, daß man ihm die Waaren und die Geisseln, die er in Kalikut gelassen hatte, wieder auslieferte, und er reißte nach Europa zurück.

Es ist unbeschreiblich, welche Freude seine Rückkunft in Lissabon verursachte. Man sah sich auf dem Punkt, den reichsten Handel auf der Welt zu treiben. Dieses so eifrige als gierige Volk schmeichelte sich zu gleicher Zeit, seine Religion durch Ueberredung und selbst durch die Waffen auszubreiten. Die Päbste, die keine Gelegenheit versäumten, zu behaupten, daß sie Herren der Erde wären, schenkten den Portugiesen alle Küsten, die dieselben im Orient entdecken würden, und brachten dieser kleinen Nation die Thorheit der Eroberungen in den Kopf.

Man bot sich Haufenweise dazu an, die neuen Flotten zu besteigen, welche man nach Indien schicken wollte. Dreyzehn portugiesische Schiffe kamen unter Anführung des Alvares Cabral zu

Kalikut

Kalikut an, und brachten dem Zamorin einige seiner Unterthanen zurück, die Gama mit weggeschleppt hatte. Diese Indianer bezeugten sich mit der Begegnung, die sie empfangen hatten, sehr zufrieden; aber sie machten den Zamorin nicht auf lange Zeit den Portugiesen geneigt. Die Mohren behielten die Oberhand. Das durch ihre Ränke verführte Volk in Kalikut ermordete bey fünfzig Portugiesen. Cabral, um sie zu rächen, verbrannte alle arabischen Schiffe, die sich im Hafen befanden, zerschmetterte die Stadt, und begab sich von da nach Cochin und hernach nach Cananor.

Die Könige dieser beiden Städte gaben ihm Gewürze, boten ihm Gold und Silber an, und schlugen ihm vor, ein Bündniß mit ihm gegen den Zamorin, dem sie zinsbar waren, zu schliessen. Die Könige von Onor und Kulan und andre Fürsten thaten nachher eben die Vorschläge. Alle schmeichelten sich, von dem Tribut, den sie dem Zamorin zahlten, befreyt zu werden, die Gränzen ihrer Staaten zu erweitern, und ihre Hafen von dem Raub Asiens bereichert zu sehen. Diese allgemeine Verblendung verschaffte den Portugiesen in Malabar eine solche Uebermacht, daß sie sich nur zeigen durften, um Gesetze vorzuschreiben. Kein Fürst gelangte zu einem Bündnis mit ihnen, als wenn er sich zum Vasallen des lissabonischen Hofs erklärte; wenn er litt, daß man ein Citadell in seiner Hauptstadt aufführte; wenn er seine Waaren nach dem durch den Käufer bestimmten Preis lieferte. Der fremde Kaufmann konnte seine Ladung erst nach den Portugiesen einkaufen, und niemand durfte in diesen Gewässern ohne

Päss

Päſſe von ihnen ſegeln. Die Treffen, die man liefern mußte, hielten den Handel wenig auf. Eine kleine Anzahl von ihnen zerſtreute zahlreiche Armeen. Ihre Feinde fanden ſie überall, und flohen überall vor ihnen. Bald durften die Schiffe der Mohren, des Zamorin und ſeiner Vaſallen ſich nicht mehr ſehen laſſen.

Die im Orient ſiegreichen Portugieſen ſchickten alle Augenblicke Schiffe in ihr Vaterland, um Reichthümer und den Ruf ihrer Siege dahin zu überbringen. Nach und nach lernten die Seefahrer aller Länder in Europa den Weg nach dem liſſabboniſchen Hafen. Sie kauften daſelbſt die Waaren aus Indien, weil die Portugieſen, die ſie geradeſ Weges von daher holten, ſie wohlfeiler geben konnten, als die Kaufleute, die ſie durch Umwege erhielten.

Um dieſe Vortheile beſtändiger zu machen, um ſie noch weiter auszudehnen, hätte die Ueberlegung das müſſen verbeſſern oder feſtgründen, was bis dahin nur ein Werk des Zufalls, einer glänzenden Unerſchrockenheit, und der glücklichen Umſtände geweſen war. Es gehörte ein Syſtem von Handlung und Herrſchaft dazu, das ausgebreitet genug geweſen wäre, um alle Gegenſtände zu faſſen, aber auch ſo gut hätte verbunden ſeyn müſſen, daß alle Theile des großen Gebäudes, welches man aufzuführen gedachte, einander unterſtützt hätten. Obſchon der liſſaboniſche Hof durch die Nachrichten, die ihm von Indien geſchickt wurden, und durch den Bericht derjenigen, denen er dort ſeine Angelegenheiten aufgetragen hatte, Einſichten bekommen hatte, ſo war er doch weiſe genug, ſein ganzes Vertrauen dem Alphonſus von Albuquerque,

dem

dem Klügsten aller Portugiesen, die nach Asien gereiset waren, zu schenken.

Der neue Vicekönig zeigte sich noch größer, als man erwartet hatte. Er sah ein, daß Portugal den Besitz eines Orts haben müsse, den wenige Mannschaft vertheidigen könnte, wo ein guter Hafen und eine gesunde Luft wäre, und die von der Reise aus Europa nach Asien abgematteten Europäer wieder zu Kräften kommen könnten. Er sah ein, daß der Besitz von Goa Lissabon nöthig wäre.

X.

Eroberung von Goa durch die Portugiesen.

Goa, welches sich in Gestalt eines Amphitheaters erhebt, liegt gegen die Mitte der Malabarischen Küste, auf einer Insel, die vom festen Land durch die zwey Arme eines Flusses gebildet wird, der sich drey Meilen von der Stadt in das Meer ergießt, nachdem er vor den Mauern derselben einen der schönsten Hafen in der Welt gemacht hat. Zahlreiche, blos durch die Natur gemachte Kanäle, dicke und wohl durchschnittene Holzungen, mit tausenderley Blumen geschmückte Wiesen, Landhäuser in schönen Gegenden angelegt: alles macht diese Insel, welche zehen Meilen (*) im Umkreis haben kann, und deren Boden auf

*) Es sind Seemeilen zu verstehen, so wie im ganzen Werk hindurch, wo das Wort vorkommt. Eine Seemeile ist aber ungefähr so groß, als eine französische.

auf eine angenehme Weise ungleich ist. Man entdeckt, ehe man in den Hafen einläuft, die beiden Halbinseln Salset und Bardes, die zugleich eine Vormauer und ein Schutz für denselben sind. Sie werden durch die mit Geschütz besetzten Schanzen, vor welchen alle Schiffe, die im Hafen anländen wollen, halten müssen, beschützt.

Ob Goa gleich nicht so beträchtlich war, als es nach der Zeit wurde, so betrachtete man die Stadt doch als den vortheilhaftesten Posten in Indien. Es stand unter der Hoheit des Königs von Dekan, aber Idalkan, dem er den Ort anvertraute, hatte sich unabhängig gemacht, und suchte seine Gränzen in Malabar zu erweitern. Während der ungerechte Besitzer auf dem festen Land beschäftig war, zeigte sich Albuquerque vor den Thoren von Goa, drang mit Gewalt hinein, und erkaufte diesen großen Vortheil nicht sehr theuer.

Als Idalkan von dem Unglück, das ihm begegnet war, benachrichtigt wurde, bedachte er sich nicht lange, was er thun sollte. Mit Einwilligung der Indianer seiner Feinde selbst, denen daran fast so viel, als ihm gelegen war, rückte er nach seiner Hauptstadt mit einer bis dahin seinem Land unbekannten Geschwindigkeit. Die in ihrer Eroberung noch nicht recht festgesetzten Portugiesen sahen sich ausser Stand, sie zu behaupten: sie begaben sich auf ihre Flotte, die den Hafen nicht verließ, und schickten nach Kochin, um Hülfe zu bekommen. Während daß sie dieselbe erwarteten, fiengen sie an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Idalkan bot ihnen welche an, und ließ ihnen sagen: daß er durch die Waffen, nicht durch den Hunger siegen wollte.

Es

Es war damals in den indianischen Kriegen gebräuchlich, daß die Armeen ihren Feinden Lebensmittel zukommen ließen. Albuquerque verwarf das ihm gethane Anerbieten, und antwortete: Er würde vom Idalkan nicht eher Geschenke annehmen, als bis sie Freunde zusammen wären. Er erwartete immer Hülfe und es kam keine.

Dieser verlaßne Zustand nöthigte ihn, sich zurück zu ziehen, und die Ausführung seines Lieblingsvorhabens bis zu einer günstigern Zeit aufzuschieben, die auch die Umstände in wenig Monaten herbey brachten. Idalkan ward wieder gezwungen, ins Feld zu rücken, um seine Staaten von einem gänzlichen Untergang zu erretten. Da zog Albuquerque unversehens gegen Goa, welches er mit stürmender Hand eroberte, und sich darinn befestigte. Kalikut, dessen Hafen nichts nützte, und wo die arabischen Schiffe sich nicht mehr sehen lassen durften, sahe seinen Handel und seine Reichthümer in eine Stadt, die der Hauptort aller portugiesischen Besitzungen in Indien ward, ziehen.

Die Eingebornen des Lands waren zu schwach, zu feige, zu uneinig, um dem Glück dieser glänzenden Nation Schranken zu setzen. Sie brauchte nur vor den Egyptern auf ihrer Hut zu seyn, und sie unterließ und schob keine dahin einschlagende Vorsicht auf.

XI.

Von Europas Handel mit Indien vor der Portugiesen Fahrt um das Vorgebürg der guten Hofnung.

Egypten, das wir als die Mutter aller historischen Alterthümer, als die Urquelle der Policey, die Wiege der Wissenschaften und Künste ansehen; Egypten, nachdem es Jahrhunderte hindurch von dem übrigen Erdboden, den seine Weißheit verachtete, abgesondert war, kannte und übte die Schifahrt aus. Seine Bewohner befuhren lange Zeit das mittelländische Meer nicht, da sie ohne Zweifel keine großen Vortheile dabey sahen, um ihre Segel gegen Indien, das der wahre Kaual der Reichthümer war, zu richten.

Beym Anblick einer Gegend, die zwischen zwey Meeren, deren eines der Eingang ins Morgenland, das andre der Eingang ins Abendland war, entschloß sich Alexander, den Sitz seines Reichs nach Egypten zu verlegen, und daraus den Mittelpunkt des Handels der ganzen Welt zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste Eroberer, sahe wohl ein, daß, wenn es ein Mittel gäbe, das Land seiner gemachten und der noch vorgehabten Eroberungen zu befestigen, dieses in einem Land, welches die Natur so zu sagen an die Gränzen von Asien und Afrika angeknüpft zu haben scheint, um beides mit Europa zu verbinden, geschehen müßte. Der frühzeitige Tod des grösten Feldherrn, den die Geschichte und die Fabel der Bewunderung der Menschen aufbehalten hat, würde diese grossen Entwürfe auf

immer

immer begraben haben, wenn sie nicht durch Ptolomäus, denjenigen seiner Generale, der bey der Theilung des prächtigsten Raubs, den man kennt, Egypten sich zueignete, zum Theil ausgeführt worden wären.

Unter der Regierung dieses neuen Fürsten und seiner ersten Nachfolger gewann der Handel einen unermeßlichen Zuwachs. Alexandrien diente zum Vertrieb der Waaren, die aus Indien kamen. Man legte am rothen Meer den Hafen Berenice an, um sie zu empfangen. Um den Verkehr zwischen beiden Städten zu erleichtern, grub man einen Kanal, der von einem Arm des Nils angieng, und in den arabischen Meerbusen ausfloß. Vermittelst der mit Einsicht zusammengezogenen Gewässer und einer großen Anzahl künstlich erbauter Schleußen, wußte man ihn fünfzig Stunden Wegs lang fünf und zwanzig Schuh breit und so tief zu machen, als es für die dazu bestimmten Schiffe nöthig war. Dieses prächtige Werk konnte aus physischen Ursachen, die zu lang wären auszuführen, die Vortheile nicht bringen, welche man davon erwartete, und man sah es allmählig verfallen.

Es wurde so viel möglich wieder hergestellt. Die Regierung ließ in den dürren Wüsten, wo kein Wasser war, Gasthöfe und Wasserbehälter, wo die Reisenden und die Karawanen mit ihren Kameelen ausruhten, bauen.

Ein Schriftsteller, der diesen Gegenstand gründlich behandelt hat, und der mir zum Führer dient, meldet, daß einige der vielen Schiffe, welche wegen dieser Verbindung erbaut worden sind, sich damit begnügten, in dem Meerbusen

mit den Arabern und Abißiniern zu handeln. Unter denen, die sich in das große Meer wagten, schiften einige rechts gegen Mittag längst den östlichen Küsten von Afrika bis an die Insel Madagascar hin; die andern liefen in den persischen Meerbusen und giengen sogar den Euphrat hinauf, um mit seinen Uferbewohnern, und vorzüglich mit den Griechen, welche Alexander auf seinen Zügen dahin gebracht hatte, zu handeln. Andre, die die Begierde zum Gewinn mächtiger anfeuerte, liefen in die Mündungen des Indus ein, schiften an der Küste von Malabar herum, und hielten sich in der Insel Ceylan, welche die Alten unter dem Namen Taprobane kannten, auf. Endlich hatten einige, aber in sehr geringer Anzahl, Muth genug, um Koromandel herum zu fahren, in den Ganges bis Palybotra, der reichsten und berühmtesten Stadt Indiens einzudringen. So kam die Einsigkeit nach und nach, von Fluß zu Fluß, und von einer Küste zur andern, um sich die Schätze des an Blumen, Gewürzen, Edelsteinen, Nahrungsmitteln für Pracht und Wollust, fruchtbarsten Lands zu holen.

Man gebrauchte zu dieser Schiffahrt nur lange und flache Fahrzeuge, bey nahe von der Art, wie man sie auf dem Nil gehen sieht. Ehe der Compaß die Schiffe vergrößerte und sie auf die hohe See mit mehrern Segeln getrieben hatte, waren sie genöthigt, längst der Küste zu rudern, neben dem Land her allen Krümmungen des Ufers zu folgen, und sich nur wenig dem Wind, oder tiefen Wasserwogen auszusetzen, weil sie sonst befürchten mußten, an Klippen, Sandbänken oder Untiefen zu scheitern. Daher daurten ihre Reisen,

die

die kaum den dritten Theil von denen, die wir wenigstens in sechs Monaten machen, bisweilen fünf Jahre und noch länger. Man half durch die Menge der Schiffe dem, was ihnen an Größe abgieng, und der Langsamkeit, mit der sie fuhren, durch die Vervielfältigung der Geschwader ab, die niemals in ihren Verrichtungen gestört wurden.

Die Egyptier brachten nach Indien dasjenige, was man nachher immer dahin gebracht hat; nemlich wollene Zeuge, Eisen, Bley, Kupfer, einige kleine Arbeit von Glas, und Silber. Sie zogen dorther Elfenbein, Ebenholz, Schildpatt, weiße und gemahlte Leinwand, Seidenzeuge, Perlen, Edelsteine, Zimmet, besonders Weihrauch, welcher damals das gesuchteste Räuchwerk war. Es diente zum Gottesdienst, und zu der Könige Wollust. Sein Preis war so hoch, daß die Kaufleute ihn unter dem Vorgeben, ihn zu verbessern, verfälschten. Die Arbeitsleute, die hiebey gebraucht wurden, waren nackend, so sehr fürchtete der Geitz die Armuth wegen der Entwendung; nur um die Lenden ließ man ihnen einen Gürtel, dessen Oefnung der Herr mit seinem Petschaft versiegelte.

Alle Nationen und Handelsleute, die nach dem mittelländischen Meer seegelten, kamen in die Egyptischen Hafen, um die Erzeugnisse Indiens daselbst einzukaufen. Nachdem Karthago und Korinth den übeln Folgen ihres Reichsthums unterlagen, sahen sich die Egyptier genöthigt, ihre Reichthümer, mit denen jene Städte ehmals ihre eigenen Schiffe beluden, selbst zu verführen. Beym Fortgang ihres Seewesens trieben sie ihre Fahrten bis nach Cadix hin. Kaum konnten sie die Völker mit ihren Bedürfnissen versorgen.

Sie selbst überließen sich Verschwendungen, deren Erzählung romanenhaft klingt. Kleopatra, mit welcher ihr Reich und ihre Geschichte ein Ende hat, war nicht minder prächtig, als wollüstig. Diese Ausgaben hatten den Profit, den sie bey dem Indianischen Handel machten, so wenig aufgezehrt, daß, als sie unterjocht und ausgeplündert worden waren, die Ländereyen, die Lebensmittel, die Waaren, alles gleich zu Rom noch einmal so hoch im Preis stieg. Der Sieger, der nun an des Besiegten Stelle trat, gewann bey diesem Handel hundert für eins, wenn man es dem Plinius nachsagen darf. Durch das Uebertriebene, welches in dieser Rechnung seyn kann, läßt sich leicht ersehen, welchen Profit man hatte machen müssen zu einer Zeit, da die Indianer ihren Vortheil nicht sehr verstanden.

So lange die Römer Tapferkeit genug besaßen, um die Macht, die ihnen ihre Vorfahren erworben hatten, zu behaupten, trug Egypten viel zur Erhaltung der Majestät des Reichs durch die Reichthümer Indiens, welche es dahin schafte, bey. Aber die Behaglichkeit des Luxus ist eine Krankheit, welche die Abnahme der Kräfte ankündigt. Dieses große Reich fiel durch seine eigene Schwere; gleich den hölzernen oder eisernen Hebbäumen, die gar zu lange, und daher zu schwach sind. Es brach und daraus entstanden zwey große Trümmer.

Egypten wurde dem morgenländischen Reich zugetheilt, welches sich länger, als das abendländische erhielt, weil es entweder spater oder weniger heftig angegriffen wurde. Seine Lage und Hülfsquellen würden es gegen alle Erschütterung gesichert

gesichert haben, wenn anders die Reichthümer den Muth ersetzen könnten. Aber man wußte einem Feind, der mit dem Enthusiasmus einer neuen Religion alle Stärke seiner noch barbarischen Sitten vereinigte, nichts als Ränke entgegen zu setzen. Ein so schwacher Damm konnte einen Strom nicht zurückhalten, dem durch seine Zerstörungen noch Stärke zuwuchs. Seit dem siebenden Jahrhundert verschlang er verschiedene Provinzen, unter andern Egypten, welches, nachdem es eines der ersten Reiche der alten Welt gewesen war, und das Modell aller heutiger Monarchien ist, bestimmt war, bis auf den heutigen Tag im Nichts zu schmachten.

Die Griechen trösteten sich über dies Unglück, als sie bemerkten, daß durch die Kriege der Saracenen der gröste Theil des indianischen Handels von Alexandrien nach Constantinopel durch zwey, damals schon sehr bekannte Wege hinwegkam.

Der eine war der Pontus Euxinus, oder das schwarze Meer. Man schiffte erstlich auf großen Schiffen den Phasis hinauf, und hernach auf kleinern bis nach Serapana. Von dort reiste Fuhrwerk ab, das die Kaufleute und ihre Waaren bis an den Fluß Cyrus brachte, welcher sich ins kaspische Meer ergießt. Durch diese stürmische See gelangte man zur Mündung des Oxus, welchen man bis nahe an die Quellen des Indus hinauf fuhr, woher man dann mit den Reichthümern Asiens beladen den nemlichen Rückweg nahm. Dies war der eine von den Wegen, wodurch das damals arme und durch seine Bewohner verheerte feste Land von Europa, mit dem großen und durch

seine natürliche Beschaffenheit immer reichen festen Land von Asien Handel und Verkehr unterhielt.

Die andre Straße war einfacher. Indianische von verschiedenen Küsten abgefahrne Fahrzeuge gelangten durch den persischen Meerbusen in den Euphrat, wo sie ihre Ladung absetzten, und von dort aus konnten sie in einem oder zwey Tagen nach Palmyra gebracht werden, welche solche Waaren an die syrische Küste versandte Der Gedanke einer dergleichen Niederlage ist ohne Zweifel der Grund zur Erbauung dieser Stadt, welche in einem der sehr wenigen bevölkerten Cantons von Arabien, wo man Bäume, Wasser und Boden, der sich bauen läßt, findet, gewesen. Ob sie gleich zwischen zwey grossen Reichen, dem römischen und parthischen gelegen war, ließ man ihr doch noch lange Zeit zu, neutral zu bleiben. Endlich unterwarf sich Trajan dieselbe, ohne ihr jedoch ihren Reichthum irgend zu schwächen. Selbst seit den hundert fünfzig Jahren, da sie eine römische Colonie war, erhuben sich im Geschmack der griechischen Baukunst jene Tempel, Seulen, Gänge und Palläste, davon die so getreuen Abzeichnungen nur ganz kürzlich uns so sehr überrascht und in große Verwunderung versetzt haben. Dieser Wohlstand wurde ihr Unglück, als er seine Gebieterin verleitete, eine Abhängigkeit, die eben doch nichts sehr beschwerliches an sich hatte, zu verlassen. Aurelian zerstörte diese berühmte Stadt von Grund aus. Dieser Fürst, es ist wahr, erlaubte nachher, solche wieder aufzubauen und der von den Unglücksfällen ihrer Vaterstadt übriggebliebenen geringen Anzahl von Bürgern, solche zu bewohnen; aber er zerstörte doch lieber, als daß er wiederherstellte.

stellte. Der Sitz des Handels, der Künste, Zenobiens Größe wurde nach und nach ein unbekannter Ort, eine unbedeutende Festung und endlich gar ein elendes Dörfchen von dreißig oder vierzig Hütten, auf dem geräumigen Platz eines ehehin sehr prächtigen öffentlichen Gebäudes.

Nach der Zerstörung von Palmyra hielten sich die Karawanen nach einigen andern Versuchen, an den Weg von Aleppo, welcher vermittelst des Hafens zu Alexandretta, den Lauf und Zufluß der Reichthümer bis nach Constantinopel hintrieb, das der allgemeine Markt aller indianischen Producte geworden war.

Dieser Vortheil allein hätte das Reich bey dem ihm drohenden Umsturz aufrecht erhalten, ja ihm vielleicht gar seinen ehemaligen Glanz verschaffen können; allein diesen hatte er seinen Waffen, Tugenden und mäßigen Sitten zu danken; und das alles, was diesen Wohlstand erhält, fehlte. Die Griechen, die durch die entsetzlichen Reichthümer, die ihnen ein ausschliessender Handel fast ohne alle Mühe und Aufmerksamkeit verschafte, verdorben waren, überliessen sich einem müssigen und weichlichen Leben, welches der Luxus nach sich zieht; einem unnützen Genuß glänzender und üppiger Künste; eitlen Untersuchungen eines sophistischen Geschwätzes über Gegenstände des Geschmacks, Gefühls und selbst der Religion und Politik. Sie verstanden blos, sich unterdrücken, nicht aber sich regieren zu lassen, und die Tyranney bald durch niederträchtige Schmeicheleyen zu liebkoßen, bald durch weichliche Widersetzlichkeit zu reitzen. Nachdem die Kaiser dieses Volk an sich gekauft haben, verkauften sie selbiges

allen Monopolisten, welche sich von den Trümmern des Staats bereichern wollten. Die immer noch mehr als die Unterthanen verderbte Regierung ließ ihr Seewesen zu Grund gehen, und verließ sich in Ansehung der Vertheidigung des Landes blos auf die Bündnisse, die es mit Fremden schloß, deren Schiffe ihren Hafen anfüllten. Die Italiener hatten unvermerkt den Frachthandel, welchen die Griechen lange Zeit in ihren Händen hatten, an sich gezogen. Dieser noch mehr thätige, als einträgliche Zweig der Emsigkeit war für eine handelnde Nation, deren vorzüglichster Reichthum in Erhaltung der Stärke durch Arbeit bestand, doppelt nützlich. Die Unthätigkeit beschleunigte den Verlust von Constantinopel, das von allen Seiten her durch der Türken Eroberungen ins Gedräng kam und eingeschlossen wurde. Die Genueser stürzten selbst in den Abgrund, den ihre Geldgierigkeit, ihre Treulosigkeit gegraben hatten. Mahomet der zweyte verjagte sie aus Cassa, wo sie in den letzten Zeiten den grösten Theil der Handlung Asiens hingezogen hatten.

Die Venetianer hatten nicht bis auf diese Veränderung gezaudert, besagtem Handel den Weg durch Egypten wieder zu öffnen. Sie hatten weniger Schwierigkeiten gefunden, als sie von einer Regierung erwarteten, die seit der Zeit der Kreuzzüge fast wie die zu Algier eingerichtet war. Die Mammelucken, welche in diesem Zeitpunkt sich des Throns, dessen Stütze sie bis dahin waren, bemächtigt hatten, waren Skalven, grösstentheils in der Kindheit aus Cirkassien hergeholt und frühzeitig zu Gefechten gebildet. Ein Anführer

und

und ein Rath von vier und zwanzig der Angesehensten unter ihnen hatten die Gewalt in Händen. Ihr Kriegsheer, welches die Weichlichkeit des Klima unfehlbar weichlich gemacht haben würde, wurde alle Jahre durch einen Haufen tapfrer Abentheurer, die die Hoffnung, ihr Glück zu machen, von allen Seiten herbeylockte, erneuert. Diese gierigen Männer erlaubten für das Geld, das man ihnen gab, für die Versprechungen, die man ihnen that, daß ihr Land die Niederlage der Waaren aus Indien werden sollte. Sie litten, weil sie deswegen bestochen wurden, was das politische Interesse ihres Staats allezeit erfordert hätte. Pisa, Florenz, Catalonien, Genua zogen einigen Nutzen aus dieser Veränderung; aber den Hauptvortheil davon erndtete doch Venedig, welches an derselben Schuld gewesen war. Dies war die Lage der Sachen, als die Portugiesen nach Indien kamen.

Diese große Begebenheit und die um sich reissenden Folgen, die sie hatte, setzten Venedig in lebhafte Unruhe. Die Weisheit dieser Republik war durch eine Verbindung wider sie, der sie nicht hatte widerstehen, und sie noch viel weniger voraussehen können, aus der Fassung gebracht worden. Verschiedne Fürsten, deren Interesse einander zuwider war, die um die größre Macht stritten, die ganz entgegen gesetzte Ansprüche machten, hatten sich gegen alle Regeln der Gerechtigkeit und Staatsklugheit jüngst zusammen vereinigt, einen Staat zu Grunde zu richten, wovon keiner von ihnen etwas zu besorgen hatte; und selbst Ludwig XII., dem an der Erhaltung von Venedig gerade das meiste gelegen seyn

mußte,

mußte, brachte dasselbe durch den Sieg bey Aignadel seinem Untergang ganz nahe. Die Uneinigkeit, die nothwendig unter solchen Bundesgenossen entstehen mußte, und die Klugheit der Republik hatte sie von dieser, dem Anschein nach, allergrösten Gefahr errettet; im Grund aber war sie nicht so groß, nicht so wichtig, als diejenige, worein die Entdeckungen des Wegs nach Indien um das Vorgebürge der guten Hofnung diesen Staat versetzte.

Er sah, daß die Handlung der Portugiesen die seinige, und folglich auch seine Macht zu Grunde richten würde. Es wurden daher alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, welche die Geschicklichkeit seiner Ministers an Hand geben konnten. Einige von den gescheuten Unterhändlern, welche diese Republik überall zu rechter Zeit zu erkaufen und zu gebrauchen wußte, zeigten den in ihren Landen wohnenden Arabern, und denjenigen, die in Indien oder an der östlichen Küste von Afrika lebten, daß sie mit Venedig gemeinschaftliche Sache hätten, daher sich mit einander und mit diesem Staat wider eine Nation, die herkäme und sich der gemeinschaftlichen Quelle ihrer Reichthümer bemächtigte, vereinen müßten.

Der Ruf von dieser Verbindung kam bis zum Sultan Egyptens, den die Unfälle, die er theils empfand, theils vorhersahe, schon aufmerksam gemacht hatten. Seine Zölle, die durch die Auflage von fünf vom Hundert, welche die indianischen Waaren bey ihrer Einfuhr und von zehen vom Hundert, die sie bey der Ausfuhr bezahlten, den Hauptzweig seiner Einkünfte ausmachten, fiengen an, nichts mehr einzubringen. Die Bankerotte,

kerotte, welche die Unterbrechung der Handlung nothwendig und häufig hervorbrachte, erbitterten die Gemüther gegen die Regierung, welche bey dem Volk immer für die Ursache der Unglücksfälle, die es erfährt, angesehen wird. Die Militz, die man schlecht bezahlte, und der bange war, man möchte sie noch schlechter bezahlen, unternahm Meutereyen, die beym Sinken einer Macht furchtbarer sind, als im blühenden Stand derselben. Egypten war gleich unglücklich, sowohl durch den Handel, den die Portugiesen trieben, als durch denjenigen, den die Egyptier durch jener ihr gewaltsames Verfahren zu treiben gehindert wurden.

Mit einer Flotte hätte man ihn können in seinen vorigen Stand setzen; aber das rothe Meer bot nichts von dem dar, was zu Erbauung derselben gehörte. Die Venetianer schaften dies Hinderniß aus dem Weg. Sie schickten Bauholz und andre Materialien nach Alexandrien. Man führte sie auf dem Nil nach Kairo, von wo aus sie auf Cameelen nach Suez getragen wurden. Aus diesem berühmten Hafen ließ man 1508. vier große Schiffe, eine Gallione, zwey Galeeren und drey Galiotten nach Indien abgehen.

XII.

Die Portugiesen machen sich Meister von der Schiffahrt auf dem rothen Meer.

Die Portugiesen hatten dies Ungewitter vorausgesehen. Um demselben zuvorzukommen, hatten

ten sie schon im vorigen Jahr daran gearbeitet, sich der Schiffahrt auf dem rothen Meer zu bemächtigen, denn sie wußten gewiß, daß, wenn sie diesen Vortheil hätten, so brauchten sie weder Egyptens und Arabiens Mitwerbung beym Handel, noch derselben Länder Feindschaft und Macht zu fürchten. In dieser Absicht hatten sie sich vorgenommen, die Insel Sokotora, die achtzig bis hundert Meilen von der Meerenge Babelmandel, die auf der afrikanischen Seite durch das Vorgebürge Guardafu, und von der asiatischen durch das Vorgebürge Fartak entsteht, gelegen ist, an sich zu bringen.

Diese Eroberung sollte ihnen ausserdem noch einen andern Vortheil, nemlich den Besitz der besten Aloen, die jemals bekannt worden sind, verschaffen.

Die Pflanze, welche diesen Saft erzeugt und ihm den Namen giebt, hat dicke und fleischigte Blätter, aus deren Mitte eine sehr schöne Aehre von rothen Blumen hervor geht. Man pflückt diese Blätter ab und drückt durch ein gelindes Pressen den flüßigsten Saft heraus, der nach vorgenommener Säuberung von seinen gröbern Theilchen und seiner Verdickerung an der Sonne den Aloe Saccotrin ausmacht, der sich von andern Arten leicht durch seine falbe Farbe, Glanz und Durchsichtigkeit, starken Geruch, bittern und gewürzhaften Geschmack unterscheiden läßt.

Tristan da Cunna reiste mit einem ansehnlichen Geschwader von Portugall ab, und grif diese Insel an. Bey seiner Landung lieferte ihm Ibrahim, der Sohn des Königs der Fartaken, und Herr eines Theils von Arabien und der Insel

Sokotora

Sokotora ein Treffen. Dieser junge Prinz blieb im Gefecht. Die Portugiesen belagerten und eroberten bald mit Sturm den einzigen festen Platz auf der Insel. Er wurde bis aufs Aeusserste durch eine Besatzung vertheidigt, die stärker war, als die kleine portugiesische Armee. Die Soldaten dieser Besatzung wollten den Sohn ihres Landsherrn nicht überleben, keine Capitulation annehmen, sondern liessen sich bis auf den letzten Mann umbringen. Die Unerschrockenheit der Truppen des da Cunna übertraf aber noch diese Tapferkeit.

Der Erfolg dieser Unternehmung brachte die davon erwarteten Vortheile nicht hervor. Es fand sich, daß die Insel unfruchtbar war, keinen Hafen hatte, und daß die Schiffe, die aus dem rothen Meer fuhren, niemals davor ankerten, ob sie gleich eine unumgängliche Ankerstelle für diejenigen, die hineinsegeln wollten, war. Auch kam die egyptische Flotte ohne Gefahr in den Indianischen Ocean. Sie vereinigte sich mit der Flotte von Kambaya. Diese beiden vereinigten Mächte fochten mit Vortheil gegen die Portugiesen, welche durch die zu große Menge mit Waaren beladner Schiffe, die sie nach Europa abgeschickt hatten, geschwächt waren. Der Triumph daurte nicht lange. Die Ueberwundnen erhielten Verstärkung, und bekamen dadurch eine Ueberlegenheit, die sie nun nicht mehr verlieren sollten. Die Flotten, die nachher noch von Egypten ausliefen, wurden immer durch die kleinen portugiesischen Geschwader, welche beym Eingang des Meerbusens kreuzten, geschlagen und zerstreut.

Da dennoch dieser kleine Krieg immer Besorg-

nis

nis und einige Unkosten verursachte, hielt es Albuquerque für nöthig, demselben durch die Zerstörung von Suez ein Ende zu machen. Tausend Hindernisse standen diesem Vorhaben entgegen.

Das rothe Meer, welches Arabien von Oberäthiopien und einem Theil von Egypten scheidet, ist drey hundert fünfzig Meilen lang und vierzig breit. Da kein Fluß der Gewalt der Fluth widersteht, so empfindet es merklicher die Bewegungen des Oceans, als die andern mittelländischen Meere, die mit ihm ungefähr unter einerley Breite liegen. Den Stürmen ist es nicht sehr ausgesetzt, und weiß von keinen andern, als den Süd- und Nordwinden, welche in Indien die Monßons, und unabänderlich die Zeit der Ein- und Ausfahrt bestimmen. Man kann es in drey Striche abtheilen. Der mittlere ist rein, Tag und Nacht in einer Tiefe von fünf und zwanzig bis sechzig Klaftern schiffbar. Die beiden andern, die längst den Küsten herlaufen, wenn sie schon voller Klippen sind, werden von den dortigen Einwohnern am liebsten befahren; denn wegen ihrer kleinen Fahrzeuge müssen sie sich nahe an das Land halten, und wagen sich in den mittlern Strich nur, wenn sie sich vor einem Windstoß fürchten. Die Schwierigkeit, wo nicht gar Unmöglichkeit, in die längst der Küste liegenden Hafen zu gelangen, macht diese Schiffahrt für große Schiffe sehr gefährlich, welche überdem auf ihrem ganzen Wege sonst nichts, als eine große Anzahl wüster, trockner Inseln, wo kein Wasser vorhanden ist, finden.

Ungeachtet seiner Fähigkeit, seiner Erfahrung und Entschlossenheit, gelang es dem Albuquer-

que

que doch nicht, so viele Hindernisse zu überwinden. Nachdem er tief in das rothe Meer hinein gedrungen war, sahe er sich gezwungen, mit seiner Flotte zurückzukehren, welche unaufhörliche Drangsale und große Gefahren ausgestanden hatte. Eine unruhige und grausame Staatskunst gab ihm, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel ein, die er für sicherer hielt. Er verlangte, der Kaiser von Aethiopien, welcher sich um den Schutz von Portugall bemühte, sollte den Nil ableiten, und ihm einen Weg graben lassen, daß er sich ins rothe Meer würfe. Dadurch würde Egypten größtentheils unbewohnbar, oder wenigstens zum Handel untauglich geworden seyn. Er selbst nahm sich auch vor, drey bis vier hundert Pferde in Arabien ans Land zu setzen, die er für hinlänglich hielt, Mekka und Medina zu plündern. Ein so schimmerndes Unternehmen sollte seiner Meinung nach die Mahometaner mit Schrecken erfüllen, und dem erstaunenswürdigen Zulauf von Pilgrimen Einhalt thun, den er als die stärkste Stütze desjenigen Handels ansah, welchen er bis auf die Wurzel ausrotten wollte.

Indessen bewogen ihn minder ungewisse, und in dem Augenblick wichtigere Unternehmungen, den Umsturz einer Macht aufzuschieben, der man nur vors erste in ihrer Mitbewerbung Einhalt zu thun brauchte. Die einige Jahre darauf durch die Türken erfolgte Eroberung Egyptens machte größre Vorsichtkeit nothwendig. Männer von vorzüglichen Einsichten, denen es gegeben war, die Kette der Begebenheiten zu erblicken, die sich vor und nach der Umschiffung des Vorgebürgs der guten Hofnung ereignet hatten, und tief

blickende Muthmassungen über die Begebenheiten, welche die Entdeckung dieses Weges hintertrieb, zu fällen, konnten nicht anders, als sie für die gröste Begebenheit in der Geschichte des Erdbodens halten.

XIII.

Vor welcher Gefahr die Herrschaft der Portugiesen auf dem rothen Meer Europa bewahrt.

Europa fieng an, Luft zu schöpfen, und das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, das seine Bewohner seit den Eroberungen der Römer, und seit der Einführung der Lehensgesetze erniedriget hatte. Die zahllosen Tyrannen, welche Haufen von Sklaven unter dem Druck hielten, waren durch die Raserey der Kreuzzüge verarmet. Um diese thörichten Heerzüge ausführen zu können, waren sie genöthigt worden, ihre Ländereyen und Schlösser zu verkaufen, und ihren Vasallen für Geld einige Privilegien zu ertheilen, wodurch diese dem Stand der Menschen endlich näher gebracht wurden. Da fieng das Recht des Eigenthums an, ein Antheil von Privatpersonen zu werden, und diese erhielten diejenige Art von Unabhängigkeit, ohne welche das Eigenthum eine blose Täuschung bleibt. Also entsprangen ganz unvermuthet die ersten Funken von Freyheit, die Europa erleuchteten, aus den Kreutzzügen, und die Thorheit der Eroberungen trug zum erstenmal zum Glück der Menschen bey.

Ohne Vasco de Gamas Entdeckung wäre indessen das Licht der Freyheit von neuem, und vielleicht auf immer erloschen. Die Türken standen auf dem

dem Punkt, den Platz jener wilden Nationen einzunehmen, die von den äussersten Enden der Welt hergekommen waren, an der Stelle der Römer auf der ganzen Oberfläche derselben zu tyranniſiren, und unsre barbariſchen Einrichtungen wären durch ein noch schwereres Joch verdrängt worden. Diese Begebenheit war unvermeidlich, wenn die wilden Bezwinger Egyptens nicht in den verschiednen Unternehmungen, die sie in Indien wagten, durch die Portugiesen zurück geschlagen worden wären. Asiens Schätze hätten ihnen Europas Reichthümer versichert. Hätten sie den Handel der ganzen Welt in die Hände bekommen, so würden sie auch nothwendig die furchtbarste Seemacht, die man jemals gesehen hätte, gehabt haben. Welche Hindernisse hätten damals in unserm Welttheil diesem aus Grundsätzen seiner Religion und seiner Staatskunst eroberungssüchtigen Volke Schranken setzen können?

England zerfleischte sich selbst, seiner Freyheit, Frankreich seinen Herrn, Teutschland der Religion zu gefallen, Italien aber wegen der wechselseitigen Ansprüche eines Tyrannen und eines Betrügers. Das mit Schwärmern und Kriegern ganz überdeckte Europa sahe einem Kranken ähnlich, der zu rasen beginnt, sich die Adern aufschneidet, und in seiner Raserey Blut und Kräfte versprützt. In diesem Stand der Anarchie und Erschöpfung würde es den Türken einen schwachen Widerstand entgegen gesetzt haben. Je furchtbarer Völker in der Ruhe, die auf bürgerliche Kriege erfolgt, ihren Nachbarn sind, jemehr sind sie in den Zerrüttungen der Zwietracht der

Gefahr ausgesetzt, bezwungen und unterjocht zu zu werden. Der verderbte Wandel der Geistlichkeit würde den Fortgang eines fremden Gottesdienstes noch begünstigt haben, und wir lagen ohne Rettung in den Ketten der Sklaverey. In der That unter allen politischen und Religionssystemen, die das menschliche Geschlecht plagen, hemmt das Muselmännische den Lauf der Freyheit am stärksten. Aber da fast in ganz Europa eine mit der Regierung nicht zusammenhängende Religion, die sich ohne Bewustseyn jener eingeschlichen hat; eine unbestimmt ausgedrückte und ohne Ordnung in dunkeln Büchern, die nur eine einzige gute unter unzähligen Erklärungen verstatten, verbreitete Moral, Gewalt in den Händen der Priester und der Regenten, welche wechselsweise um das Recht, die Menschen zu beherrschen streiten; politische und bürgerliche Gesetze, die unaufhörlich der herrschenden Religion, welche den Ehrgeitz und die Ungleichheit der Stände verwirft, widersprechen; unruhige und um sich greifende Landesregierungen, die, um mit mehr Gewalt zu herrschen, unaufhörlich einen Theil des Staats gegen den andern gebrauchen: so mußten alle diese Keime der Unruhe in den Gemüthern eine gewaltige Gährung unterhalten. Kann man also sich wundern, wenn unter so viel Bewegung und Tumult die Natur erwacht und laut ruft: **der Mensch wird frey gebohren!**

Aber unter dem Joch einer Religion, welche die Tyranney dadurch heiligt, daß sie den Thron auf den Altar erhebt; welche den Ehrgeitz dadurch zum Schweigen bringt, daß sie die Wollust verstattet; welche die natürliche Trägheit begünstiget, indem

indem sie die Wirkungen des Geistes untersagt, — ist keine Hofnung zu großen Revolutionen da. Auch haben die Türken, die ihre Herren so oft erwürgen, niemals daran gedacht, ihre Regierungsform zu verändern. Dieser Gedanke ist über ihre schlaffen und verderbten Seelen erhaben. Es war also um die Freyheit des ganzen Erdbodens geschehen, sie war verloren, wenn nicht das abergläubigste und vielleicht das sklavischste Volk in der Christenheit, der Ausbreitung des Schwärmergeistes der Muselmänner Einhalt gethan, und den reissenden Strom ihrer Eroberungen gebrochen hätte, indem es ihm den Zufluß der Reichthümer abschnitt. Albuquerque that noch mehr. Nachdem er wirksame Einrichtungen gemacht hatte, daß keine Schiffe aus Arabiens Meer in die indischen Gewässer kommen konnte, suchte er sich die Herrschaft des persischen Meerbusens zu verschaffen.

XIV.

Die Portugiesen erlangen die Herrschaft im persischen Meerbusen.

Bey der Ausfahrt der Merrenge von Moßandon, durch die man in diesen Meerbusen kömmt, liegt die Insel Gerun. Auf diesen unfruchtbaren Felsen baute im eilften Jahrhundert ein arabischer Eroberer die Stadt, die mit der Zeit die Hauptstadt eines Reichs ward, welches sich auf der einen Seite ziemlich weit in Arabien und der andern in Persien hinein erstreckte. Hormutz hatte zwey

gute Hafen: der Ort war gros, bevölkert, befestigt. Seiner Lage allein hatte er seine Reichthümer und seine Macht zu danken. Er diente der Handlung Persiens mit Indien zur Niederlage; ein sehr beträchtlicher Handel zu der Zeit, da die Perser die Waaren Indiens durch die syrischen, Häfen oder über Caffa nach Europa übermachten. In den Jahrszeiten, wo die fremden Kaufleute hin kommen konnten, war Hormutz die prächtigste urd angenehmste Stadt im Morgenland. Man sah da fast von allen Theilen der Erde ihre Waaren vertauschen, und ihre Geschäfte unter einander mit einer Artigkeit und Anständigkeit treiben, davon man in andern Handelsplätzen nicht viel wußte.

Dieser Ton wurde durch die Kaufleute in dem Hafen selbst angegeben, welche den Fremden ihre Freundlichkeit zum Theil beybrachten. Ihre Sitten im Umgange, die gute Ordnung, die sie in der Stadt unterhielten, die Bequemlichkeiten, und die Vergnügungen von allen Arten, die sie daselbst versammelten: alles vereinigte sich mit den Vortheilen der Handlung, um die Kaufleute dahin zu locken. Das Pflaster der Strassen war mit sehr reinlichen Decken, an einigen Orten gar mit Tapeten belegt. Tücher, die oben von den Häusern herab hervorragten, schützten gegen die brennende Sonne. Es waren die indianischen Gemächer mit vergüldeten oder porzellänenen Gefäßen ausgeziert, worin wohlriechende Gewächse und Kräuter standen. Auf den Märkten befanden sich Cameele, die Wasser trugen. Die persischen Weine so wohl, als die auserwähltesten Gerüche und Speisen wurden in Menge verbraucht. Man

bekam

bekam die beste Musik im Orient zu hören. Hormuz war voll von schönen Mädchen aus den verschiedenen Gegenden Asiens, die von Jugend auf in allen Künsten unterrichtet waren, die die Wollust abwechselnd und süßer machen. Kurz man genoß daselbst alle Lüste, die nur der Zufluß der Reichthümer, ein unermeßlicher Handel, eine sinnreiche Pracht, ein gesittetes Volk und verliebte Frauensleute zusammen herbeylocken können.

Bey seiner Ankunft in Indien fieng Albuquerque damit an, daß er die Küsten von Hormuz verheerte, und die davon abhängigen Städte plünderte. Diese einem Räuber mehr, als einen Eroberer ähnlichen Verwüstungen waren eigentlich nicht nach seinem Geschmack; aber er verstattete sie sich in der Hofnung, er würde dadurch eine Macht bewegen, sich dem Joch von selbst zu übergeben, welche er nicht im Stande war, mit Gewalt zu bezwingen. Als er dachte, er würde ein seinen Absichten gemäßes Schröcken eingeflößt haben, zeigte er sich vor der Hauptstadt, und ließ den König in derselben auffordern, sich dem Königreich Portugal zinsbar zu machen, wie er es Persien war. Dieser Vorschlag wurde aufgenommen, wie man leicht denken kann. Eine aus hormuzischen, arabischen und persischen Schiffen bestehende Flotte erschien, und grif das Geschwader des Albuquerque an, welcher aber diese ganze Macht mit fünf Schiffen zerstörte. Der muthlos gewordene König gestattete dem Sieger, eine Citadelle aufzuführen, die so wohl die Stadt, als beide Hafen bestreichen konnte.

Albuquerque, der den Werth der Zeit kannte, verlor nicht einen Augenblick, diesen Bau zu Stande zu bringen. Er arbeitete selbst daran, wie der geringste unter den Seinigen. Durch diese Arbeitsamkeit konnte er doch nicht hindern, daß man nicht sahe, wie wenig Leute er hatte. Atar, der durch Veränderungen, die im Orient gewöhnlich sind, aus der Sklaverey zur Stelle eines ersten Staatsministers gelangt war, errö-thete, daß er den Staat einer Hand voll Aus-länder aufgeopfert hatte. Er fühlte sich geschick-ter, die Triebfedern der Staatskunst, als die Werkzeuge des Krieges in Gang zu setzen, und entschloß sich daher, durch Künste das Unglück, das er durch seine Feigheit angerichtet hatte, wie-der gut zu machen. Er erfand Mittel, die Por-tugiesen zu gewinnen, zu bestechen, und sie unter sich und mit ihrem Aufführer in Zank und Streit zu bringen, daß sie hundertmal im Begriff stan-den, gegen einander zu fechten. Diese Zwistig-keit, die immer zunahm, bewog sie, sich wieder auf ihre Schiffe zu begeben, in dem Augenblick, da sie Nachricht erhielten, es sey ein Anschlag gemacht, sie zu erwürgen. Albuquerque, den Hin-dernisse und Widerstand in seinem Vorhaben nur noch mehr bestärkten, entschloß sich, den Ort auszuhungern, und allem Entsatz den Zugang zu sperren. Sein Raub war ihm gewiß, als drey seiner Schifsbefehlshaber ihn mit ihren Schif-fen schändlich verließen. Um ihr Weggehen zu rechtfertigen, vergrösserten sie ihre schändlichen Untreue noch durch die Bosheit, ihren Anführer aufs abscheulichste zu verleumden.

Diese Verrätherey zwang den Albuquerque, die Ausführung seines Vorhabens bis zu einer Zeit aufzuschreiben, die, wie er wohl wußte, nicht entfernt war, und wo ihm die ganze Macht seiner Nation zu Gebot stehen würde. So bald er Vicekönig geworden war, erschien er vor Hormuz mit einer Rüstung, der ein verderbter Hof und ein weichliches Volk widerstehen zu können, sich nicht im Stand hielt. Man unterwarf sich. Der Regent von Persien ließ dem Sieger einen Tribut abfordern. Albuquerque ließ vor die Gesandten Stückkugeln, Granaten und Säbel bringen, und sagte ihnen dabey: Dieß ist die Münze, in welcher der König von Portugal seine Tribute auszuzahlen pflegt.

Nach dieser Unternehmung befand sich nun die portugiesische Macht an den arabischen und persischen Meerbusen und auf der Malabarschen Küste fest genug gegründet, daß man darauf denken konnte, sie weiter nach Osten hin in Asien ausbreiten zu können.

XV.

Niederlassung der Portugiesen auf Ceylan.

Die Insel Ceylan bot sich gleich dem Albuquerque dar. Sie ist achtzig Meilen lang und dreyßig an den breitesten Stellen breit. In den entferntesten Zeiten war sie unter dem Namen Taprobane sehr bekannt. Die Umstände von den Veränderungen, denen sie muß unterworfen gewesen seyn, sind nicht bis auf uns gekommen. Alles, was die Geschichte uns merkwürdiges davon erzählt,

besteht darin, daß die Gesetze da so in Ehren gehalten wurden, daß der Monarch sie so wenig übertretten durfte, als der geringste der Bürger. Wenn er dagegen handelte, wurde er zum Tode verurtheilt; aber mit dem Vorzug, daß man ihn mit den Demüthigungen der Strafe verschonte. Aller Umgang, aller Trost des Lebens und nöthiger Beystand wurde ihm entzogen, und er endigte elendiglich sein Leben in dieser Art von Bann. Wenn die Völker ihre Vorrechte gekannt hätten, würde dieser alte Gebrauch von Ceylan noch itzt in allen Gegenden der Erde beybehalten seyn; und sobald die Gesetze nur für die Unterthanen werden gemacht werden, mögen sich diese heissen, wie sie wollen, werden sie doch nichts anders als Sklaven seyn. Das Gesetz ist ein Unding, wenn es nicht ein Schwerd ist, das ohne Unterschied auf alle Köpfe gerichtet ist, und das den niederschlägt, der sich über die horizontale Ebene erhebt, über welcher es sich bewegt. Das Gesetz gebeut entweder niemand, oder aber allen. Vor dem Gesetz, so wie vor Gott sind alle gleich. Die Bestrafung des Unterthanen rächt nur die Uebertrettung des Gesetzes: aber die Bestrafung des Herrschers rächt die Verachtung desselben. Wer wird sich gegen das Gesetz auflehnen dürfen, wenn es selbst der Herrscher nicht ungestraft thun darf? Das Andenken dieser großen Lection dauert Jahrhunderte, und flößt einen heilsamern Schrecken, als der Tod tausend andrer Verbrecher ein.

Als die Portugiesen auf Ceylan landeten, trafen sie es sehr bevölkert an. Zwey an Sitten, an Regierungsform und Religion verschiedene

Na-

Nationen wohnten auf derselben. Die Bedas, die den nördlichen und minder fruchtbaren Theil des Eylands inne haben, sind in Stämme eingetheilt, die sich als eine einzige Familie ansehen, und die einem einzigen Oberhaupt gehorchen, dessen Macht aber nicht uneingeschränkt ist. Sie gehen fast nackt; sonst findet man daselbst dieselben Sitten und Regierungsform, als in den Gebürgen von Schottland. Diese zum gemeinschaftlichen Schutz immer vereinigten Stämme haben jederzeit tapfer für ihre Freyheit gefochten, und niemals der Nachbarn ihre angegriffen. Von ihrer Religion weiß man wenig, es ist zweifelhaft, ob sie einen Gottesdienst haben. Sie haben wenig Umgang mit Fremden. Man läßt diejenigen, welche durch die Gegenden, die sie bewohnen, ziehen, nicht aus den Augen. Sie erfahren da eine gute Begegnung, werden aber geschwind zurückgeschickt. Die Eifersucht der Bedas auf ihre Frauen ist zum Theil die Ursache der Sorgfalt, womit sie die Fremden von sich entfernen, und trägt nicht wenig dazu bey, sie von andern Völkern abzusondern. Sie scheinen die ursprünglichen Bewohner der Insel zu seyn.

Eine zahlreichere und mächtigere Nation, die man Chingulesen nennt, hat den mittäglichen Theil in Besitz. In Vergleichung mit der andern würden wir sie gesittet nennen. Sie haben Kleider und Despoten. Wie die Indianer haben sie die Eintheilung in Klassen oder Casten, aber eine andre Religion. Sie erkennen ein oberstes Wesen, und unter diesem Gottheiten von der zweyten, dritten Ordnung. Alle diese Gottheiten haben ihre Priester. Unter den Göttern der

zweyten

zweyten Ordnung verehren sie besonders einen, Büddu genannt, der auf Erden gekommen ist, um Mittler zwischen Gott und Menschen zu werden. Die Priester dieses Büddu sind auf der Insel Ceylan sehr wichtige Personen. Sie können durch den Fürsten niemals gestraft werden, und wenn sie ihm auch nach dem Leben getrachtet hätten. Die Chinguleſen verstehen sich wohl auf den Krieg. Sie haben sich die Beschaffenheit ihres bergichten Landes zu Nutze zu machen gewußt, um sich gegen die Europäer zu vertheidigen, welche sie oft besiegt haben. Sie sind hinterlistig, Complimentenmacher, wie alle sklavischen Völker. Sie haben zwey Sprachen, die Sprache des Volks und die Sprache der Gelehrten. Ueberall, wo dieser Gebrauch eingeführt ist, hat man den Priestern und Regierung ein Mittel mehr in die Hände gegeben, die Menschen zu betrügen.

Diese beiden Völker genossen Früchte, Gewächse und Weiden, die auf dem Eyland im Ueberfluß waren. Man fand dort eine unzählige Menge Elephanten, eine große Menge vortreflichen Zimmet. An der nördlichen Küste, und an der Fischerey-Küste, die nicht weit von jener ist, war der ergiebigste Perlenfang im Orient. Die Hafen dieses Eylandes waren die besten in Indien, und seine Lage allein war noch mehr, als alle diese Vortheile.

Wo wir nicht irren, hätten die Portugiesen alle ihre Macht auf diese Insel verlegen sollen. Sie ist der Mittelpunkt vom ganzen Orient. Sie ist der Weg, durch den man nach den reichsten Gegenden zieht. Mit wenig Unkosten an Menschen und Geld würde man sie haben

gut

gut bevölkern und befestigen können. Zahlreiche aus allen Hafen dieser Insel ausgelaufene Geschwader hätten in ganz Asien Ehrfurcht für die Beherrscher derselben eingeflößt; und die Schiffe, die in den dortigen Gewässern gekreuzt hätten, würden alle Schiffe der andern Nation aufgehoben haben.

Der Vicekönig sahe diese Vortheile nicht ein. Er bemächtigte sich auch eben so wenig der Küste von Coromandel, ob sie gleich reicher ist, als die Malabarische. Diese letztere bot nichts dar, als Waaren von mäßigem Werth, viele Lebensmittel, ein wenig schlechten Zimmet, ziemlich viel Pfeffer und Cardamon, eine Art von Gewürz, das die Morgenländer häuffig gebrauchten. Die Küste von Coromandel liefert die besten baumwollenen Zeuge auf der Welt. Die Bewohner derselben, die fast alle Landseingebohrne, und nicht so sehr mit Arabern und andern Nationen vermischt sind, sind die mildesten und geschicktesten Völker von Hindostan. Ausserdem findet man noch die Bergwerke von Golkonda, wenn man längst der Küste von Coromandel nach Norden hinauf kömmt. Ja noch mehr, diese Küste ist vortreflich gelegen, um die Waaren von Bengala und andern Gegenden zu empfangen.

Dennoch legte Albuquerque da nichts an. Die Niederlassungen zu St. Thomä und Negapatan wurden erst nach ihm errichtet. Er wußte, daß diese Küste von Hafen entblößt ist, daß man in gewissen Zeiten des Jahres gar nicht daselbst anlanden kann, und daß alsdann Flotten den Colonien nicht zu Hülfe eilen können. Kurz er dachte, daß, wenn die Portugiesen Herren von Ceylan wären,

wären, zu welchem Vorhaben sein Vorgänger Almeyda den Anfang gemacht hatte, und welches auch nachher vollendet wurde, würden sie zugleich Herren von der coromandelschen Handlung seyn, wenn sie sich von Malaka Meister machten. Er entschloß sich also zu dieser Eroberung.

XVI.

Die Portugiesen erobern Malaka.

Das Land, das diesen Ort zur Hauptstadt hat, ist ein schmaler Strich Erdreichs, der etwa hundert Meilen larg ist. Mit dem festen Lande hängt es nur durch die nördliche Küste zusammen, wo es an den siamschen Staaten, oder vielmehr an dem Königreich Johor, welches von jenen ist getrennt worden, angränzt. Alles übrige umspühlt die See, die es von der Insel Sumatra durch einen Kanal trennt, der unter dem Namen der Meerenge von Malaka bekannt ist.

Die Natur hatte für das Glück der Malayen gesorgt. Ein sanftes, gesundes und durch Winde und Wasser unter dem heißesten Himmelsstrich abgekühltes Klima. Ein Erdreich, das verschwenderisch fruchtbar mit Früchten war, die für den Menschen im Stand der Wildheit hinreichend seyn könnten, das aber auch dem Anbau aller dem gesellschaftlichen Menschen nöthigen Producte offen stand: ewig grünende Wälder, Blumen, die neben verwelkenden aufgehen: eine mit lebhaften und süßen Gerüchen durchbalsamirte Luft, die aus allen Gewächsen einer aromatischen Erde dusten, und das Feuer der Wollust in den lebendigen

digen Wesen entzünden. Die Natur hatte alles zum Besten der Malayen, die Gesellschaft aber alles zu ihrem Elend gethan.

Die härteste Regierung hatte in dem glücklichsten Land von der Welt das grausamste Volk gebildet. Die unter den Felsen und Eichenwäldern Nordens entstandenen Lehngesetze hatten bis unter dem Aequator mitten in den verliebten Hölzern und Gefilden, wo alles dazu reitzte, ruhig ein Leben zu genießen, das dort nur in den Lüften, durch die es mitgetheilt wird, ein kürzeres Ziel hätte finden sollen, Wurzel geschlagen. Dort gehorchte ein sklavisches Volk einem Despoten, den zwanzig Tyrannen vorstellten. Der Despotismus eines Sultans schien noch schwerer auf dem großen Haufen zu liegen, indem er in den Händen der großen Vasallen getheilt war.

Dieser Zustand des Kriegs und der Unterdrückung hatte allen Herzen wilde Grausamkeit eingeflößt. Die auf Malaka ausgeschütteten Wohlthaten des Himmels hatten daselbst nichts als Undankbare und Unglückselige hervorgebracht. Herren verkauften ihre Dienste, nemlich die Dienste ihrer Sclaven dem, der sie kaufen konnte. Sie rissen ihre Leibeignen von dem Ackerbau. Ein irrendes und gefahrvolles Leben zur See und zu Land gefiel ihnen besser, als die Arbeit. Dieses Volk hatte einen unermeßlichen Archipelagus erobert, der in ganz Orient unter dem Namen der malayischen Inseln bekannt ist. Es hatte in diese zahlreichen Colonien seine Gesetze, seine Sitten und Gebräuche, und seine

Sprache

Sprache gebracht, die, welches sonderbar ist, die sanfteste unter allen Asiatischen ist.

Malaka war indessen durch seine Lage der ansehnlichste Marktplatz von Indien geworden. Sein Hafen war immer mit Schiffen angefüllt; die einen kamen von Japan, China, von den philippinischen, moluckischen Inseln, von den minder entfernten östlichen Küsten, die andern begaben sich dahin von Bengala, Coromandel, Malabar, Persien, Arabien und Africa. Alle diese Seefahrer handelten daselst unter sich und mit den Einwohnern in der grösten Sicherheit. Der Hang der Malayen für das Rauben war einem sicherern Vortheil nachgesetzt worden, als der immer unbestimmte und zweifelhafte Gewinn der Seeräuberey ist.

Die Portugiesen wollten an diesem Handel von ganz Asien Theil haben. Sie zeigten sich anfangs zu Malaka blos als Kaufleute. Ihre Eingriffe in Indien hatten ihre Flagge so verdächtig gemacht, und ihre Feinde, die Araber breiteten ihren Haß gegen diese Eroberer so sehr aus, daß man auf Wege sann, sie auf die Seite zu schaffen. Man stellte ihnen Fallen, in denen sie sich fangen ließen. Verschiedene derselben wurden ermordet, andre in Fesseln gelegt. Wer entwischen konnte, begab sich auf die Schiffe, und flüchtete nach Malabar.

Albuquerque hatte nicht erst auf diese Gewaltthätigkeit gewartet, um darauf zu denken, wie er Malaka einnehmen könnte. Inzwischen war sie ihm angenehm, weil sie seinem Unternehmen einen Anschein von Gerechtigkeit gab, wodurch der Haß, den dasselbe dem Namen der Portugiesen

sonst

sonst zuziehen mußte, gemindert werden konnte. Die Zeit würde aber einen Eindruck, den er als vortheilhaft für sich ansah, haben schwächen können, und er verschob keinen Augenblick seiner Rache. Diese Fertigkeit hatte man dort vermuthet, und er fand, als er im Anfang des Jahrs 1511. vor der Stadt anlangte, alle Verfügungen getroffen, ihn zu empfangen.

Ein noch größeres Hinderniß, als diese furchtbaren Rüstungen, fesselte einige Tage lang die Tapferkeit des christlichen Generals. Sein Freund Araujo war unter der Zahl der Gefangnen von der ersten Unternehmung her. Man drohte ihn umzubringen, so bald die Belagerung angehen würde. Albuquerque hatte ein zärtliches Herz, und er war durch die Gefahr seines Freunds aufgehalten, als er folgenden Zettel von ihm empfieng: **Denke nur an die Ehre und den Nutzen Portugals; wenn ich kein Werkzeug deines Sieges seyn kann, so mache doch, daß ich demselben wenigstens kein Hinderniß werde.** Der Ort wurde angegriffen, und nach vielen zweifelhaften, hartnäckigen und blutigen Gefechten erobert. Man fand darin unermeßliche Schätze, grosse Waarenlager, alles, was das Leben angenehm machen konnte, und es wurde eine Citadelle aufgeführt, um sich der Eroberung auf beständig zu versichern.

Da die Portugiesen sich an dem Besitz der Stadt begnügten, begaben sich unter den Einwohnern, die alle einer sehr verdorbnen mahometanischen Religion zugethan sind, diejenigen, welche das neue Joch nicht anerkennen wollten, tiefer in das Land hinein, oder sie verbreiteten

sich

sich längst den Küsten. Weil der Eigennutz sie nun zu keiner Verstellung mehr antreibt, so haben sie die ganze Heftigkeit ihrer Gemüthsart wieder angenommen. Dieses Volk geht niemals ohne einen Dolch, den sie Crid nennen. Sie scheinen alle Erfindungskraft ihres blutgierigen Geistes erschöpft zu haben, um dieses tödliche Gewehr hervorzubringen. Nichts ist auf der Welt gefährlicher, als solche Menschen mit einem solchen Werkzeug. Wenn sie auf einem Schiff sind, ermorden sie die ganze Mannschaft auf demselben in dem Augenblick, wo sie am sichersten zu seyn glauben. Seit dem man ihre Treulosigkeit erkannt hat, brauchen die Europäer die Vorsicht, keinen Malayen zum Matrosen zu nehmen. Aber diese Barbaren, die anjetzt ihre alten Sitten, nach welchen der Stärkere sich eine Ehre daraus machte, den Schwächern anzugreifen, noch weiter treiben, und nun durch eine unbegreifliche Wuth angetrieben werden, zu sterben oder zu erwürgen, greifen mit Fahrzeugen von dreyßig Mann unsre Schiffe von viersig Kanonen an, und nehmen sie manchmal weg. Werden sie aber auch zurückgetrieben, so geschieht es doch nicht, ohne den Trost mitzunehmen, daß sie ihren Durst nach Blut befriedigt haben.

Ein Volk, dem die Natur einen solchen unerschütterten Muth gegeben hat, kann ausgerottet, aber nicht durch Gewalt bezwungen werden. Bloß Menschlichkeit, der Reiz der Reichthümer oder der Freyheit, das Beyspiel der Tugend und der Gelindigkeit, eine sanfte Regierung können es gesittet machen. Man muß es sich selbst überlassen,

lassen, ehe man mit ihm in Verbindungen tritt, die es von sich wegstößt. Der Weg der Eroberung dürfte vielleicht der letzte seyn, den man an demselben versuchen müßte. Dadurch würde man nur den Abscheu gegen fremde Beherrscher vergrösern, und alle Empfindungen des Geselligkeitstriebs scheu und wild machen. Die Natur hat gewisse Völker mitten ins Meer versetzt, wie die Löwen in die Wüsten, um frey zu seyn. Die Stürme, die Sandbänke, die Berge und Hölen sind der Schutzort und die Verschanzungen aller unabhängigen Wesen. Wehe den gesitteten Nationen, die sich wider die Kräfte und die Rechte der auf Inseln wohnenden Völker rüsten werden! Sie werden grausam und barbarisch werden; mit den Verwüstungen werden sie Haß aussäen, und Schimpf und Rache werden sie einerndten.

Nach der Einnahme von Malaka schickten die Könige von Siam und Pegu, und verschiedne andre, denn sie waren durch einen ihrer Unabhängigkeit so gefährlichen Sieg in Schrecken gesetzt, Gesandten zu dem Albuquerque, ihm ihre Glückwünsche abzustatten, ihren Handel anzubieten, und zu verlangen, in Bündniß mit Portugall zu treten.

XVII.

Niederlassung der Portugiesen in den Molucken.

Bey diesen Umständen richtete ein von der Hauptflotte abgeschicktes Geschwader seinen Lauf nach den moluckischen Inseln. Diese Eylande liegen nahe an der Sonnengleiche, im indischen

Ocean, und wenn man, wie gewöhnlich geschieht, die von Banda dazu rechnet, so sind ihrer zehen. Das gröste hat keine zwölf Meilen im Umkreis, und die andern viel weniger. Dieser Archipel scheint vom Meer ausgespien worden zu seyn. Man kann ihn mit Grund für die Folge eines unterirdischen Feuers halten. Stolze Gebürge, deren Gipfel sich in die Wolken verliert; ungeheuer auf einander gethürmte Felsen; scheußliche und tiefe Hölen; Ströme, die sich mit einer entsetzlichen Gewalt herabstürzen; feuerspeyende Berge, welche unaufhörlich ein nahes Verderben drohen; ein solches Chaos erzeugt allerdings diese Idee, oder bestärkt dieselbe.

Wie sie anfänglich bevölkert worden sind, weiß man nicht, aber es scheint erwiesen, daß die Javaner und Malayen ihnen nach und nach Gesetze vorgeschrieben haben. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts waren die Bewohner derselben eine Art von Wilden, deren Anführer, ob sie gleich den Titel Könige führten, nur eine eingeschränkte und gänzlich von den Einfällen ihrer Unterthanen abhängige Gewalt hatten. Zu dem Aberglauben des Heidenthums, zu dem sie sich seit langer Zeit bekannt, hatten sie seit weniger Zeit den Aberglauben der mahometanischen Religion hinzugefügt. Sie waren übermäßig faul. Die Jagd und der Fischfang war ihre einzige Beschäftigung, und sie kannten keine Art des Feldbaus. In dieser Unthätigkeit wurden sie durch die Vortheile, die ihnen die Kokospalme verschafte, gestärkt.

Die Kokospalme, die beynahe überall in Indien zu Haus ist, ist ein sehr schön gestalteter Baum, der eine Höhe von 40 noch öfters von 60 Fuß erreicht. Eine Menge dünner und faserigter Wurzeln befestigen ihn in der Erde. Sein Stamm ist unten etwas gebogen, übrigens aber nach seiner ganzen Länge gerade, von gleicher, mittelmäsiger Dicke, doch sieht man an demselben noch viele erhabenen Halbringe, welche die abgefallenen Blätter zurücklassen. Sein leichtes schwammigtes Holz taugt weder zum Schifbau noch sonst zu einem dauerhaften Gebäude; und die aus diesem Holz gezimmerten Boote zerbrechen leicht, und dauren nicht lang. Der Gipfel der Kokospalme ist mit 10 oder 12 gefiederten Blättern gekrönt, die zu oberst kleiner werden; sie sind unten sehr breit, und wenn sie noch jung sind, mit einem sonderbaren Netz bekleidet, aus welchem man Siebe macht. Ihre Hauptrippe von 12 Fuß lang ist auf der Oberfläche tief gekerbt. Man bedeckt mit diesen Blättern die Häuser, macht davon Sonnenschirme, Seegel, Fischernetze; ja die jüngsten derselben können statt des Pappiers dienen, und sie nehmen den Eindruck der mit einem Griffel darauf geschriebenen Buchstaben an. Aus der Mitte dieses Blätterbüschels erhebt sich eine Scheide oder dicke häutige Hülle, die ineinander gewickelt in der Mitte bauchigt und am Ende zugespitzt ist. Wenn sie ihren bestimmten Wuchs erreicht hat, öfnet sie sich von der Seite, und läßt eine beträchtliche Blumenähre sehen, an welcher jeder Zweig zwey weibliche und eine größere Anzahl männlicher Blumen trägt. Diese haben einen

tiefsechstheiligen Kelch *) und eben soviele Staubfäden, in jenen ist statt der Staubfäden ein Stempfel, der eine eyförmige etwas dreyeckigte, und mehr als halb Fuß lange Frucht herfürbringt. Die Verbindung mehrerer Früchte, die an einem Büschel hängen, nennt man Kolben. Der nemliche Baum treibt in einem Jahr mehrere Kolben.

Diese Frucht hat eine faserigte drey Finger dicke Schaale, welche unter dem Namen Caire bekannt ist, und aus welcher man einige gröbre Zeuge und Schiffsthaue verfertigt. Sie enthält eine sehr harte Nuß, von der Größe und Gestalt einer kleinen Melone, hat an einem Ende drey Löcher, und taugt zu kleinen Gefässen und Haußgeräthe. Das Fleisch, welches das innerste dieser Nuß einnimmt, giebt eine sehr gesunde Nahrung, daraus man in der Presse ein Oel bekömmt, das, wenn es frisch ist, sehr süß ist, und von den Indianern häufig verbraucht wird. Wenn es aber alt ist, bekömmt es einen bittern Geschmack und taugt dann nur zum Brennen. Das Mark, welches in der Presse zurück bleibt, dient zum Futter des Viehs und Geflügels, und selbst zur Nahrung des gemeinen Volks bey unfruchtbaren Zeiten. Das innerste dieser Nuß enthält ein klares, erfrischendes und etwas süßes Wasser, welches dem Feldmann und Reisenden den Durst stillt. In den alten Früchten verdünstet dieses Wasser

*) Ist falsch, indem die Kokospalme einen dreytheiligen Kelch und drey Kronblätter hat, welche vielleicht ein Nichtbotanist für drey Theile ansahe. A.

Wasser und macht einem Kern Platz, welcher bald die ganze Hölung ausfüllt und zum Keimen tauglich wird. Bisweilen findet man in dem innern eine steinartige Verhärtung, der die Indianer grosse Wirkungen zuschreiben: sie halten solche für das Pfand eines glücklichen Erfolgs, und fast immer versehen sich selbige damit bey ihren Unternehmungen.

Diese erzählten Vortheile der Kokospalme sind es aber noch nicht alle. Wenn man die Spitze der Blüthknospen vor ihrem vollkommenen Aufschluß abkappt, läuft ein weiser Saft heraus, den man in ein am Ende derselben gehängtes Gefäß lauffen läßt. Frisch getrunken ist er süß. Das ist das Manna in der Wüste. Ja wer weiß, ob der Gedanke davon nicht von noch weiter aus Osten herstammenden Büchern entlehnt ist, als die Arabischen und Egyptischen? Indien, sagt man, sey die Quelle vieler Fabeln, Allegorien und Religionen. Die natürlichen Merkwürdigkeiten sind eine fruchtbare Quelle für die Betrügerey; diese verwandelt besondre Erscheinungen in Wunder. Die natürliche Geschichte eines Lands wird in einem andern übernatürlich. Die Thatsätze verändern sich, so wie die Pflanzen, je mehr sie sich von ihrem Stammort entfernen. Die Wahrheiten verwandeln sich in Irrthümer, und die Entfernung der Zeit und des Orts giebt den unter dem Volk im Schwange gehenden Lügen ein unverjährliches Recht an das Zutrauen der Unwissenden, und an das Stillschweigen der Gelehrten, dadurch, daß sie die gelegentlichen Ursachen der falschen Meinungen

aus dem Gesicht rücket. Jene wagen es nicht zu zweifeln, diese nicht, sie zu bestreiten.

Wie es nun auch mit den Verhältnissen stehen mag, die zwischen der Speise der Israeliten und dem Trank der Indianer seyn könnten, und wenn gleich der Saft der Kokospalme nicht beym Schein der Sonne, wie das Manna verschwindet, so wird er doch gar bald sauer, und verwandelt sich in einen sehr nützlichen Essig. Wenn er in seiner ganzen Kraft distillirt wird, giebt er einen sehr geistigen Brandenwein, und wenn man ihn mit ein wenig lebendigem Kalch kochen läßt, bekömmt man einen Zucker von mittelmäßigem Gehalt heraus. Die Knospen, aus denen man diesen Saft zieht, bekommen keine Frucht, und gehen nicht mehr auf, weil sie den Saft verloren haben, denn er ist es, aus dem die Nuß sich bildet und wächst.

Außer dieser Kokospalme, die in allen Gegenden Indiens ausgebreitet ist, hatten die molluckischen Inseln eine besondere Gattung, die man Sagu nennt. Dieser Baum, welcher überall in den Wäldern dieser Inseln wächst, ist vom vorhergehenden durch seine längere Blätter, seinen niedrigern Stamm, seine kleinere Früchte verschieden. Sein Wachsthum ist anfangs sehr langsam. Zuerst ist es ein Gesträuch mit Dornen, welche den Zugang erschweren. Aber wenn sein Stengel ausgewachsen ist, erreicht er in kurzer Zeit eine Höhe von dreißig Fuß, und ungefähr sechs im Umfange, dann verliert er auch unvermerkt seine Dorne. Seine Schale ist einen Zoll dick. Innerhalb ist sie mit einem Kern, der sich zu Mehl machen läßt, angefüllt. Der Baum, wel-

welcher nur für die Bedürfnisse des Menschen zu wachsen scheint, zeigt ihm dieses Mehl durch einen feinen, weißen Staub, womit das Blatt sich überzieht, an. Dieses ist ein sicheres Kennzeichen von der Reife des Sagu. Die Indianer hauen dann den Baum am Fuß ab, ohne sich um die Früchte, der sie sich niemals bedienen, zu bekümmern, und zerlegen ihn in Stücken, um das Mark oder Mehl davon heraus zu bekommen. Man läßt dieses Wesen in Wasser auflösen, und schlägt es hernach durch ein Tuch, welches das Mehl durchläßt und nur die Zasern oder das faserichte Gewebe zurück behält. Das durchgeseigte wirft man in irdene Formen, wo es auf Jahre lang trocknet und hart wird. Den Sagu ißt man bloß in Wasser zerlassen, bisweilen auch gekocht, oder in Brod verwandelt. Der Indianer Menschengefühl bewahrt das feinste dieses Mehls für die Alten und Kranken. Bisweilen wird es zu einer weißen und sehr zarten Sulz gemacht.

Ein mäßiges, unabhängiges, der Arbeit abgeneigtes Volk hatte Jahrhunderte hindurch bey dem Sagumehl und Kokossaft gelebt, als die Chineser bey einer ungefähren Landung auf den moluckischen Eylanden im mittlern Zeitalter daselbst die Muskatnuß und Gewürznägelchen, zwey köstliche Gewürzarten, die die Alten nicht gekannt haben, entdeckten. Bald wurde der Geschmack an denselben in Indien eingeführt, von da aus er sich in Persien und Europa ausbreitete. Die Araber, die damals fast den ganzen Handel in der Welt in Händen hatten, übersahen einen so reichen Theil desselben nicht. Sie zogen haufen-

weise nach diesen berühmtgewordenen Inseln, und sie hatten sich die Erzeugnisse derselben zu eigen gemacht, als die Portugiesen, die sie überall verfolgten, ihnen auch diesen Zweig ihres Gewerbs entrissen. Die Ränke, die man erfand, um dieser Eroberer Vorhaben zu hintertreiben, hinderten die Erlaubniß nicht, die man ihnen ertheilte, ein Fort aufzuführen. Von diesem Augenblick an rechnete der Hof zu Lissabon die Molucken unter die Zahl seiner Provinzen, und es daurte auch nicht lange, so wurden sie es in der That.

Während daß des Albuquerque Unterbefehlshaber ihr Vaterland mit so gar seltenen Producten bereicherten, machte sich dieser Feldherr Malabar vollends unterwürfig, welches sich seine Abwesenheit hatte zu Nutze machen wollen, die Freyheit wieder in etwas zu erhalten. Da er endlich nach seinen neuen glücklichen Thaten ruhig in dem Mittelpunct seiner Eroberungen war, dachte er darauf, die Ausgelassenheit der Portugiesen in Schranken zu bringen; er führte in allen Colonien wieder Ordnung ein; er gründete die Kriegszucht fester, und zeigte sich immer thätig, vorsichtig, weise, gerecht, uneigennützig, menschlich. Das Bild seiner Tugenden hatte so einen Eindruck auf der Indianer Gemüth gemacht, daß sie lange nach seinem Tod noch zu seinem Grab hingiengen, um seine Nachfolger wegen ihrer Erpressungen bey ihm zu verklagen. Er starb zu Goa, im Jahr 1515. ohne Reichthümer, und in der Ungnade des Emanuels, bey dem man ihn verdächtig gemacht hatte.

XVIII.

Ursachen der großen Macht der Portugiesen.

Wenn man über die Anzahl seiner Siege und die Geschwindigkeit seiner Eroberungen erstaunen muß, welch ein Recht haben nicht auf unsre Bewunderung die heldenmüthigen Männer, die er die Ehre hatte anzuführen! Hatte man bis dahin eine Nation mit so wenig Macht so große Dinge thun sehn? Es standen keine vierzig tausend Portugiesen in den Waffen, und vor ihnen zitterte das Kaiserthum Maroco, alle Barbaren in Africa, die Mamalucken, diese berühmte Miliz des egyptischen Sultans, die Araber und ganz Orient von der Insel Hormutz an bis nach China. Ihrer waren nicht Einer gegen hundert, und sie griffen Truppen an, die mit gleichen Waffen oft ihre Güter und ihr Leben bis aufs äußerste vertheidigten. Was für Menschen mußten dann damals die Portugiesen seyn, und welche besondere Triebfedern hatten sie zu einem Volk von lauter Helden gemacht?

Sie fochten seit beynahe einem Jahrhundert gegen die Mohren, als Graf Heinrich aus dem Haus Burgund mit verschiedenen französischen Rittern in Portugal in der Absicht anlandete, in Castilien unter dem berühmten Cid zu fechten, dessen großer Ruf sie herbey gelockt hatte. Die Portugiesen luden sie ein, ihnen gegen die Ungläubigen beyzustehen; die Ritter thaten es, und der gröste Theil ließ sich in Portugal nieder. Die Einrichtung des Ritterwesens, eine von denen,

welche

welche die menschliche Natur am meisten erhoben hat; diese Liebe zum Ruhm, die an die Stelle der Liebe zum Vaterland getretten war; dieser von der Hefe der barbarischen Jahrhunderte gereinigte Geist, der aus den Fehlern der Lehensregierungsform selbst entstanden war, die Uebel derselben wieder gut zu machen oder doch zu mäßigen; die Ritterschaft zeigte sich damals wieder an den Ufern des Tago in all dem Glanz, den sie bey ihrer Entstehung in Frankreich und England gehabt hatte. Die Könige suchten sie, durch die Stiftungen verschiedener nach dem Muster der alten eingerichteter Orden, deren Geist mit dem Geist jener einerley war, nämlich eine Mischung von Heldenmuth, Galanterie und Frömmigkeit, zu erhalten und auszubreiten.

Die Könige erhoben auch noch den Geist der Nation durch die Art von Gleichheit, mit welcher sie dem Adel begegneten, und durch die Schranken, die sie selbst ihrer Macht setzten. Sie riefen die Landstände, ohne welche eine Nation eigentlich keine ist, oft zusammen. Von ihnen empfieng Alphons den Scepter nach der Eroberung von Lissabon. Mit ihnen gemeinschaftlich gaben seine Nachfolger lange Zeit Gesetze. Verschiedne dieser Gesetze waren geschickt, Begierde nach großen Dingen einzuflößen. Der Adel wurde für ausgezeichnete Dienste ertheilt; dem, der einen feindlichen General oder seinen Schildträger gefangen oder getödtet hatte; dem, der als Gefangener bey den Mohren seine Freyheit nicht durch die Verleugnung seiner Religion hatte erkaufen wollen. Demjenigen aber, der eine Frauensperson beschimpfte, ein falsch Zeugniß ablegte, die Treue verletzte oder dem König die Wahr-

Wahrheit nicht berichtete, wurde der Adel genommen. Ist es ein Versehen der Unterthanen, die ihren Fürsten die Wahrheit nicht haben sagen dürfen, daß diese Gewohnheit aufgehört hat, oder ist es eine Fehler der Fürsten, die solche nicht haben hören wollen?

Die Kriege welche die Portugiesen geführt hatten, um ihr Vermögen und ihre Freyheit zu vertheidigen, waren zugleich Religionskriege. Sie waren voll von jenem wilden, aber glänzenden Fanaticismus, den die Päbste zur Zeit der Kreuzzüge verbreitet hatten. Die Portugiesen waren also Ritter, die die Waffen für ihre Habe, ihre Weiber, Kinder und Könige führten, welche letztere Ritter, wie sie waren. Es waren Kreuzfahrer, die für ihr Vaterland fochten. Dazu kömmt noch, daß sie eine kleine Nation, eine sehr eingeschränkte Macht waren; und nur in kleinen oft in Gefahr schwebenden Staaten fühlt man für das Vaterland einen Eifer, den grosse Völker, die einer größern Sicherheit genießen, nicht kennen.

Die Quellen von Thätigkeit, Stärke, Hoheit der Seele und Größe, die auf einmal in dieser Nation vereinigt waren, giengen nach der Vertreibung der Mohren nicht verloren. Man suchte diese Feinde des Staats und des Glaubens in Africa auf. Es gab auch einige Kriege mit den Königen von Castilien und Leon, und während der Zeit, die vor den Unternehmungen nach Indien verstrich, lebte der Adel fern von den Städten und vom Hof, und verwahrte auf seinen Schlössern die Bilder und Tugenden seiner Vorfahren.

So bald man anfieng, es mit Eroberungen in Africa und Indien zu versuchen, vereinigte sich eine neue Leidenschaft mit den Triebfedern, die wir eben erwähnt haben, dem Genie der Portugiesen neue Stärke zu geben. Diese Leidenschaft, die anfangs alle andre erhöhen, aber auch bald ihre edlen Quellen verstopfen mußte, war die Geldgierigkeit. Sie schifften sich haufenweise ein, reich zu werden, dem Staat zu dienen, und Menschen zu bekehren. Bis zum Tod des Albuquerque zeigten sie sich in Indien größer als Menschen. Nachher aber verdarben die Reichthümer, dieser Zweck und Frucht ihrer Eroberungen, alles. Die edlen Leidenschaften verschwanden, so bald Ueppigkeit und Genuß eintraten; welche niemals ermangeln, die Kräfte des Leibes und die Tugenden der Seele zu vernichten. Die Schwäche der Nachfolger des großen Emanuels, die mittelmäßigen Leute, die er selbst zu Vicekönigen in Indien auserlaß, machten, daß die Portugiesen nach und nach ausarteten.

Unterdessen trat doch Lopes de Soarez, der an die Stelle des Albuquerque kam, in seine Vorhaben. Er schaffte eine grausame Gewohnheit, die im Land Travankor unweit Kalikut üblich war, ab. Dieses Volk befrug Zauberer um das Schicksal seiner Kinder. Wenn die Wahrsager den Kindern ein günstiges Schicksal versprachen, ließ man sie leben; drohten sie ihnen aber ein großes Unglück, erwürgte man sie. Soarez machte, daß man diese Kinder am Leben erhielt. Er mußte einige Zeit wider die Unruhen, womit seine Nation in Indien bedroht war, kämpfen.

Als

Als er aber von dieser Besorgniß befreyt war, dachte er auf weiter nichts, als sich einen Weg nach China zu bahnen.

XIX.

Ankunft der Portugiesen in China.

Allgemeiner Begrif von diesem Reich.

Der große Albuquerque hatte schon den Vorsatz dazu gefaßt. Er hatte zu Malaka chinesische Schiffe und Kaufleute angetroffen, und hatte sich von einer Nation die gröste Vorstellung gemacht, bey der die geringsten Matrosen mehr Höflichkeit, mehr Ueberlegung, mehr Furcht, die Wohlanständigkeit zu beleidigen, mehr Sanftmuth und Menschlichkeit besaßen, als damals selbst der Adel in Europa. Er lud die Chineser ein, ihren Handel in Malaka fortzusetzen. Er erfuhr von ihnen besondere Umstände von der Macht, den Sitten ihres weitläuftigen Reichs, und theilte dem portugiesischen Hof seine Entdeckungen mit.

Man hatte in Europa keinen Begriff von der chinesischen Nation. Der Venetianer Marco Polo, der die Reise nach China zu Land gethan hatte, war mit der Nachricht, die er davon gab, für einen Fabelerzähler gehalten worden. Unterdessen stimmte sie doch mit dem überein, was Albuquerque nachher davon berichtete. Diesem maß man Glauben bey, wie auch dem, was er von dem reichen Handel, den man in diesem Land treiben könnte, meldete.

Ein Geschwader segelte im Jahr 1518. ab, um einen Gesandten dahin zu bringen. Als dasselbe

selbe auf den um Kanton liegenden Inseln angelandet war, dauerte es nicht lange, bis es von chinesischen Schiffen umringt wurde, die dasselbe untersuchen wollten. Ferdinand de Andreada, welcher Befehlshaber davon war, setzte sich nicht zur Wehr; er ließ seine Schiffe visitiren, er eröffnete den Mandarinen, die zu Kanton commandirten, den Zweck seiner Reise, und übergab ihnen den Gesandten, der nach Pekin geführt wurde.

Dieser Gesandte traf auf seinem Weg Wunder an, die ihn alle Augenblicke in Erstaunen setzten. Die Größe der Städte, die große Anzahl der Dörfer, die Menge der Kanäle, deren einige schiffbar sind und durch das ganze Reich gehen, andre den Ländern Fruchtbarkeit verschaffen; die Kunst, womit diese Ländereyen gebaut werden; der Ueberfluß und die Verschiedenheit ihrer Producte; der weise und sanfte äußerliche Anstand dieser Völker; jener beständige Tausch von Dienstleistungen, den man auf den Feldern und den Landstraßen erblickt; die gute Ordnung mitten unter einem unzähligen und in einer beständigen Bewegung lebenden Volk, die eine beständig thätige Aufmerksamkeit unterhält: alles dieses mußte den portugiesischen Gesandten, der der lächerlichen und barbarischen Sitten Europas gewohnt war, in Erstaunen setzen.

XX.

Zustand von China nach seinen Lobrednern.

Wir wollen bey diesem von den Europäern so verschieden beurtheilten Volk etwas verweilen.

Dem

Dem Gemählde, das seine Lobredner entworfen haben, wollen wir das seiner Feinde an die Seite stellen. Vielleicht bekömmt man aus diesem Contrast einige Aufklärung, welche darzu dient, die Meinungen zu vereinigen.

Die Geschichte einer so wohleingerichteten Nation, sagen seine Anhänger, ist eigentlich die Geschichte der Menschen: der ganze übrige Erdboden ist ein Bild des Kahos, worin die Materie vor der Bildung des Weltalls lag. Durch die Versuche einer ununterbrochnen Folge von Zerstöhrungen ist die Gesellschaft zur Ordnung, zur Harmonie gelangt. Die Staaten und Völker sind eines aus dem andern entstanden, wie die einzelnen Menschen; nur mit dem Unterschied, daß in den Familien die Natur den Tod der einen, die Geburt der andern, nach beständigen und regelmäßigen Wegen veranstaltet. Aber in den Staaten stöhrt und unterbricht die Gesellschaft dieses Gesetz durch eine Unordnung, wo man bald die alten Monarchien angehende Republiken ersticken, bald ein wildes ungebildetes Volk in seinen Heerzügen eine Menge zerfallner und zerstückter Staaten verschlingen sieht.

China allein ist diesem Schicksal entgangen. Dieses Reich *), welches nach Norden hin an die

*) Diese Nachricht von China ist sehr übertrieben, und geht weiter, als was du Halde und die andern Jesuiten davon erzählen, oder als der Auszug in der allgemeinen Weltgeschichte, aus dem sie übrigens hauptsächlich entlehnt ist. Und diese Erzählungen sind doch auch schon sehr übertrieben. Doch wenn wir nicht irren, folgt hier der Verfasser seinem Hang, das Bild eines höchst weisen und glücklichen Volks

zu

die russische Tartarey, nach Süden an Indien, nach Abend an Thibet, und nach Morgen an den

---

zu schildern, und sich dazu des Vorurtheils zu bedienen, das uns schon für die Chineser eingenommen hat. Diese falsche Vorstellung der chinesischen Sitten thut aber zur Hauptsache des Buchs nichts, und wir wollen den Enthusiasmus, der den Leser bey diesem vortreflich gemahlten, ob schon sehr geschmeichelten Bild hinreißen wird, nicht durch eine weitläuftige und kalte Schilderung der wahren Sitten der Chineser stören. Wir verweisen ihn auf die allgemeine Weltgeschichte Th. XXV. der teutschen und Th. XX. der französischen Ausgabe, wo er einen ganz guten Auszug aus allen Schriftstellern von China, zumal aus den Jesuiten finden wird. Kann er aus den Umständen, die durch jener ihre Vorurtheile durchschimmern und beweisen, daß sie von Vorurtheilen für China eingenommen gewesen sind, die Wahrheit noch nicht heraus finden, so nehme er das neulich von Hrn. v. Paw. herausgegebene Buch: **Philosophische Untersuchung über die Egyptier und Chineser**, zur Hand, und lese es. Er gehe aber nicht so weit als dieser, sondern nehme die Mittelstraße, alsdann wird er der Wahrheit nahe kommen. Er muß dabey beobachten, welche Sätze dieser anführt, in denen die Lobredner Chinas mit einstimmen: als den erlaubten Kindermord, die eingeführte Sclaverey, die Banden Spitzbuben, die Städte angreifen und plündern, die Erpressungen der Höhern gegen die Niedrigen, die Stockschläge, womit jedermann gezüchtigt wird, das Gesetz, nach welchem eine ganze Familie wegen des Verbrechens eines Gliedes derselben bestraft wird, den Mangel an Münze, aus Besorgniß vor den falschen Münzern, die in Civilsachen nicht gestattete Apellation u. s. w. und dann überlegen, was für einen moralischen

den Ocean gränzt, begreift fast die ganze östliche Seite vom festen Land Asiens in sich. Sein

lischen Zustand diese Thatsätze bey einer Nation anzeigen. Alsdann wird er freylich finden, daß das daraus zu entwerfende Bild ganz anders aussieht, als dasjenige, welches die Jesuiten von China entwerfen, und vielmehr noch von dem hier entworfenen unterschieden ist. Er wird hingegen auch finden, daß der Hr. v. P. viel zu weit geht. Doch, wie gesagt, zur Hauptsache thun die hier vom Verfasser begangnen Irrthümer nichts. Genug, China war ein bevölkertes und sehr gesittetes Land, mit dessen natürlichen und verarbeiteten Erzeugnissen sich ein vortheilhafter Handel treiben ließ. Die hier stehende Beschreibung aber ist eine mit viel Beredsamkeit entworfne Schilderung eines weisen und glücklichen Volks, wo der Ackerbau geehrt und fleißig getrieben wird, wo der Aberglaube die Menschen nicht plagt, wo der Fürst an den Gesetzen nichts verändern darf, und nicht unumschränkt herrscht, wo Vernunft und Tugend regieren. Von den Chinesern, die den Namen dazu hergeben müssen, enthält sie zwar nur verstellte Züge, aber sie bleibt immer lehrreich und schön. Wollte der Himmel, vieles daraus wäre bey uns wahr! Wir bemerken aber hiebey, daß dieser unser Wunsch, besonders auf die Wirkungen, die hier beschrieben sind, geht, nicht aber auf alle Quellen, aus denen sie hergeleitet werden. Dies ist unsers Erachtens einer der wichtigsten hier begangnen Irthümer, daß wirklich in China statt findende Einrichtungen als herrlich angepriesen werden, die gewiß aus schlimmen Ursachen entspringen, und schlimme Wirkungen erzeugen. So glauben wir, daß diese genaue Bestimmung aller auch gleichgültig scheinender Handlung, dieses Gesetzbuch über die geringsten Gebräuche, das in China wirklich statt findet, und wovon in der Folge geredet

Umfang ist mehr als 1800 Meilen. Man schätzt die ununterbrochne Fortdauer desselben auf vier tausend Jahr, und dies Alterthum hat nichts erstaunenswürdiges. Dem Krieg, der Schwärmerey, und unserer unglücklichen Lage muß man die Kürze unserer Geschichte, und die Kleinheit unserer Nation zuschreiben, welche schnell einander zerstört und vertrieben haben. Aber die Chineser, die von allen Seiten durch Gewässer und Wüsteneyen eingeschlossen und beschützt sind, haben, wie das alte Egypten, einen dauerhaften Staat ausmachen können. So bald die Ufer des Meers und die Mitte des festen Landes Bewohner gehabt haben, hat alles, was da herum wohnte, sich, wie um einen anziehenden Mittelpunkt vereinigen müssen: und die kleinen irrenden, oder sich hier und da lagernden Völkerschaften haben sich immer näher an ein Volk, welches fast niemals von den Eroberungen, die es

---

det wird, ein bösartiges und unglückliches Volk anzeigen, oder ein Volk klein und schwachseelig, und also unglücklich machen muß. Irrt aber auch gleich der Verfasser hier, so berichtigt er nachher diese Begriffe, und giebt durchs ganze Buch hindurch das Gegengift dazu, indem er die herrlichen Wirkungen der wahren das Herz erweiternden Freyheit deutlich an hundert Orten aus einander setzt. Der Leser hefte nur besonders die Augen auf die hier entworfene Beschreibung eines glücklichen Volks, dessen Bild das Herz mit so viel Wärme und der Tugend und Menschlichkeit vortheilhaften Empfindungen erfüllt, das wir daher weder missen noch geändert wissen wollten. M.

es gemacht, sondern von den Kriegen, die es ausgehalten hat, spricht, und sich glücklicher schätzt, seine Sieger gesittet gemacht, als seine Feinde vertilgt zu haben, anschliessen müssen.

Eine schon von alters her verbesserte Gegend muß überall die alten und tiefen Spuren der Emsigkeit an sich haben. Die Gefilde sind hier soviel möglich geebnet worden. Meistens behalten sie nur den Hang, den das Wasser verlangt, um die Wässerungen zu erleichtern, die mit Recht als eine der grösten Hülfsmittel beym Ackerbau angesehen werden.

Man sieht auf den Feldern nur wenig Obstbäume, weil sie der Kornsaat zu viel Säfte rauben würden. Wie sollte man dort jene Gärten mit Blumen, Rasen, Gebüschen, Wasserkünsten angefüllt finden, deren Anblick den müßigen Zuschauer vergnügt, dem Volk aber gleichsam als einen Diebstahl, den man an seinem Unterhalt begeht, versagt, und vor seinen Augen verborgen zu werden scheint? Die Erde ist da nicht mit jenen Thiergärten und jenen unermeßlichen Wäldern, die weniger Holz verschaffen, als sie Fluren und Saaten durch die wilden Thiere verderben, die man zum Vergnügen der Großen und zum Jammer des Arbeiters darinn einschließt, überhäuft. In China besteht der Reitz der Landhäuser blos in einer guten Lage; angenehm abwechselndem Anbau der Felder; in Bäumen, die eben nicht in Reihen gepflanzt sind; in Haufen löcherichter Steine, die man von ferne für Felsen oder Berge halten würde.

Die Hügel sind überall in Terassen eingeschnitten, und durch eine trockne Mauer unterstützt.

Man sammelt das Regen- und Quellwasser in vernünftig angelegten Behältern. Oft wässert auch der Fluß, der den Fuß des Hügels bespühlt, den Gipfel und den Abhang desselben, vermittelst jenes erfinderischen Fleißes, der dadurch, daß er die Maschinen einfacher und zahlreicher gemacht, die Menge der Arme zu den Arbeiten vermindert hat, und mit zwey Menschen das ausrichtet, was anderswo keine tausend thun können. Diese Anhöhen geben alle Jahre gewöhnlich drey Erndten; auf eine Art von Rüben, welche Oel giebt, kömmt die Baumwolle, auf selbige Pataten. Diese Ordnung im Anbau ist zwar nicht unabänderlich, aber doch gewöhnlich.

Auf den Bergen, welche für den Menschen keine Nahrungsmittel geben, erblickt man das zum Häuser und Schifsbau erforderliche Zimmerholz. Verschiedene enthalten Eisen, Zinn, Kupferbergwerke, welche zum Bedürfnis des Reichs hinreichen. Die Goldbergwerke werden nicht mehr bearbeitet, entweder weil sie nicht ergiebig genug gefunden worden, die erforderlichen Kosten zu bestreiten, oder weil man das, was die Ströme bey sich führen, zum Tausch für erklecklich gehalten hat.

Das Meer, welches seine Ufer verändert, wie die Flüsse die ihrigen, aber in Zeiträumen, die mit den Wassermassen in Verhältniß stehen; das Meer, welches in einem Jahrtausend einen Schritt thut, aber bey dem ein Schritt hundert Veränderungen auf dem Erdball hervorbringt, bedeckte ehedem den Sand, der gegenwärtig die Provinzen Nanking und Tsche-kiang ausmachen. Dieses sind die schönsten im Reich. Die Chineser

haben

haben den Ocean zurückgetrieben, in Schranken gehalten, bezwungen, wie die Egyptier den Nilfluß bändigten. Sie haben mit dem festen Land Ländereyen vereinigt, welche das Wasser davon getrennt hatte. Der Wirkung des Weltalls setzen diese Leute die Gegenwirkung des Fleißes entgegen, und während die berühmteste Nationen durch die Wuth der Eroberungen den verzehrenden Händen der Zeit zur Verheerung des Erdballs noch Beystand geleistet haben, bekämpfen sie und halten den allmähligen Fortgang der allgemeinen Zerstörung durch Bemühungen, die übernatürlich scheinen würden, wenn sie nicht unaufhörlich und sichtbar wären, auf.

Zu dem Bau des Landes thut diese Nation, wenn man so sagen darf, noch den Anbau des Wassers hinzu. Mitten aus den Flüssen, die durch Kanäle Gemeinschaft mit einander haben, und an den unzähligen Städten des Reichs vorbey fließen, sieht man schwimmende Städte sich erheben, die aus der Zusammenkunft einer unzähligen Menge von Fahrzeugen entstehen, welche mit einem Volk besetzt sind, das nur auf dem Wasser lebt, und sich bloß mit dem Fischfang beschäftigt. Der Ocean selbst wird mit solchen Fahrzeugen, deren Maste in der Ferne als bewegliche Wälder aussehen, zu tausenden bedeckt und befahren. Anson wirft es den auf diesen Fahrzeugen wohnenden Schiffern vor, daß sie sich nicht einen Augenblick von ihrer Arbeit abgewandt hätten, um sein Schiff zu betrachten, welches das gröste war, das jemals in diesen Gewässern geankert hatte. Aber diese Unempfindlichkeit gegen eine Sache, die den chinesischen Matrosen unnütz schien,

ob sie gleich ihrer Handthierung nicht fremd war, beweist vielleicht das Glück eines Volks, welches Beschäftigung als das einzige, Neugierde aber für nichts rechnet.

Im ganzen Reich wird nicht überall das nemliche gebaut. Nach der Natur des Erdbodens und der Verschiedenheit des Himmelsstrichs ist der Anbau selbst verschieden. In den niedern und mittäglichen Provinzen verlangt man von der Erde einen Reiß, welcher beständig unter Wasser steht, sehr groß und alle Jahre zweymal eingerndtet wird. In den höhern und trocknen Gegenden des innern Lands trägt der Boden Reiß, welcher aber nicht so groß ist, weniger Geschmack und Nahrungstheile hat, und der des Arbeiters Mühe des Jahrs nur einmal belohnt. Gegen Mitternacht findet man alle Getreidarten, welche den Europäern zur Nahrung dienen; sie sind daselbst auch in Menge und von so großer Güte, als in unsern fruchtbarsten Gegenden. Von einem Ende zum andern sieht man in China eine große Menge Hülsenfrüchte. Doch giebt es im mittäglichen Theil solche noch häufiger, wo sie mit den Fischen beym Volk die Stelle des Fleischs, das in andern Provinzen das gewöhnliche ist, vertretten. Aber was man kennt, was man allgemein thut, ist die Verbesserung der Ländereyen. Aller Dünger wird aufgehoben, mit der äußersten Wachsamkeit genutzt, und was aus der fruchtbaren Erde hervorkommt, wird gebraucht, um sie von neuem fruchtbar zu machen. Dieses große System der Natur, die aus ihren Ueberbleibseln neue Dinge hervorbringt, wird in China besser eingesehen und besser befolgt, als in allen andern Ländern der Welt. Die

Die erste Quelle der Feldwirthschaft der Chineser ist der Charakter der arbeitsamsten Nation, die mann kennt, und eine von denen, deren physische Beschaffenheit am wenigsten Ruhe erfordert. Alle Tage des Jahrs sind Arbeitstage für sie, außer dem ersten, der den gegenseitigen Besuchen der Familien, und dem letzten, der dem Andenken an die Voreltern geweihet ist. Das eine ist eine gesellschaftliche Pflicht, das andre eine häusliche heilige Verehrung. Bey dieser Nation von Weisen ist alles, was die Menschen bildet und gesittet macht, Religion, und die Religion selbst ist weiter nichts, als die Ausübung der gesellschaftlichen Pflichten. Es ist ein reifgewordnes und vernünftiges Volk, das nur den Zügel der Gesetze braucht, um gerecht zu seyn. Der innerliche Gottesdienst ist die Liebe zu seinen todten oder lebenden Väter, der äußerliche Gottesdienst ist die Liebe zur Arbeit, und die Arbeit, die am heiligsten geehrt wird, ist der Ackerbau.

Man verehrt dort die Großmuth von zwey Kaisern, die den Staat ihrer Familie vorzogen, und ihre eigene Kinder von dem Thron entfernten, um von dem Pflug hervorgenommene Männer auf denselben zu setzen. Man ehrt dort das Andenken dieser Ackerleute, welche den Grund des Glücks und der Dauer des Reichs in dem fruchtbaren Schoß der Erde suchten, welche die unerschöpfliche Quelle der wieder aufsteigenden Staaten und der Vermehrung der Menschen ist.

Nach dem Beyspiel dieser landbauenden Könige müssen es alle chinesischen Kaiser vermöge ihres Stands seyn. Eine ihrer öffentlichen Verrich-

tungen besteht darinn, daß sie im Frühjahr die Erde aufpflügen, mit einem festlichen Pomp, der alle Ackerleute aus der Gegend herbeylockt. Sie laufen haufenweise herzu, Zeugen von der feyerlichen Ehre, die der Fürst der ersten aller Künste erweist, zu seyn. Hier findet man nicht, wie in den Fabeln Griechenlandes, einen Gott, der die Heerden eines Königes hütet: sondern den Vater des Volks, welcher sich mit schwerer Hand auf den Pflug lehnend, seinen Kindern die wahren Schätze des Staats zeigt. Bald darauf kehrt er wieder nach dem Feld hin, das er selbst gepflügt hat, um den Saamen darein zu werfen, den die Erde verlangt. Dem Beyspiel des Fürsten folgen die Statthalter in allen Provinzen nach und verrichten dieselben Ceremonien in Gegenwart einer Menge Ackerleute. Die Europäer, die diese Feyerlichkeiten zu Kanton gesehen haben, können nicht ohne Rührung davon reden. Sie veranlassen uns zu bedauren, daß doch dieses politische Fest, dessen Zweck ist, zur Arbeit zu ermuntern, in unsern Gegenden an der Stelle so vieler heiligen Festtage eingeführt werden möchte, die durch die Faullenzerey erfunden zu seyn scheinen, um die Felder unfruchtbar zu machen.

Man muß sich freylich nicht vorstellen, daß der Hof von Pekin im Ernst sich mit ländlichen Arbeiten beschäftige: die Künste der Pracht sind in China zu hoch getrieben, als daß diese äußerliche Handlungen etwas anders seyn sollten, als eine bloße Ceremonie. Aber das Gesetz, das den Prinzen nöthigt, den Stand der Ackerleute so zu ehren, muß dem Landbau zum Vortheil gereichen.

gereichen. Diese Achtung, die der Landesherr gegen die allgemeine Denkungsart bezeugt, hilft diese fortpflanzen; und der Einfluß der Denkungsart ist die vornehmste Triebfeder der Regierung.

Dieser Einfluß der Regierung wird in China durch Ehrenbezeugungen erhalten, die man allen denjenigen Ackerleuten ertheilt, welche sich im Ackerbau hervorthun. Wenn einer darunter eine für seine Handthierung nützliche Entdeckung gemacht hat, wird er an Hof berufen, um dem Prinzen seine Einsichten mitzutheilen, und der Staat läßt ihn in allen Provinzen herum reisen, die andern nach seiner Methode anzuweisen. Kurz, in einem Land, wo der Adel kein erbliches Andenken, sondern eine persönliche Belohnung ist, in einem Land, wo man weder Adel noch Unadel, sondern bloß das Verdienst unterscheidet, werden mehrere Magistratspersonen, und andre Leute, die man zu den ersten Stellen des Reichs erhebt, aus den Familien der Ackerleute gezogen.

Diese Ermunterungen, die mit den Sitten verbunden sind, werden noch durch die besten politischen Einrichtungen unterstützt. Alles, was seiner Natur nach nicht abgetheilt werden kann, als das Meer, die Flüsse, die Kanäle, ist gemeinschaftlich, alle haben den Genuß, kein einziger das Eigenthum davon. Die Schiffahrt, die Fischerey, die Jagd steht jedem frey. Ein Bürger, der ein empfangenes oder erworbenes Gut besitzt, erlebt nicht, daß es ihm durch tyrannische Mißbräuche der Lehnsgesetze streitig gemacht wird. Die Priester selbst, die überall so keck in Erdenkung von Ansprüchen sind, haben das in China niemals gewagt. Ein erleuchtetes Volk würde

niemals

niemals ermangelt haben, den Bonzen für einen Wahnsinnigen anzusehen, welcher behauptet hätte, daß das Allmosen, welches er empfängt, ein von seinem Stand unzertrennliches Vorrecht wäre.

Die Mäßigkeit der Auflagen stellt vollends den glücklichen Wachsthum des Ackerbaus in Sicherheit. Ausser den in den Seehafen errichteten Zollstätten kennt man im Reich nur zweyerley Art von Auflagen. Die erste ist eine Abgabe von jeder Person und wird von jedem Bürger von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechszigsten Jahr nach dem Verhältnis seines Vermögens bezahlt. Die andre liegt auf den Erzeugnissen, und beträgt den zwanzigsten, dreißigsten Theil nach der Beschaffenheit des Bodens. Freylich werden manche Kaiser, manche Staatsminister es versucht haben, die Ordnung in diesem Punct zu ändern; aber da das ein langwieriges Unternehmen ist, und kein Mensch sich schmeicheln konnte, lange genug zu leben, um den Erfolg davon abzusehen, so werden sie dasselbe aufgegeben haben. Die Bösen wollen unverzüglich den Genuß der Dinge haben, und dadurch unterscheiden sie sich eben von den guten Verwaltern. Diese überdenken Entwürfe, verbreiten nützliche Wahrheiten, ohne Hofnung selber sie fruchten zu sehen; aber sie lieben die werdenden Geschlechter wie die gegenwärtigen.

Die Erhebungsart der Auflagen in China ist eben so väterlich, als die Auflagen selbst. Die einzige Strafe, die man den Kontribuenten auflegt, die in Abtragung der öffentlichen Auflagen gar zu saumselig sind, besteht darin, daß man ihnen alte, kranke Leute und andre Arme zuschickt, die auf ihre Kosten leben sollen, bis sie ihre

Schuld

Schuld dem Staat abbezahlt haben. Man sucht durch den Anblick, durch das Geschrey des Elends und durch die Thränen des Hungers die Menschlichkeit im Herzen des Bürgers rege zu machen; nicht aber sein Gemüth aufzubringen, und Erbitterung bey ihm zu erregen, durch das gewaltsame Wegnehmen seiner Habseligkeiten, nach Art der europäischen Finanzverfassung, durch die Drohungen einer übermüthigen Soldatesque, die sich auf Diskretion in ein Haus, das den hundert Schlünden des Fiskus preis ist, einlagern. Gewisse Mandarinen empfangen den Zehnten der Ländereyen in Natur, und die Kopfsteuer an baarem Geld. Die Obrigkeit jeden Orts legen durch die Hände des Steuereinnehmers der Provinz den Ertrag dieser Einnahme aller Auflagen in den Reichsschatz.

Die Bestimmung der Einkünfte verhindert den Unterschleif in der Einnahme. Man weiß, daß ein Theil dieser schuldigen Einrichtung zum Unterhalt der Magistratspersonen und Soldaten bestimmt ist. Der Preis des Theils, den man verkauft, wird in die Schatzkammer des Staats zu öffentlichen Bedürfnissen gelegt. Endlich bleibt ein Theil davon in Magazinen, bis zu Zeiten der Noth, wo man dem Volk das wieder giebt, was es in Zeiten des Ueberflusses gleichsam vorgeschossen hatte.

Unterthanen, die so viele Vortheile genossen, mußten sich in einem Land, wo die Weiber außerordentlich fruchtbar sind, und wo nichts so selten ist, als die Schwelgerey; wo der große Umfang der Vaterrechte nothwendig den Hang zu einer zahl-

zahlreichen Nachkommenschaft einflößt; wo in den Glücksgütern eine Gleichheit herrscht, welche anderswo die Ungleichheit der Stände unmöglich macht; wo die Lebensart überall einfach und wenig verschwendrisch ist, und immer auf die strengste Sparsamkeit abzweckt; wo die Kriege weder häufig, noch mörderisch sind; wo der eheloſe Stand durch die Sitten verbannt ist; wo die gesunde Beschaffenheit des Himmelsstrichs alle Seuchen abhält. Auch giebt es in der ganzen Welt keine so bevölkerte Gegend. Sie ist es aber nur zu sehr, denn die Jahrbücher des Reichs bezeugen, daß es wenig schlechte Erndten gebe, die nicht Aufruhr verursachen.

Man muß die Ursachen, die dem Despotismus in China Schranken setzen, nicht weiter suchen. Diese häufigen Revolutionen setzen ein Volk zum Grund, das einsichtsvoll genug ist, zu empfinden, daß die Achtung für das Eigenthumsrecht, der Gehorsam gegen die Gesetze nur Pflichten vom zweyten Range sind, die den unverjährlichen Rechten der Natur, welche die Gesellschaften nur, um den Bedürfnissen der Menschen, aus denen sie bestehen, abzuhelfen, hat errichten können, untergeordnet sind. Wenn an den Dingen, die die Natur nothwendig heischt, ein Mangel ist, so erkennen die Chineser nicht mehr eine Macht, die sie nicht ernährt. Das Volk zu erhalten, macht das Recht der Könige aus. Religion und Moral lehren in China keine andere Grundsätze, als diese.

Der Kaiser weiß, daß er ein Volk beherrscht, welches den Gesetzen nur so lange anhängt, als diese sein Glück ausmachen. Er weiß, daß,

wenn

wenn er sich nur einen Augenblick dem Geist der Tyranney, der an andern Orten so gemein ist, überließe, gewaltige Erschütterungen ihn vom Thron stürzen würden. Daher wirft er, der an der Spitze eines Volks steht, das die Augen auf ihn hat und ihn beurtheilt, sich nicht zu einem heiligen Schreckenbild auf, dem alles erlaubt wäre. Er zerreißt nicht den unverletzlichen Vertrag, durch den er auf den Thron gekommen ist. Er ist so überzeugt, daß das Volk seine Rechte kennt und sie zu beschützen weiß, daß, wenn eine Provinz über den Mandarin, der sie regiert, klagt, er ihn ohne weitere Untersuchung zurück beruft, uud ihn einem Gerichtshof übergiebt, der ihn straft, wenn er schuldig ist. Aber wäre er auch unschuldig, so würde er nicht wieder eingesetzt Es ist schon ein Verbrechen an ihm, daß er dem Volk misfallen hat. Man begegnet ihm, wie einem ungeschickten Lehrer, der einen Vater um die Liebe, die seine Kinder für ihn hegen, brächte. Eine Nachgiebigkeit, die anderswo eine beständige Gährung unterhalten, und die Quelle von unendlichen Ränken seyn würde, verursacht in China, dessen Einwohner von Natur sanft und gerecht sind, und dessen Regierung auf diese Art eingerichtet ist, daß ihre Abgeordneten nur selten scharfe Befehle zum Vollstrecken erhalten, nichts schlimmes.

Diese Nothwendigkeit, in welcher der Fürst ist, gerecht zu seyn, muß ihn weiser und einsichtsvoller machen. Er ist in China, wessen man andere Prinzen überall überreden will, daß es sie sind, der Abgott der Nation. Es scheint, daß die Sitten und die Gesetze mit vereinigten Kräften

darauf

darauf abzielen, die Grundmeinung festzusetzen, daß China eine Familie ist, deren Haupt der Kaiser ist. Nicht als Eroberer, nicht als Gesetzgeber hat er Gewalt, sondern als Vater: als Vater herrscht, belohnt und straft er in den Augen der Chineser. Diese süße Empfindung giebt ihm mehr Macht, als alle Soldaten von der Welt und die Kunstgriffe der Staatsminister den Despoten der andern Nationen geben können. Man kann nicht glauben, welche Ehrfurcht, welche Liebe die Chineser für ihren Kaiser haben; für ihren Vater, oder wie sie sich ausdrücken, für den großen Vater, für den allgemeinen Vater.

Diese öffentliche Verehrung gründet sich auf diejenige, die durch die häusliche Erziehung eingeführt ist. In China behält Vater und Mutter eine uneingeschränkte Gewalt über die Kinder, sie mögen noch so alt, noch so angesehen geworden seyn. Die väterliche Gewalt und die kindliche Liebe sind die Triebfeder dieses Reichs; die Stütze der Sitten, das Band, das den Fürsten mit den Unterthanen, die Unterthanen mit den Fürsten, und die Bürger unter sich verbindet. Die Regierung der Chineser ist durch den Wachsthum in der Vollkommenheit zu dem Punkt wieder hingelangt, von dem die andern abgegangen sind, und sich zu entfernen scheinen, nämlich zur patriarchalischen Regierungsform, die diejenige ist, welche die Natur angiebt.

Dennoch würde die erhabene Moral, die seit so vielen Jahrhunderten die Glückseligkeit des chinesischen Reichs fort erhält, vielleicht allmählig in Verfall gerathen seyn, wenn schimärische,

mit

mit der Geburt verbundene Vorzüge diese erste Gleichheit, die die Natur unter den Menschen festgestellt hat, und die nur durch die Gaben und Tugenden verändert werden darf, vernichtet hätten. In allen unsern europäischen Regierungen giebt es eine Klasse von Menschen, die bey ihrer Geburt einen von ihren moralischen Eigenschaften unabhängigen Vorzug mit auf die Welt bringen. Man nähert sich ihrer Wiege nicht anders, als mit Ehrfurcht. In ihrer Kindheit verkündigt ihnen alles, daß sie dazu geschaffen sind, den andern zu gebieten. Bald gewöhnen sie sich dazu, zu denken, daß sie von einer höhern Gattung sind; und da sie eines Stands und Rangs gewiß sind, so bemühen sie sich nicht mehr, sich dessen würdig zu machen.

Diese Einrichtung, die so viel mittelmäßige Staatsminister, unwissende Magistratspersonen und schlechte Generale hervorgebracht hat, findet in China keine Statt. Es ist da kein Erbadel. Das Glück eines jeden Bürgers fängt in ihm an, und endigt sich in ihm. Der Sohn des ersten Staatsministers hat im Augenblick seiner Geburt keine andern Vortheile als die, die er etwa von der Natur erhalten hat. Man adelt manchmal die Vorfahren eines Manns, der wichtige Dienste gethan hat: aber diesen blos persönlichen Vorzug nimmt er auch mit sich ins Grab, und es bleibt seinen Kindern nichts mehr übrig, als das Andenken und das Beyspiel seiner Tugenden.

Eine so vollkommene Gleichheit gestattet, daß man den Chinesern eine einförmige Erziehung geben, und ihnen gleiche Grundsätze einflößen

kann.

kann. Es ist nicht schwer, Menschen, die gleich gebohren sind, zu überreden, daß sie alle Brüder sind. Bey dieser Meinung ist alles für sie zu gewinnen; bey der entgegengesetzten wär alles zu verlieren. Ein Chineser, der sich von dieser allgemeinen Brüderschaft aussondern wollte, würde alsbald ein unglückliches, allein gelaßnes Wesen werden: er wäre ein Fremdling mitten in seinem Vaterland.

Anstatt jener eitlen Vorrechte, die die Geburt fast in der ganzen übrigen Welt unter den Menschen festsetzt, bringt das persönliche Verdienst würkliche hervor. Ein Gesellschaft von weisen und einsichtsvollen Menschen, die gelehrten Mandarinen genannt, legt sich auf alle Wissenschaften, die sie zur Staatsverwaltung geschickt machen können. Durch Geschicklichkeiten und Einsichten kann man allein in diese ehrwürdige Gesellschaft kommen. Reichthümer verschaffen kein Recht dazu. Die Mandarinen erwählen selbst diejenigen, die sie für gut befinden, sich zuzugesellen; und vor dieser Wahl geht immer eine strenge Prüfung vorher. Es giebt verschiedne Klassen derselben, und man erhebt sich von der einen zu der andern, nicht nach dem Alter, sondern nach den Verdiensten.

Unter diesen Mandarinen wählt der Kaiser nach einer Gewohnheit, die so alt ist, als das Reich selbst, die Staatsminister, die obrigkeitlichen Personen und die Statthalter der Provinzen; mit einem Wort, alle diejenigen Verwalter, die unter verschiedenen Benennungen dazu berufen sind, Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen. Seine Wahl kann auf keine andre, als fähige und versuchte Subjekte fallen, und

das

das Glück des Volks wird nie andern anvertraut, als solchen Männern, die wahrhaftig würdig sind, es zu bewerkstelligen.

Vermittelst dieser Einrichtung ist keine Würde erblich als die kaiserliche; und das Reich selbst geht nicht immer in die Hände des ältesten Prinzen über, sondern kömmt auf denjenigen den der Kaiser und der höchste Rath der Mandarinen für den würdigsten dazu halten. So herrscht die Nacheiferung in der Ehre und der Tugend selbst in der kaiserlichen Familie. Das Verdienst wirbt um den Thron, und durch seine Gaben gelangt ein Erbe dazu. Einige Kaiser haben lieber in fremden Familien sich Nachfolger suchen, als den Scepter des Reichs schwachen Händen überlassen wollen.

Die Statthalter und die Magistratspersonen haben Antheil an der Liebe des Volks für den Monarchen sowohl, als an seiner Gewalt. Das Volk hat sogar ein gewisses Maaß von Nachsicht für die Fehler in der Regierung, die sie begehen, wie für diejenigen, die das Oberhaupt des Reichs begeht. Es ist zu Empörungen nicht so geneigt, als es in unsern Gegenden seyn muß. Man sieht in China keinen Adel, welcher Partheyen erregen oder anführen könnte. Die Mandarinen, die an keinen reichen und mächtigen Familien hängen, haben also auch keine Unterstützung, als die ihnen der Thron und ihre Weißheit ertheilt. Sie werden in einer Lehre erzogen, welche Menschlichkeit, Liebe zur Ordnung, Wohlthätigkeit, Ehrfurcht für die Gesetze einflößt. Sie verbreiten diese Gesinnungen unaufhörlich unter dem Volk und machen ihm jedes Gesetz werth, weil sie ihm den Geist und

den Nutzen desselben zeigen. Der Landesfürst selbst giebt kein Edict, welches nicht ein Unterricht in der Moral und Politik wäre. Das Volk bekömmt nothwendig Einsichten über seinen Nutzen, und über das, was die Regierung dahin einschlagendes vornimmt. Mit mehrern Einsichten muß es ruhiger seyn.

Der Aberglaube, der sonst überall Unruhen unter den Völkern anrichtet, den Despotismus fester gründet, oder die Throne umstürzt; der Aberglaube hat keine Macht in China. Die Gesetze dulden ihn; aber er schreibt niemals welche vor. Um Antheil an der Regierung zu haben, muß man von der Secte der Gelehrten seyn, die keinen Aberglauben duldet. Man erlaubt den Bonzen nicht, die Pflichten der Moral auf die Lehrsätze ihrer Secte zu bauen, und folglich auch nicht, von denselben loszusprechen. Wenn sie einen Theil der Nation betrügen, so ist es wenigstens nicht derjenige, dessen Beyspiel und Ansehen den grösten Einfluß auf das Schicksal des Reichs hat.

Konfuzius, dessen Handlungen Beyspiele, dessen Reden Lehren wurden; Konfuzius, dessen Andenken von allen Ordnungen und allen Sekten gleich geehrt, seine Lehre gleich werth gehalten wird; Konfuzius hat die National-Religion Chinas gestiftet. Sein Gesetzbuch ist weiter nichts als das natürliche Gesetz, welches die Grundlage aller Religionen auf dem Erdboden, die Grundsätze aller Gesellschaften, und die Richtschnur aller Regierungen seyn sollte. Die Vernunft, sagt Konfuzius, ist ein Ausfluß der Gottheit; das höchste Gesetz ist weiter nichts als die Uebereinstimmung

stimmung der Natur und der Vernunft. Jede Religion, die diesen beyden Führern des menschlichen Lebens widerspricht, kömmt nicht vom Himmel.

Dieser Himmel ist Gott: denn die Chineser haben kein Wort, um Gott ausdrücken. Aber nicht dem sichtbaren und materiellen Himmel opfern wir, sagt Kaiser Chan-gi in einem Edikt von 1710 sondern dem Herrn des Himmels. Also ist der Atheisinus, ob er schon in China nicht selten ist, daselbst doch nicht öffentlich eingeführt; man hängt ihm nicht öffentlich an. Er ist kein Zeichen einer Sekte, oder ein Gegenstand der Verfolgung. Er wird nur geduldet, so wie der Aberglaube.

Der Kaiser, der einzige Priester der Nation, ist auch Richter in Religionssachen; aber da der Gottesdienst der Regierung wegen, nicht die Regierung des Gottesdiensts wegen vorhanden ist; da beyde zum Besten der Gesellschaft eingerichtet worden sind, so hat der Landesherr weder Vortheil dabey, noch die Absicht, diese Vereinigung von Macht, die er in Händen hat, dazu zu gebrauchen, das Volk zu tyranniſiren. Wenn auf der einen Seite die Lehren oder die Gebräuche des geistlichen Regiments dem Misbrauch der despotischen Gewalt bey dem Fürsten nicht Einhalt thun, so ist er andrer Seits stärker durch die öffentlichen und Nationalsitten eingeschränkt.

Nichts ist schwerer, als letztere zu verändern, weil sie durch die Erziehung eingeflößt werden, welche vielleicht die beste ist, die man kennt. Man eilt nicht, die Kinder vor dem fünften

Jahr zu unterrichten. Alsdann lehrt man sie schreiben, und zwar anfangs Worte, oder Hieroglyphen, die ihnen sinnliche Dinge ins Gedächtniß bringen, wovon man ihnen zugleich sucht richtige Begriffe beyzubringen. Hernach läßt man sie eine Reihe Verse lernen, welche sittliche Regeln enthalten, wovon man ihnen die Anwendung zeigt. In einem spätern Alter endlich läßt man sie die Philosophie des Konfuzius lernen. Dies ist die Erziehung des gemeinen Volks. Die Kinder, die auf Ehrenstellen Anspruch machen können, werden anfangs eben so erzogen; aber es erfolgen bald andre Uebungen, die zum Zweck haben, sie über das Betragen des Menschen in den verschiedenen Ständen des Lebens zu unterrichten.

Die Sitten werden in China durch die Gesetze vorgeschrieben, und durch die Gebräuche in Ausübung erhalten, zu welchen die Gesetze gleichsfalls eine Vorschrift geben. Die Chineser sind das Volk auf Erden, das die meisten Vorschriften über die allergewöhnlichsten Handlungen hat. Das Gesetzbuch ihrer Höflichkeit ist sehr lang, und die untersten Klassen von Bürgern haben es inne, und beobachten es so, gut als die Mandarinen und der Hof.

Die Gesetze in diesem Buch sind so wohl wie die andern darauf eingerichtet, die Meinung fortzupflanzen, daß China nur eine Familie ist, und den Bürgern die wechselseitige Achtungsbezeugungen und Freundschaftsdienste, welche Brüder Brüdern schuldig sind, vorzuschreiben. Diese Gewohnheiten erinnern unaufhörlich an die Sitten. Sie setzen zwar bisweilen Ceremonie an

die

die Stelle der Empfindung, aber wie oft beleben sie nicht auch letztere? Sie sind eine Art von äußerlich heiliger Verehrung, die man unaufhörlich der Tugend erzeigt. Diese Verehrung macht Eindruck auf die jungen Leute. Sie unterhält in ihnen die Ehrfurcht für die Tugend selbst, und wenn sie, wie alle andre heiligen Verehrungen, Heuchler hervorbringt, so nährt sie doch auch einen wahren Eifer. Es sind Gerichtshöfe errichtet, um die Vergehungen gegen die Gewohnheiten zu strafen, wie es welche giebt, um über Tugend und Verbrechen zu richten. Man straft die Verbrechen mit sanften und gemäßigten Strafen; man belohnt die Tugend durch Ehrenbezeugungen. So ist die Ehre eine von den Triebfedern, die in die chinesische Regierungsform einen Einfluß haben. Es ist nicht die Haupttriebfeder darin; sie ist stärker als die Furcht, und schwächer als die Liebe.

Bey solchen Einrichtungen muß China das Land auf der Welt seyn, wo die Menschen am menschlichsten sind. Auch sieht man die Menschlichkeit der Chineser selbst in Gelegenheiten, wo die Tugend nichts als Gerechtigkeit, und die Gerechtigkeit nichts als Strenge zu fordern scheint. Die Gefangnen werden in reinlichen und bequemen Wohnungen aufbehalten, wo sie, bis das Urtheil über sie gesprochen ist, gut gehalten werden. Oft besteht die ganze Strafe eines reichen Mannes darin, daß ihm auferlegt wird, eine Zeitlang bey sich alte Leute und Waisen zu ernähren und zu kleiden. Unsere moralischen und politischen Romanen sind das wahre Bild der Chineser. Sie haben die Handlungen der Menschen so sehr nach Regeln bestimmt, daß sie der

Empfindungen fast gar nicht bedürfen. Dennoch aber flößen sie diese ein, um jenen einen Werth zu geben.

Die patriotische Denkungsart, diese Denkungsart, ohne welche Staaten nur Völkerschaften, und keine Nationen sind, ist in China stärker, thätiger, als vielleicht in irgend einem Staat. Es ist eine sehr gewöhnliche Sache, Chineser freywillig an Ausbesserung der Landstraßen arbeiten zu sehen; oder reiche Leute, welche Obdächer für Reisende bauen, andre, welche Bäume pflanzen lassen. Diese aufs öffentliche Wohl abzielenden Handlungen, welche mehr nach wohlthätiger Menschlichkeit, als nach einer prahlenden Freygebigkeit schmecken, sind in China nicht selten.

Es hat Zeiten gegeben, wo sie gemeiner, andre, wo sie seltner waren; aber das Verderben bewirkte auch eine Revolution, durch welche die Sitten wiederhergestellt wurden. Der letzte Einfall der Tartarn hatte sie verändert: sie werden aber besser, so wie die Fürsten dieser siegreichen Nation dem Aberglauben ihres Landes allmählig entsagen, um den Geist des eroberten Volks anzunehmen, und durch die Bücher, welche die Chineser kanonisch nennen, unterrichtet werden.

Es kann nicht lange dauern, so wird man den schätzbaren Charakter der Nation ganz wieder aufleben sehen; jenen brüderlichen Geist einer Familie, jene liebenswürdigen Bande der Gesellschaft, die bey dem Volk sanfte Sitten und unverletzliche Treue gegen die Gesetze hervorbringen. Die Irrthümer und Staatsfehler können in einem Land, in dem man bloß Personen von der Secte der Gelehrten zu Aemtern erhebt, deren

einzige

einzige Beschäftigung es ist, sich in den Grundsätzen der Sittenlehre und der Regierungskunst zu unterrichten, keine tiefe Wurzeln schlagen. So lange wahre Einsichten werden in Ehren gehalten werden, so lange man durch sie zu Ehrenstellen gelangen wird, so lange wird das chinesische Volk eine Grundlage von Vernunft und Tugend behalten, die man bey andern Nationen nicht sehen wird.

Indessen kann man doch nicht läugnen, daß es mit den mehresten Kenntnissen, die sich auf etwas verwickelte Theorien gründen, dort nicht so weit gekommen ist, als man es natürlicher Weise von einer alten, thätigen, fleißigen Nation, welche seit sehr langer Zeit die ersten Schritte darin gethan hatte, erwarten mußte. Dieses Räthsel läßt sich doch auflösen. Die Sprache der Chineser erfordert ein langes und mühsames Studium, das Menschen ihr Lebelang beschäftigt. Die Gebräuche, die Ceremonien, durch die sie in Bewegung gesetzt werden, üben das Gedächtniß mehr, als das Gefühl. Die Gewohnheiten thun den Bewegungen der Seele Einhalt, und schwächen die Triebfedern derselben. Sie sind zu beschäftigt mit nützlichen Gegenständen, und können daher in der Bahn der Einbildungskraft nicht mit starken Schritten forteilen. Eine übertriebene Ehrfurcht für das Alterthum fesselt sie an alles, was einmal eingeführt ist. Alle diese Ursachen zusammen genommen haben den Chinesern den Erfindungsgeist rauben müssen. Sie brauchen Jahrhunderte, um etwas zur Vollkommenheit zu bringen, und wenn man an den Zustand denkt, worin man bey ihnen Künste und Wissenschaften

vor drey hundert Jahren fand, so ist das ein Beweiß von dem erstaunenden Alterthum dieses Reichs.

Vielleicht muß man die Unvollkommenheit der Wissenschaften und der schönen Künste bey den Chinesern selbst der Vollkommenheit der Polizey und der Regierung zuschreiben. Dieser parodoxe Satz gründet sich auf die Vernunft. Wenn bey einem Volk die fürnehmste Wissenschaft die Wissenschaft der Gesetze ist; wenn die Belohnung in einer Stelle im Staatsregiment, nicht aber bey einer gelehrten Gesellschaft besteht, wenn die Beschäftigung der Gelehrten die ist, auf die Beobachtung der Sittenlehre, oder auf die Aufrechthaltung der Staatsverfassung zu wachen, wenn die Nation unendlich zahlreich ist, wenn eine unaufhörliche Aufmerksamkeit von Seiten der Gelehrten auf die Menge der Menschen und ihren Unterhalt darzu gehört; wenn jeder, außer den öffentlichen Pflichten, deren Kenntniß selbst eine weitläuftige Wissenschaft ist, besondre Familien- oder Standesverrichtung hat: bey einem solchen Volk, sage ich, können die spekulativischen und blos zur Zierrath dienenden Wissenschaften unmöglich zu der Höhe und zu dem Glanz steigen, als wir sie in Europa sehen. Aber die Chineser, die in unsern Künsten der Pracht und Eitelkeit immer Lehrlinge bleiben, sind unsre Lehrer in der Wissenschaft weise zu regieren. Sie sind Lehrer in der Kunst zu bevölkern, nicht in der Kunst zu zerstören.

Der Krieg ist in China keine zur Vollkommenheit gebrachte Wissenschaft. Eine Nation, deren ganzes Leben wie die Kindheit, durch Gebräuche, Gebote, öffentliche und häusliche Gewohnheiten eingerichtet ist, muß natürlicher

Weise

Weise biegsam, mäßig, ruhig und friedliebend seyn. Die Vernunft und das Nachdenken, aus dem ihr ganzer Unterricht und alle ihre Gedanken entspringen, können ihr den Enthusiasmus nicht lassen, der Krieger und Helden bildet. Die Menschenliebe selbst, womit man ihre zärtliche und weiche Seele erfüllt, macht, daß sie das Blutvergießen, das Plündern und Morden, womit jedes kriegrische Volk so vertraut ist, mit Abscheu betrachtet. Ist es dann zu verwundern, daß die Chineser bey so einer Denkungsart nicht kriegerisch sind? Sie haben eine unzählbare Militz, aber sie ist unwissend und kann nichts, als gehorchen. Es fehlt ihr noch mehr an Taktik, als an Muth. In den Kriegen gegen die Tartarn haben die Chineser nicht fechten können; sie haben aber sterben können. Die Liebe für ihre Regierung, für ihr Vaterland, für ihre Gesetze, ersetzt ihnen den Mangel an kriegerischem Muth, aber gute Waffen und Kriegswissenschaft kann er ihr nicht ersetzen. Wenn man sich seine Eroberer durch seine Sitten unterwerfen kann, so braucht man seine Feinde nicht durch die Waffen zu bezwingen.

Welcher Mensch wird nun wegen des Wohls eines beträchtlichen Theils des Menschengeschlechts so gar gleichgültig seyn, um nicht zu wünschen, daß der Zustand von China so beschaffen seyn möchte, als ich ihn beschrieben habe! Doch wir wollen nun auch diejenigen hören, die daran zweifeln zu können glauben.

XXI.

Zustand von China nach seinen Feinden.

Um von einer Nation, welche für den Fremdling, der nicht hinkommen darf, und für den Eingebohrnen, der nicht herauskommen darf, gleich gesperrt ist, sagen sie, zu urtheilen, muß man sich von einigen vielleicht eben nicht gar festen aber für gut gehaltenen Beweisgründen entfernen. Diese Beweisgründe werden wohl selbst die von Chinas Bewundrern angeführten Thatsachen seyn. Wir wollen sie zugeben, ohne sie genauer zu untersuchen; und uns blos damit begnügen, daraus die nothwendig fliessenden Folgen zu ziehen.

1) China besaß oder wurde mit einer unzähligen Bevölkerung beschwert, da es durch die Tartarn erobert wurde; und daher daß die Gesetze des Reichs von dem Ueberwinder angenommen wurden, schließt man, daß sie weise gewesen seyn müssen.

Diese Unterwerfung des Tartars unter die chinesische Regierung scheint uns eben kein Beweis von ihrer Güte zu seyn. Die Natur will, daß die grossen den kleinen Massen befehlen; und dieses Gesetz befolgt sie im Moralischen, wie im Physischen. Wenn man nun die Anzahl der chinesischen Eroberer mit der Anzahl der Eroberten vergleicht, wird man finden, daß auf einen Tartar fünfzig tausend Chineser kommen, Kann nun ein einzelner Mann die Gebräuche, Sitten und Gesetzgebung von fünfzig tausend Menschen umändern? und warum hätten diese Tartarn

nicht

nicht die chinesischen guten oder schlimmen Gesetze annehmen sollen, da sie keine andre dafür hätten unterschieben können. Das, was diese befremdende Veränderung am einleuchtendsten macht, ist die Feigheit der Nation; seine Gleichgültigkeit wegen seiner Herren, einer der vorzüglichsten Züge des Sklaven. Doch wir wollen zu der Bevölkerung von China fortgehen!

2) Der Ackerbau ist von unfürdenklicher Zeit her in China in Ehren gehalten worden. Das ist eine Thatsache, wegen der man völlig übereinstimmt. Nun muß jede mit dem Ackerbau beschäftigte Gegend, welche einen langen Frieden genießt, keine blutige Auftritte erfährt, weder durch Tyrannen unterdrückt, noch durch Seuchen des Climas verwüstet wird, und wo man den arbeitsamen Bürger auf einer Ebene einen Korb mit Erde füllen, auf den Gipfel der Berge tragen, damit die nackte Spitze eine Klippe bedecken und durch kleine Dämme aufhalten sieht, sehr viele Bewohner haben. Würden sich wohl die Bewohner solchen harten Arbeiten unterzogen haben, wenn die Ebene, auf welcher sie die Hand voll Erde gesammelt haben, ungebaut, öde und vom ersten, der sie an sich bringen wollte, in Besitz genommen werden könnte? Wenn es bey ihnen gestanden wäre, sich in den Feldern auszubreiten, würden sie sich um die Städte herum angehäuft haben? China, und zwar ganz China ist also sehr bevölkert.

Das Land ist von einer großen Menge Kanäle durchschnitten. Diese Kanäle wären überflüßig, wenn sie nicht einen nothwendigen und häufigen Verkehr von einem Ort zum andern unterhielten.

Was

Was kündigen sie anders an, als eine große innere Bewegung, und folglich eine sehr beträchtliche Bevölkerung?

Jede mit dem Ackerbau beschäftigte Gegend, in welcher die Theurung häufig einfällt und die Millionen Menschen aufrührisch macht; wo bey solchen Unruhen mehr Missethaten, mehr Todschläge, mehr Mordbrände, mehr Räuberey begangen wird, als beym Einbruch einer Horde von Wilden, und wo nach der Theurung und Aufruhr die Staatsverwaltung den Verbrecher nicht zur Rechenschaft zieht, enthält sicher mehr Einwohner, als sie ernähren kann. Würden die Chineser nicht das schlechteste Volk seyn, wenn der zufällige Mangel der Nahrungsmittel von seiner Nachläßigkeit entweder im Feldbau oder davon, daß sie sich nicht mit hinlänglichem Vorrath versähen, herrührte. Aber China, das unermeßliche Land, die fruchtbare und so gut gebaute Gegend, das so bewundernswürdig regiert wird, ist deswegen diesem unglücklichen Schicksal nicht weniger ausgesetzt. Es muß also zehen oder zwanzigmal mehr Bewohner, als Acker Lands haben.

Jedes Land, in dem man ein so natürliches Gefühl, welches dem Menschen mit dem Thier gemein ist, die Zärtlichkeit der Väter und Mütter für ihre Kinder, mit Füssen tritt und in dem man sich nicht säumt, sie zu tödten, zu ersticken, auszusetzen, ohne daß der Staat es rächt, hat zu viel Einwohner, oder wird durch eine Art Menschen bewohnt, wie es sonst auf der Oberfläche der ganzen Erde keine giebt. Nun dieses geschieht in China; diese Thatsache leugnen oder

bezwei-

bezweifeln wollen, würde eben soviel seyn, als wenn man alles andre ungewiß machen wollte.

Aber noch eine Erscheinung, die vollends die übermäßige Bevölkerung bestätigt, ist der geringe Fortgang der Wissenschaften und Künste seit dem so weit zurückgehenden Zeitraum, während dem man sich darauf gelegt hat. Die angestellten Untersuchungen haben sich nur so weit erstreckt, bis sie aufhören nützlich zu seyn und anfangen, blos die Neugierde zu stillen. Man hat mehr Nutzen von der Erfindung der kleinsten Kunst, als von der erhabensten Entdeckung, welche nichts als den Kopf verräth. Man macht mehr aus dem, der versteht, die Gaza-Zeugstückgen zu benützen, als aus dem, der das Problem der drey Körper auflösen kann. Dort entsteht vorzüglich die Frage, die man unter uns nur zu oft hört: Zu was nützt das? Nun frage ich, ob diese Ruhe, die dem natürlichen Hang des Menschen, der immer über das, was er gesehen hat, weiter sehen will, so sehr widerspricht, sich anders als durch eine Bevölkerung erklären läßt, welche das Müßiggehen, den Geist der Betrachtung verbeut, und die sorgfältige Nation beständig mit seinen Bedürfnissen beschäftigt? China ist also die bevölkerteste Gegend der Erde.

Dieses vorausgesetzt, folgt nicht, daß sie die verdorbenste ist? Lehrt uns nicht die allgemeine Erfahrung, daß die Laster der Gesellschaft mit der Anzahl der einzelnen, die solche ausmachen, im Verhältnis stehen? Und was kann man mir entgegen halten, wenn ich behaupte, daß die chinesischen Sitten nach dem ganzen Umfang des Reichs noch schlechter seyn müssen, als in unsern

stolzen

stolzen Städten, wo die Ehre, ein den Chinesern fremdes Gefühl den Tugenden Glanz verschaft und die Laster mildert?

Kann ich nicht fragen, welches ist, und welches soll der Charakter eines Volks seyn, bey dem sehr oft eine Provinz über die andere herfällt, und die Bewohner umbarmherzig und ungestraft erwürgen darf?

Ob dieses Volk milde Sitten haben kann? Ob eine Nation, bey der die Gesetze der Aussetzung der Kinder oder dem Mord der neugebohrnen weder vorbauen, noch ihn bestrafen, gesittet oder barbarisch ist? Ob da wohl das Gefühl der Menschlichkeit, die Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit in einem ziemlich beträchtlichen Grad statt haben? und ob ein Volk, das die ausserordentlichsten Umstände zur Anlegung von Pflanzörter einladen, wohl weise ist, da es an ein so einfaches, so sichres Mittel gegen schröckliche und immer zurückkommende Unglücksfälle nicht denkt oder es verachtet?

Bis hieher kann man wohl die chinesische Klugheit eben für nichts großes halten. Wir wollen nun sehen, ob die Prüfung der Reichsverfassung, des Betragens des Herrschers und seiner Staatsbedienten, der Wissenschaft der Gelehrten und der Sitten des Volks uns keinen bessern Begrif davon geben werden.

3) Ein glaubwürdiger Schriftsteller, der nicht zum großen Haufen derjenigen, welche die chinesische Weisheit bewundern, gehört, sagt ausdrücklich, daß der Prügel der Beherrscher von China ist. Nach diesem artigen und gründlichen Ausdruck wird man, glaube ich, sich kaum über-

überreden können, daß eine Nation, bey welcher der Mensch so behandelt wird, wie anderswo die Thiere, einigen Anstrich von bedeutenden und feinen Sitten unsers Europas habe, wo jedes Schimpfwort mit Blut abgewaschen, jede drohende Geberde durch den Tod gerächt wird. Der Chineser soll friedfertig und freundlich seyn. Desto besser, werden unsre Gegner sagen.

Doch wird der chinesische Fürst von seinen Unterthanen wie ein Vater geachtet, ihm gehorcht und er verehrt. Und wir werden wiederum dagegen sagen: desto schlimmer. Dieses sichert uns zwar wohl die tiefe Unterwürfigkeit der Kinder, aber nicht die Güte des Vaters. Will man ein Volk so erniedrigen, daß es sich niemals wieder erheben kann, so darf man nur den Titel des Despoten durch den des Vaters heiligen. Ueberall sind die Kinder, die sich erkühnen, die Hand an ihre Eltern zu legen, seltene Ungeheuer, und ungeachtet der Gesetze, welche die väterliche Gewalt einschränken, sind die Eltern, welche ihre Kinder mißhandeln, überall nur gar zu gemeine Ungeheuer. Das Kind fordert von seinem Vater über dessen Betragen keine Rechnung; und die Freyheit, die unaufhörlich in Gefahr ist, wenn das Oberhaupt durch seine über alles hochachtungsvolle Eigenschaft eines Vaters über alle Verantwortung hinweggesetzt ist, wird vollends unter einem Despoten, der wegen seiner Verwaltung ein ewiges Stillschweigen auferlegt, nichts seyn.

Wir betrügen uns vielleicht; allein die Chineser scheinen uns unter das Joch einer doppelten Tyranney, der väterlichen Tyranney in der

Fami-

Familie, und der Staatstyranney des Reichs gebeugt zu seyn. Daher dürfen wir schließen, daß sie die biegsamsten, einschmeichelndsten, ehrerbietigsten, schüchternsten, niedrigsten und am wenigsten gefährlichen Sklaven sind; ausser es müßte zu ihrem Vortheil eine Ausnahme von der Erfahrung aller Völker und aller Jahrhunderte eingetretten seyn. Was für eine Wirkung hat der vätterliche Despotismus bey uns? Die äusserliche Hochachtung und einen unvermögenden und heimlichen Haß gegen die Väter. Welches war und welches ist noch der Erfolg des Staatsdespotismus unter allen Nationen? Die Niederträchtigkeit und Erstickung jeder Tugend. Wenn es sich in China anderst verhält, so muß man uns belehren, wie dieses Wunderwerk bewirkt worden ist.

Man sagt darauf — Der Kaiser weis, daß er eine Nation beherrscht, welche nur so lange sich an die Gesetze hält, als solche ihr Glück befördern. — Ist hier zwischen dem Chineser und dem Europäer über diesen Punct irgend ein Unterschied? — Der Kaiser weiß, daß wenn er tyrannisch zu Werk gieng, er Gefahr lief, vom Thron gestürzt zu werden. — Liefert uns nicht die alte und neuere Geschichte Beyspiele von dieser gerechten und schröcklichen Züchtigung? Was haben sie bewirkt? Will man sagen, daß der Chineser die Unterdrückung mit weniger Geduld ertrage, als der Engländer und Franzos, oder daß China niemals anders regiert worden ist, wird und werden wird, als durch vollkommene Monarchen? O Verehrung für die vergangenen Zeiten und

ent-

entfernten Gegenden, wie viele Thorheiten hast du uns sagen lassen! Die Güte, Festigkeit, Anwendung, Einsichten, die Liebe für die Unterthanen, die Gerechtigkeit sind Eigenschaften, welche die Natur, selbst einzelnweise nur ausserordentlichen Menschen verleiht; und selbst unter diesen ist fast keiner, in dem sie nicht durch den gefährlichen Besitz der höchsten Gewalt unglücklicherweise, mehr oder weniger geschwächt worden sind. China allein soll also diesem Fluch, der mit allen andern Gesellschaften angefangen hat, und auch mit selbigen fortdauern wird, entgehen?

Ja wohl. Denn es ist neben dem Thron allzeit ein Tribunal vorhanden, welches über die Handlungen des Kaisers genaue und strenge Rechnung führt. — Und ist dieses Tribunal nicht in allen Gegenden vorhanden? Wissen dieses die Fürsten nicht? Fürchten sie sich dafür? Ehren sie es? Der Unterschied unsers Tribunals von dem in China liegt darin, daß das unsrige aus der ganzen Masse der Nation besteht und daher nicht zu bestechen ist; und daß hingegen das chinesische Tribunal nur aus einer geringen Anzahl von Gelehrten besteht. O glückseeliges Land um China! O einzige Gegend, in der des Fürsten Geschichtschreiber weder kleinmüthig, noch kriechend, noch zu verführen ist; und wo der Fürst, der seinem Geschichtschreiber den Kopf oder Hand abhauen lassen kann, blaß wird, wenn dieser die Feder in die Hand nimmt! Immer haben nur die guten Könige das Urtheil ihrer Zeitgenossen und den Tadel der Nachwelt gefürchtet.

Auch sind die Herrscher von China gut, gerecht, sich immer gleich, aufgeklärt. — Alle ohne Ausnahme? Es verhält sich, glaub ich, mit dem kaiserlichen Pallast in China, wie mit den Fürstenpallästen aller Länder. Er ist Eines mitten unter unzähligen Bewohnungen der Nation: das ist, daß wenn es sich einmal zuträgt, daß Genie und Tugend vom Himmel auf den Aufenthalt des Herrn fallen, selbige dagegen hundert tausendmal nebenhin fallen müssen. Aber vielleicht hat dieses Gesetz der Natur in China nicht statt, wie in Europa, wo wir uns nur für gar zu glücklich halten würden, wenn nach zehen schlechten Nachfolgern eines guten Königs wieder einer gebohren würde, der ihm ähnlich wär.

Aber die höchste Gewalt ist in China eingeschränkt. — Wo ist sie es nicht auch? Durch was ist sie in China eingeschränkt? Wenn die Brustwehr, welche das Volk beschützt, nicht aus Lanzen, Degen und Bajonetten, die gegen die Brust, oder das geheiligte Haupt des Kaisers, Vaters und Despoten gerichtet sind, besteht, so fürchten wir, vielleicht ohne Grund, allein wir befürchten, daß diese Brustwehr in China nichts anders, als ein großes Spinnengewebe ist, auf welches man das Bild der Gerechtigkeit und Freyheit gemahlt hat, durch welches aber der Mann mit guten Augen den scheußlichen Kopf des Despoten endeckt. Ist die Anzahl von abgesetzten, eingekerkerten, verurtheilten und hingerichteten Despoten groß? Erblickt man auf dem Richtplatz eine Blutbühne, von welcher ohne Unterlaß Fürstenblut tröpfelt? Warum ist dieses nicht?

Warum? — Darum, weil China durch eine Reihe von Veränderungen zu dem Zustand zurückgekehrt ist, von dem sich die andern Länder entfernt haben, nemlich zur patriarchalischen Regierung. — Wir bitten deswegen unsre Gegner um Verzeihung: allein die patriarchalische Regierung einer unermeßlichen Gegend, einer Familie von zwey Millionen Köpfe, scheint uns ein eben so seichter Gedanke, als der von einem Freystaat, der aus der Hälfte der bekannten Welt bestände. Die republikanische Regierung setzt einen ziemlich kleinen Bezirk zur schleunigen und leichten Uebereinkunft der Willen voraus: die patriarchalische Verfassung ein Hirtenvölkchen unter Zelten. Der Begrif einer patriarchalischen Regierung von China ist eine Art von Träumerey, welche den Kaiser und seine Mandarinen lachen machen würde.

4) Da die Mandarinen an keine reichen und mächtigen Familien sich anhängen, so ist das Reich im Frieden — Sonderbare Sache! das Reich ist daher im Frieden, und das aus dem nemlichen Grund, welcher es öfters stöhren sollte; ausser es wäre Richelieu kein schlimmer Staatsmann gewesen, da er wollte, die ansehnlichen Stellen sollten keinen Leuten ohne Vermögen, und welche blos auf ihre Schuldigkeit sehen, gegeben werden.

Diese Staatsleute erregen keine Unruhen: dieß ist eine Thatsache. — Und das ist vielleicht auch eine, daß sie keine armen Verwandten beschützen, keine Schmeichler mit Gnadenbezeugungen überhäufen, keine Lieblinge oder Maitressen bereichern dürfen: auch über Bestechung

und Irrthum gleich erhaben sind. Aber unleugbar ist es, daß die Obrigkeiten oder Häupter der Justitz selbst die Zeichen ihrer Erniedrigung und Schande ohne Schaam herumführen. Was ist nun das für eine obrigkeitliche Person, welche ihr Panier oder Fahne ihrer Geringschätzung herumträgt, ohne deswegen weniger stolz zu seyn? Was ist das für ein Volk, bey dem diese Obrigkeit nicht desto weniger in Ehren gehalten wird?

5) Nach dem Herrscher und dem Mandarin kömmt der Gelehrte, und was ist dieser Gelehrte? — Ein Mensch, der in einer Lehre erzogen ist, die Menschlichkeit einflößt; der selbige predigt; der die Liebe zur Ordnung, die Wohlthätigkeit, die Achtung für die Gesetze predigt; der diese Gesinnungen unter dem Volk verbreitet, und ihm den Nutzen davon zeigt. — Und haben wir nicht auch in unsern Schulen, auf unsern Lehrstühlen, unter unsern Geistlichen, Obrigkeitspersonen und Philosophen, Leute, die nach meinem Gedünken diesen Gelehrten weder an Einsichten, noch an guten Sitten etwas nachgeben; welche die nemlichen Stellen mündlich und schriftlich, in der Hauptstadt, in großen und kleinen Städten, in Flecken und Dörfern versehen? Gewiß wenn die Weisheit einer Nation mit der Anzahl seiner Lehrer im Verhältnis stände, wäre keine weiser, als die unserige. *)

6)

---

*) Raynal meint wohl vorzüglich die Franzosen. Doch ein teutscher Uebersetzer darfs wegen seiner Landsleute wohl nicht wegstreichen. A.

6) Man hat einige aus dem chinesischen übersetzten Sittenschriften. Was sehen wir daraus? Ehrlose Verbrecher die Geschäfte der Policey versehen; den Unschuldigen verurtheilt, geschlagen, gegeiselt, eingekerkert, den Schuldigen durch Geld losgesprochen, oder wenn der beleidigte mächtiger ist, gestraft: alle die Laster unsrer Städte und die verborgensten unsrer Häuser mit einem häßlichern und eckelhaftern Anblick.

7) Aber nichts kann uns gegründeter Begriffe von den Volkssitten geben, als die Erziehung. Wie wird in China die Kindheit gebildet? Man nöthigt ein Kind, ganze Stunden, mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Armen, unbeweglich, still in dem Zustand des Nachdenkens und Sammelns sitzen zu bleiben. Was für Früchte kann man von einer Leibsübung, die der Natur so zuwider ist, hoffen? Ein Mensch von gewöhnlichem Verstand würde antworten: die Verschwiegenheit, Verschlagenheit, Falschheit, Heucheley und alle die Laster, welche mit einem dem Böswicht besonders eignen kalten Geblüt verbunden sind. Er würde denken, daß in China die Freymüthigkeit, diese liebenswürdige Freymüthigkeit, welche bey den Kindern so reitzend ist, diese naive Offenheit, die immer mehr vergeht, je älter sie werden, und die der kleinen Anzahl derjenigen, die so glücklich sind, sie zu behalten, das allgemeine Zutrauen erwirbt, schon in der Wiege erstickt worden sey.

8) Das Gesetzbuch der chinesischen Höflichkeit ist sehr lang. — Ein Mann von gewöhnlichem Verstand würde daher folgern, daß sie in China aufhört, der gerade und natürliche Aus-

druck der Achtung und des Wohlwollens zu seyn; und daß es eine bloße Gewohnheit ist; und er würde den herzlichen Anschein dieser schmutzigen Fuhrleute, die vor einander niederknien, einander umarmen, sich die zärtlichsten Namen geben, und sich helfen, für eine Art einer Mummerey eines geprängeliebenden Volks halten.

9) Es ist ein Gerichtshof gegen die Fehler in den Höflichkeitsbezeugungen vorhanden. — Ein Mensch von gewöhnlichem Verstand würde daraus den Verdacht schöpfen, daß daselbst die Gerechtigkeit gegen diese kleinen Fehler besser verwaltet wird, als in den eigentlichen Gerichtshöfen gegen die großen Uebelthaten: und er würde nicht wenig daran zweifeln, ob unter den Fesseln der Gebräuche, Ceremonien, Förmlichkeiten die Seele sich erheben, das Genie seine Kraft äussern kann. Er würde denken, daß ein geprängeliebendes Volk nicht anders als klein seyn kann; und ohne weder zu Pekin noch zu Nankin gelebt zu haben, würde er erklären, daß es keine Gegend auf der Erde giebt, wo man sich weniger um die Tugend bekümmert, und wo man mehr den Schein davon hat.

10) Alle, die mit den Chinesern gehandelt haben, stimmen einmüthig darin überein, daß man sich nicht genug vorsehen könne, wenn man nicht hintergangen werden wolle. Sie schämen sich selbst ihrer Untreue nicht.

Ein Europäer, der das erstemal in dieses Reich kam, kaufte Waaren von einem Chineser, welcher ihn sowohl in Ansehung der Beschaffenheit, als des Preises betrog. Die Waaren waren an Bord gebracht und der Kauf berichtigt.

Der

Der Europäer schmeichelte sich, daß er vielleicht den Chineser durch bescheidne Vorstellungen zum Nachlaß bewegen könnte, und sagte zu ihm: Chineser du hast mir schlechte Waaren verkauft. — das kann seyn, antwortete ihm der Chineser, aber du must doch bezahlen. — Du hast die Gesetze der Gerechtigkeit verletzt, und mein Zutrauen mißbraucht. — Das kann seyn, aber du must doch bezahlen. — Aber du bist ein schlechter Kerl, ein Unglücksvogel. — Das kann seyn, aber du must bezahlen. — Was für eine Meinung soll ich von den durch ihre Weißheit so berühmten Chinesern in mein Land mit zurück bringen? Ich werde sagen, daß ihr nichts als Canaillenpack seyd. — Das kann seyn, aber du must bezahlen. Nachdem der Europäer noch alle Schimpfworte, die ihm die Hitze eingab, ausgestossen hatte, ohne dafür etwas anders, als die frostigen und so kaltblütigen Worte: das kann seyn, aber du must bezahlen, zu hören, that er seinen Beutel auf und bezahlte. Hierauf sagte der Chineser, indem er sein Geld nahm: Europäer, wär es anstatt zu lärmen, wie du eben gethan hast, nicht besser gewesen, du hättest geschwiegen, und da angefangen, wo du aufgehört hast? Denn was hast du nun gewonnen?

Der Chineser hat also selbst keine Spur jener Schaam, welche allen auch schlechten Kerls, die es wohl gern seyn wollen, aber doch nicht leiden, daß man es ihnen sagt, gewöhnlich ist. Er ist also zum untersten Grad des Verderbens herunter gesunken. Und stelle man sich nur nicht vor, daß dieses etwa nur ein Beyspiel sey. Dieses Phlegma ist die natürliche Folge dieses

zurückhaltenden Wesens, das die chinesische Erziehung einflößt.

Und mache man mir nur nicht den Einwurf, daß die Chineser unter sich eine Ehrlichkeit beobachten, von der sie sich in Ansehung des Ausländers losgezählt halten. Dieses ist dem nicht also, weil es nicht seyn kann. Man ist nicht bald ehrlich, bald wieder schlecht denkend. Wer sich einmal die Geschicklichkeit, den Ausländer zu betrügen eigen gemacht hat, ist der Gefahr, seine Mitbürger zu betrügen, nur allzu oft ausgesetzt, um ihr standhaft zu widerstehen.

11) Um euch aber zu verstehen, wird man sagen, so ist China beynahe ein barbarisches Land — Dieses ist noch schlimmer. Der kaum halb gesittete Chineser ist in unsern Augen ein eingebilderer Barbar, ein gänzlich verdorbenes Volk in einem unglücklichern Zustand, als die gänzliche und natürliche Barbarey ist. Der Keim der Tugend kann sich im Barbaren durch eine Kette günstiger Umstände entwickeln; allein wir können diejenigen nicht, wir stellen uns sie nicht vor, welche diesen großen Dienst dem Chineser, in dem der Keim nicht erstickt, aber ganz zerstöhrt ist, leisten. Zu dieser Ausartung und der Unwissenheit muß man noch die lächerlichste Eitelkeit hinzufügen. Sagt er nicht, daß er zwey Augen, hingegen wir nur eins haben, der übrige Theil der Erde aber gar blind sey? — Dieses Vorurtheil, die gar zu große Bevölkerung, die Gleichgültigkeit für die Herscher, welche vielleicht eine Folge davon ist, die hartnäckige Anhänglichkeit an seine Gebräuche, das Gesetz, das ihm untersagt, aus seinem

Land

Land zu gehen: alle diese Gründe müssen ihn während einer unbestimten Reihe von Jahrhunderten an seinen gegenwärtigen Zustand anfesseln. Kann man wohl jemand, der glaubt, schon alles zu wissen, oder der das, was er nicht kennt, verachtet, etwas lehren? Wie kann man einem zur Weißheit Anleitung geben, der sich allein für weise hält? Wie kann man den vollkommener machen, der sich für vollkommen hält? Wir dürfen es voraus sagen, der Chineser wird sich weder durch den Krieg, noch durch die Pest, weder durch den Hunger, noch die weit unerträglichere Tyranney, selbst durch Grund, der geschickter ist, als alle Plagen zusammen genommen, die Nation dadurch wieder aufleben zu machen, daß sie selbige unterdrückt, verbessern.

12) Wir wissen nicht, ob die andern Völkern des Erdbodens den Chinesern viel helfen, aber zu was sind die Chineser für den übrigen Erdboden gut? Ihre Lobredner scheinen sich Mühe gegeben zu haben, ihnen eine riesenmäßige Größe beyzulegen, uns aber zur Zwergengestalt herabzuwürdigen. Wir aber suchen, ihnen zu zeigen, wie sie beschaffen sind; und bis man uns von Pekin philosophische Werke, welche die des Descartes und Lockes übertreffen; mathematische Untersuchungen, welche an die Seite der des Newtons und Leibnitzens und ihrer Nachfolger gestellt werden können; Stücke der Dichtkunst, Beredsamkeit und Litteratur, der Gelehrsamkeit, welche unsre grossen Schriftsteller zu lesen würdigen, und deren Gründlichkeit, Annehmlichkeit, Geschmack und Feinheit sie eingestehen müssen; Abhandlungen über die Moral, Staatskunst,

Gesetz-

Gesetzgebung, Finanz und Handlung, worin für unsre guten Köpfe nur eine neue Linie enthalten ist; Gefässe, Bildseulen, Gemählde, Musik, Baurisse, welche den Blick unsrer Künstler auf sich heften; physikalische Werkzeuge, Maschinen, uns den unsre geringre Einsicht, dargethan ist, bringt: bis dahin werden wir dem Chineser seine Behauptung heimgeben, und ihm sagen, daß er vielleicht nur ein Auge, wir aber zwey haben, und wir werden uns wohl hüten, den andern Nationen aufzudringen, daß wir sie zurückgelassen haben, und daß sie vielleicht darzu bestimmt sind, uns es einmal bevorzuthun. Was ist der Konfuzius, von dem man soviel redet, wenn man ihn gegen einen Sidney und Montesquieu vergleicht?

13) Die chinesische Nation ist die arbeitsamste, die man kennt. — Wir zweifeln daran nicht. Sie muß wohl arbeiten, und nachdem sie gearbeitet hat, arbeitet sie noch. Ist sie nicht darzu durch das ungleiche Verhältnis des Ertrags ihrer Felder zur Anzahl ihrer Bewohner gezwungen? Daher sieht man eben, daß die so geprahlte Bevölkerung ihre Gränzen hat, ausser welchen sie eine Plage ist, die dem Menschen die Zeit zum Ausruhen raubt, ihn zu grausamen Handlungen verleitet, und in seiner Seele die Ehre, die Feinheit, das Sittliche und selbst das Gefühl der Menschlichkeit zerstöhrt.

14) Und man darf nach diesem, was man so eben vernommen hat, darauf hartnäckig bestehen, die chinesische Nation ein Volk von Weisen zu nennen? — Ein Volk von Weisen, bey dem man die Kinder aussetzt, oder erdrückt;

wo die abscheulichste Schwelgerey gemein ist, wo man den Menschen verstümmelt; wo man den durch Mangel der Nahrung verursachten Verbrechen weder vorzubauen noch selbige zu bestrafen versteht; wo der Handelsmann den Ausländer und Inländer betrügt; wo die Kenntnis der Sprache das äusserste Ziel der Gelehrsamkeit ist; wo man seit Jahrhunderten eine kaum zum nöthigen Gebrauch des gemeinen Lebens hinreichende Sprach- und Schriftart beybehält; wo die Sittenaufseher weder Ehre noch Rechtschaffenheit besitzen; wo die Gerechtigkeit so feil ist, als man kein Beyspiel weis, und bey den verdorbensten Völkern nicht geschieht; wo der Gesetzgeber, bey dessen Namen sich die Stirnen beugen, nicht verdiente gelesen zu werden, wenn man nicht die Armuth seiner Schriften durch die Unwissenheit der Zeit, in welcher er gelebt hat, entschuldigte; wo von dem Kaiser an bis auf den letzten seiner Unterthanen eine lange Kette von räuberischen Wesen ist, die einander zerreissen, und wo der Herrscher nur deswegen einige dieser Mitteldinge sich mästen läßt, um auch solche, wenn die Reihe an ihn kömmt, auszusaugen, und durch die Beute des Volkdrückers den Titel des Volksrächers zu erhalten.

15) Wenn es wahr ist, wie wir gar nicht zweifeln, daß in China das, was nicht abgetheilt werden kann, wie das Meer, die Flüsse, die Kanäle, die Schiffahrt, die Fischerey, die Jagd, allen gemeinschaftlich zusteht; so ist das eine sehr vernünftige Einrichtung. Aber könnte ein so zahlreiches Volk seine Erndten den Thieren zum Frätzen geduldig überlassen? Und wenn

die

die höhern Stände sich einen ausschliessenden Gebrauch der Förste und Wasser zugeeignet hätten, würde solches nicht eine schleunige und gerechte Rache nach sich gezogen haben? Wir wollen uns in Acht nehmen, die Gesetze der Nothwendigkeit mit den Einrichtungen der Weißheit nicht zu vermengen.

16.) Haben die Chineser nicht listigere, ausschweifendere, fäulere und mehr Mönche, als wir? Mönche, Blutigel in einer Gegend, wo die härteste Arbeit kaum den Unterhalt verschaft? Die Regierung verachtet sie. Sagt vielmehr, daß sie selbige fürchtet, und das Volk sie verehrt.

17.) Es würde vielleicht sehr vortheilhaft seyn, wenn in allen Ländern, so wie man von China versichert, die Staatsverwaltung sich an keine Glaubenslehre, keine Secte, keinen Gottesdienst anhieng. Inzwischen erstreckt sich doch diese Duldung nur auf die im Reich von alten Zeiten her eingeführten Religionen. Das Christenthum wurde daraus verbannt, entweder weil der geheimnisvolle Grund seiner Lehre kurzsichtige Köpfe aufgebracht, oder weil die Ränke der, die solche predigten, eine leicht verdachtschöpfende Regierung unruhig gemacht hatten.

18.) In China adelt das Verdienst des Sohns den Vater, und dieser Vorzug hört mit ihm auf. Man muß dieser Einrichtung Beyfall geben. Inzwischen hat der Erbadel auch seine Vortheile. Welcher Abkömmling ist niederträchtig genug, um nicht die Bürde eines Namens zu fühlen, und sich nicht zu bemühen, selbigem zu entsprechen? Man nehme dem seiner Vorfahren unwürdigen Adelichen sein Vorrecht, und wir werden so weise seyn, als die Chineser!

19) Wir verlangen nichts sehnlicher als loben zu können. So erkennen wir gar gern Klugheit in der Art, mit der die Chineser die nachläßige Entrichtung der Staatsabgaben bestrafen. Anstatt in die Feuerstelle des Schuldners Trabanten zu legen, die sich über sein Bett, sein Hausgeräth, seine Fahrnis, sein Vieh, seine Personen hermachen, anstatt ihn in ein Gefängnis zu schleppen, oder ihn ohne Brod auf dem Stroh in seiner ausgeplünderten Hütte liegen zu lassen; ist es ohne Zweifel besser, ihn zur Unterhaltung eines Armen anzuhalten. Aber würde derjenige, der aus diesem herrlichen Gebrauch die Weißheit der Chineser folgerte, nicht ein eben so schlechter Logiker seyn, als der, welcher nach dem, was bey uns in diesem Stück geschieht, uns für Barbaren halten würde? So viel man kann, verkleinert man die Vorwürfe, welche die chinesische Nation verdient; man erhebt hingegen dieses Land, um die unsrige zu beugen. Man geht zwar nicht so weit, zu sagen, daß wir Narren sind, aber man spricht ohne Anstand aus, daß in China die Weißheit zu Haus ist, und man fügt noch hinzu, daß nach der letzten Abzählung ungefähr sechzig Millionen waffenfähige Männer vorhanden gewesen seyen. Unsinnige Vertheidiger von China, hört ihr euch? Begreift ihr wohl, was zwey hundert Millionen von auf einander gehäuften Menschen sagen wollen? Glaubt nur, entweder vermindert diese schröckliche Bevölkerung um die Hälfte, oder gar drey Viertel, oder wenn ihr es doch noch glaubt, so gesteht nach eurem Menschenverstand, nach der euch vor Augen liegenden Erfahrung, daß in China weder Policey noch Sitten vorhanden sind, noch auch seyn können. 20)

20) China liebt die künftige Geschlechter, wie die gegenwärtige. — Das ist unmöglich. Kinder, Freunde des Wunderbaren, wie lang noch wird man euch mit dergleichen Mährchen einwiegen? Jedes Volk, das ohne Unterlaß gegen seine Bedürfnisse kämpfen muß, kann an nichts, als den gegenwärtigen Augenblick denken; und ohne die den Vorfahren öffentlich erzeigten Ehrenbezeugungen, Gebräuche, welche in den Köpfen einigen schwachen Begrif, der über das Grab hinüber sich erstreckt, aufwecken und erhalten sollen, müßte man als erwiesen annehmen, daß wenn es einen Winkel der Erde giebt, wo das Gefühl der Unsterblichkeit und die Achtung für die Nachkommenschaft leere Wörter ohne Sinn sind, solches in China ist. Man merkt nicht, daß man alles aufs äusserste treibt, und daß aus solchen übertriebenen Meinungen auffallende Widersprüche entstehen; daß eine zu große Bevölkerung sich unmöglich mit guten Sitten verträgt, und daß man eine ausgeartete Menge mit den Tugenden einiger seltenen Leute herauspuzen will.

Leser, Ihren Einsichten unterwirft man nunmehr die Gründe der Anhänger und der Feinde von China. Sie sollen aussprechen. Und wer sind wir, um stolz zu verlangen, ihre Schlüsse zu leiten? Wenn es uns erlaubt wär, auch eine Meinung zu haben, so würden wir sagen, daß obgleich beyde Systeme auf achtungswürdige Zeugnisse sich stützen, dieselbe doch den großen Charakter, welche eine vollkommene Glaubwürdigkeit erheischt, nicht haben. Um einen Ausspruch zu thun, muß man abwarten, bis uneigennützigen,

ver-

verständigen und in der Schriftart und Sprache gründlich bewanderten Männern erlaubt wird, sich an dem Hof zu Pekin lange aufzuhalten, die Provinzen zu durchreisen, auf dem Land zu wohnen, und sich mit den Chinesern von allen Umständen frey zu besprechen.

So war der Zustand von China beschaffen, als die Portugiesen da anlangten. Wenn sie aber nicht nur daran gedacht hatten, Reichthümer daraus herzuholen, und ihre Religion darin zu verbreiten, so würden sie in diesem Land die beste Regierungsverfassung gesehen haben, wen sie auch ihre Weißheit nicht hätten benützen wollen. Thomas Perez, ihr Gesandter fand den Hof zu Pekin sehr vortheilhaft gegen seine Nation gesinnt, deren Ruhm Asien erfüllte. Sie besaß die Achtung der Chineser, und die Aufführung des Ferdinand de Andrada, der das portugiesische Geschwader anführte, mußte diese Hochachtung noch vermehren. Er beschiffte die Küsten von China, und trieb da Handel. Als er absegeln wollte, ließ er in dem Hafen, wo er geankert hatte, bekannt machen, daß, wenn jemand über die Portugiesen zu klagen hätte, er es melden möchte, um ihm Genugthuung zu verschaffen. Eben sollten ihnen alle Hafen in China offen stehen: Thomas Perez wollte eben einen Handelsvertrag schließen, als Simon de Andrada, ein Bruder Ferdinands, sich auf den Küsten mit einem neuen Geschwader sehen ließ. Dieser begegnete den Chinesern so, wie seit einiger Zeit die Portugiesen allen Nationen Asiens begegneten. Er baute ohne Erlaubniß ein Fort auf der Insel Taman, und von da aus fieng er an, alle Schiffe, die aus dem chinesischen Hafen aus- oder dahin

ein-

einliefen, zu plündern und zu ranzioniren. Er raubte Mädchen auf der Küste; er machte Sineser zu Sklaven; er überließ sich der zügellosesten Raubsucht und der schändlichsten Ausgelassenheit. Seine Matrosen und seine Soldaten folgten seinem Beyspiel. Die erzürnten Chineser rüsteten eine zahlreiche Flotte aus: die Portugiesen wehrten sich tapfer, und kamen glücklich davon, indem sie sich durch die feindliche Flotte durchschlugen. Der Kaiser ließ den Thomas Perez in ein Gefängniß setzen, wo er auch starb, und die portugiesische Nation wurde einige Jahre lang aus China verbannt. Nach der Zeit besänftigten sich die Chineser wieder, und es ward den Portugiesen erlaubt, in dem Hafen Sanciam zu handeln. Sie brachten dahin Gold, welches sie aus Afrika zogen; Gewürze von den moluckischen Inseln; und aus Ceylan Elephantenzähne und Edelgesteine. Sie führten dagegen seidne Zeuge von allen Arten, Porzellän, lackirte Sachen, medicinische Kräuter, und den Thee, der seitdem den nordischen Nationen in Europa so nöthig geworden ist, aus.

Die Portugiesen begnügten sich mit Buden und Factoreyen, die sie zu Sanciam hatten, und mit der Freyheit, welche die chinesische Regierung ihrem Handel gestattete, als sich eine Gelegenheit darbot, sich eine stätere Niederlassung, die von den Mandarinen, die auf der Küste commandirten, minder abhängig war, zu verschaffen.

Ein Seeräuber, mit Namen Tchang-si-lao, welcher durch seine Räubereyen mächtig geworden war, hatte sich der kleinen Insel Makao bemächtigt, von wo aus er die Hafen von China gesperrt hielt. Er belagerte so gar Kanton. Die Mandarinen

aus

aus der Nachbarschaft nahmen ihre Zuflucht zu den Portugiesen, welche Schiffe zu Sanciam hatten; diese eilten Kanton zu Hülfe, und entsetzten es. Sie schlugen den Seeräuber völlig aufs Haupt, und verfolgten ihn bis nach Makao, wo er sich selbst tödtete.

Der Kaiser von China, da er den Dienst, den ihm die Portugiesen geleistet hatten, erfuhr, bezeigte sich erkenntlich dafür, und schenkte ihnen Makao. Sie nahmen diese Gnade mit Freuden an, und bauten eine Stadt, die blühend ward. Dieser Platz schaffte ihnen bey dem Handel, den sie bald in Japon trieben, viel Vortheil.

XXII.

Ankunft der Portugiesen in Japon.

Religion, Sitten, Regierungsverfassung dieser Inseln.

Auf die Küsten dieser berühmten Inseln trieb glücklicher Weise im Jahr 1542. ein Sturm ein portugiesisches Schiff. Die Mannschaft desselben wurde freundlich aufgenommen. Man gab ihnen alles, was sie brauchten, um sich zu erfrischen, und ihr Schiff wieder in Stand zu setzen. Als sie wieder zu Goa angelangt waren, erzählten sie, was sie gesehen hatten, und stellten dem Vicekönig vor, daß ein sehr reiches und sehr bevölkertes neues Land sich dem Eifer der Bekehrer und der Geschicklichkeit der Kaufleute darböte. Die einen und die andern zogen nach Japon.

Sie fanden ein großes Reich, vielleicht das älteste der Welt nach dem von China. Seine Jahrbücher sind mit vielen Fabeln vermischt;

aber erwiesen zu seyn scheint, daß im Jahr 660. Sin-Mu die Monarchie gestiftet hat, welche seitdem bey der nemlichen Familie beständig verblieben ist. Diese Herrscher, Dairis genannt, waren zugleich die Könige und Hoheprieſter der Nation, und die Vereinigung dieser doppelten Gewalt gab ihnen alle Triebfedern der höchsten Macht in die Hand. Die Dairis waren geheiligte Personen, die Abkömmlinge und Vertretter der Götter. Der geringste Ungehorsam gegen das mindeste Gesetz wurde als ein der grösten Strafen würdiges Verbrechen betrachtet. Nicht nur der Schuldige wurde bestraft, man zog auch seine ganze Familie in seine Bestrafung hinein.

Gegen das eilfte Jahrhundert theilten diese Fürsten, die auf die gemächlichen Vorrechte des Priesterthums eifersüchtiger waren, als auf in mühsame Gerechtsamen der königlichen Würde, den Staat in mehrere Statthalterschaften, deren politische Verwaltung angesehenen, und wegen ihrer Einsichten und Weißheit bekannten Herren anvertraut wurde.

Die unumschränkte Macht der Dairis litt unter dieser Veränderung. Sie ließen die Zügel des Reichs gleichsam dem Ungefähr über. Ihre Statthalter, deren Stolz unruhig und hellsehend war, fanden in dieser Unthätigkeit den Keim von tausend Staatsveränderungen. Nach und nach sah man sie sich dem Gehorsam, den sie geschworen hatten, entziehen. Sie bekriegten sich unter einander, und auch ihr Oberhaupt. Eine gänzliche Unabhängigkeit derselben war die Frucht dieser Unruhen. Dieses war der Zustand von Japon, als es durch die Portugiesen entdekt wurde.

Die

Die grossen Inseln, aus denen dies Reich besteht, liegen unter einem stürmischen Himmel, sind von Ungewittern umgeben, durch Vulkane erschüttert, jenen grossen Begebenheiten der Natur unterworfen, die Schrecken erregen; und waren also mit einem Volk besetzt, welches von Aberglauben beherrscht wurde. Derselbe theilt sich in verschiedene Secten.

Die Secte des Sinto ist die Landesreligion, die älteste. Sie nimmt ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an, und verehrt eine Menge Götter, Heiligen oder Kamis, die nichts anders sind, als die Seelen der großen Männer, die dem Vaterland gedient und Ehre gemacht haben. Durch die Macht dieser Religion hat der Dairi, der Hohepriester der Götter, von denen er abstammt, lange Zeit mit jenem völligen Despotismus, den der Aberglaube über die Gemüther ausübt, beherrscht. Aber als Kaiser und Hohepriester zugleich hatte er in manchem Betracht die Religion für seine Unterthanen nützlich gemacht, welches in den Ländern, wo das Hohepriesterthum mit der Regierung in einer Hand ist, nicht unmöglich ist.

Man sieht nicht, daß die Secte des Sinto den rasenden Einfall gehabt hätte, an und für sich unschuldige Handlungen zu Verbrechen zu machen; eine Raserey, die für die Sitten höchst gefährlich ist. Weit entfernt, daß der Sinto jenen finstern Fanatismus, jene Furcht vor den Göttern, die man fast in allen Religionen antrift, ausgebreitet hätte; hatte er sich vielmehr bemüht, dieser Krankheit der Einbildung durch Feste, die man dreymal des Monats feyerte,

vorzubeugen, oder sie zu lindern. Diese Feste bestanden darinn, daß man seine Freunde besuchte und den Tag in Freude und Lustbarkeit zubrachte. Die Priester des Sinto sagten, daß die unschuldigen Vergnügungen der Menschen der Gottheit angenehm wären, und daß die beste Art, die Kamis zu ehren, darinn bestände, ihre Tugenden nachzuahmen, und in dieser Welt das Vergnügen, zu genießen, das sie in jener besitzen. Dieser Meinung zufolge giengen die Japaner, nachdem sie ihr Gebet in den Tempeln, welche allezeit in angenehmen Gegenden liegen, verrichtet hatten, zu gemeinen Weibsbildern, welche Häuser bewohnten, die gewöhnlich an diesen der Andacht und Liebe geheiligten Oertern gebaut waren. Diese Weibsleute waren eine Art von Nonnen, und einem Orden von Mönchen untergeordnet, welche einen Theil des Gelds, das jene durch diese fromme Ueberlassung ihre selbst zum heiligsten Gelübde der Natur gewonnen hatten, an sich zogen.

Bey allen Religionen haben die Frauensleute einen Einfluß auf den Gottesdienst gehabt, entweder als Priesterinnen, oder als Opfer der Götter. Die physische Beschaffenheit ihres Geschlechts setzt sie sonderbaren Krankheiten aus, deren Ursachen und Zufälle etwas unerklärbares und wunderwürdiges haben. Gleich behaupten sie, diese Wunder werden durch sie und in ihnen gewirket; diese Wunder, womit sich ihre Schwachheit und ihre Eitelkeit nährt, und welche die Macht ihrer Reize gar bald den Männern glaublich macht, die durch die Unwissenheit und durch die Liebe doppelt geblendet werden. Die Betrüger haben sich auch diese Umstände immer

zu nüze gemacht, um ihre Macht auf den schwachen Hang der Frauensleute gegen das Wunderbare, und der Mannspersonen gegen die Frauensleute zu stüzen. Die Entzückungen, die Erscheinungen, inneres Gefühl von unnennbarer Angst und Wonne, alle Arten von Zückungen entspringen aus der Empfindlichkeit des Nervensystems. Da die spasmatischen und hysterischen Zufälle sich besonders nach dem mannbaren Alter zeigen, so ist der eheloſe Stand sehr geschickt, sie bey den Personen desjenigen Geschlechts zu unterhalten, das diesen Zufällen am meisten ausgesezt ist. Auch ist von jeher die Jungferschaft der Religion immer sehr zuträglich. Die Andacht bemächtigt sich leichtlich eines jungen Herzens, das keine andre Liebe hat. Alle mannbare Personen, bey welchen sich Erscheinungen gezeigt haben, haben vorgegeben, sie hätten mit keiner Mannsperson zu thun gehabt. Darum sind sie nur desto mehr von beiden Geschlechtern verehrt worden.

Die wilden Völker haben Zauberinnen; die rohen Gallier Druidinnen; die Römer Vestalinnen gehabt; und das mittägliche Europa rühmt sich noch, Nonnen zu haben. Bey den Wilden sind es die alten Weiber, welche die Säugammen des Aberglaubens werden, wenn sie sonst zu nichts mehr nüze sind. Bey den halb gesitteten oder ganz gebildeten Völkern dienen Jugend und Schönheit zum Werkzeug und zur Stüze des Gottesdiensts dadurch, daß sie sich demselben durch ein öffentliches und feyerliches Opfer weihen. Aber wie sehr beleidigt dies Opfer, auch wenn es freywillig geschieht, die Vernunft, die Menschlichkeit und die Religion!

Es mag sich nun mit den gottesdienstlichen oder politischen Gründen, die den ehelosen Klosterstand in Europa eingeführt haben, verhalten, wie es will, so muß man wenigstens die entgegengesetzten Einrichtungen nicht strenge beurtheilen, die das Klima unstreitig in solchen Gegenden eingegeben hat, wo der Himmel und Erdboden dem eifrigsten Verlangen der Natur so mächtig das Wort reden. Wenn es unter der gemäßigten Zone eine Tugend ist, die Triebe zu ersticken, die beide Geschlechter reitzen, einander zu lieben und sich zu paaren; so ist Nachgeben dieser Neigung eine noch theurere und heiligere Pflicht unter dem brennenden Himmel Japons. In dem Land, wo die Religion die Ausschweifungen der Liebe nicht im Zaum halten kann, ist es vielleicht Weisheit, sie in einen Gottesdienst umzuschaffen.

Welch ein Grund zur ewigen Dankbarkeit gegen das Wesen aller Wesen, daß man den ersten Gegenstand, durch den man ein neues Leben erhält, als ein Geschenk von seiner Hand erwartet und empfängt, den Gatten oder die Gattin, die man lieben soll, die Kinder, den Lohn eines Glücks, das sie auch einmal fühlen werden! Wie viele Güter, aus welchen die Religion Tugenden und Belohnungen für Tugenden machen könnte; die sie aber entweiht und verderbt, wenn sie dieselben als einen Weg des Lasters, des Unglücks und der Strafe abschildert! O wie weit haben sich die Menschen von den Hauptgründen der Sittenlehre entfernt, indem sie von den ersten Empfindungen der Natur abgewichen sind. Sie haben die Bande der Gesellschaft in vergänglichen und höchstschädlichen Irrthümern gesucht.

gesucht. Wenn der Mensch Täuschung nöthig hatte, um mit dem Menschen im Frieden zu leben, warum schöpfte er ihn nicht in den süßesten Neigungen seines Herzens? Welcher Sittenlehrer, welcher erhabner Gesetzgeber wäre nicht derjenige, der in den Bedürfnissen der Erhaltung und der Zeugung die sichersten Mittel fände, die Wesen zu vervielfältigen und glücklich zu machen! Wie sehr sind die kalten, unempfindlichen, unglückseligen und harten Seelen zu beklagen, die diese Betrachtungen eines aufrichtigen Herzens für Wahnsinn oder gar für ein Verbrechen halten könnten.

Solche Leute sind die Budsoisten, eine andre Secte von Japon, davon Buds der Stifter war. Ob sie sich gleich ungefähr zur Lehre des Sintos bekennen, so haben sie sich doch geschmeichelt, durch eine noch strengere Sittenlehre den Vorzug über diese Religion zu erlangen. Die Budsoisten beten ausser der Gottheit der Sintoisten einen Amida, eine Art von Mittler zwischen Gott und den Menschen; und andere zwischen den Menschen und ihrem Amida vermittelnde Gottheiten an. Durch die Menge ihrer Vorschriften, durch ihre übermäßige Strenge, ihre Gebräuche und Kasteyungen, hat sich diese Religion geschmeichelt, den Vorzug über die ältere Religion zu erhalten.

Der Geist des Budzoismus ist schrecklich. Er flößt nichts als Buße, übermäßige Furcht, grausame Strenge ein. Es ist die abscheulichste Schwärmerey. Die Mönche dieser Religion bereden ihre Andächtigen, einen Theil ihres Lebens in Martern zu zubringen, um eingebildete Vergehen zu büßen. Sie üben selbst diese Martern

an jenen aus, und zwar mit einer Herrschaft und einer Grausamkeit, davon die spanischen Inquisitoren eine Vorstellung geben könnten, wenn diese nicht lieber hätten die Henker der freywilligen Schlachtopfer des Aberglaubens seyn, als sich zu Richtern der Laster und Strafen, deren Erfinder sie waren, aufwerfen wollen. Die Budzoistischen Mönche halten den Geist ihrer Anhänger beständig in einem gewaltsamen Zustand von Gewissensbissen und Bußen. Diese Religion hat eine so übermäßige Menge von Vorschriften, daß es unmöglich ist, sie zu erfüllen. Sie schildert die Götter immer nach Rache dürstend, und immer beleidiget.

Man kann sich vorstellen, welche Wirkungen ein so abscheulicher Aberglaube auf den Charakter des Volks haben kann, und bis zu welchem Grad der Grausamkeit es denselben gebildet hat. Die Kenntnisse einer gesunden Moral, ein wenig Philosophie, eine weise Erziehung hätten das Mittel gegen diese Gesetze, diese Regierung und diese Religion, welche mit einander dahin abzielten, den Menschen in der menschlichen Gesellschaft noch wilder zu machen, als er es in den Wäldern unter den Ungeheuer der Wüsteneyen nicht gewesen war, seyn können.

In China giebt man den Kindern Lehrbücher in die Hand, welche sie umständlich von ihren Pflichten unterrichten, und die ihnen die Vortheile der Tugend zeigen: die japanischen Kinder läßt man Gedichte auswendig lernen, wo die Thaten ihrer Vorfahren besungen werden, wo man die Verachtung des Lebens einflößt, wo der Selbstmord als die heldenmüthigste That erhoben wird.

wird. Diese Gesänge, diese Gedichte, die voller Stärke und Anmuth seyn sollen, bringen Enthusiasmus hervor. Die Erziehung der Chineser giebt der Seele eine Richtschnur, macht sie zur Ordnung geschickt: der Japaner ihre entzündet sie, führt sie zum Heldenmuth. Man leitet sie ihr Lebelang durch Einbildung und Empfindung: die Chineser aber durch Vernunft und Gewohnheiten. Während daß der Chineser in seinen Büchern nichts als die Wahrheit sucht und sich mit dem Glück, das aus der Ruhe entspringt, begnügt, will der nach Genuß gierige Japaner lieber leiden, als nichts empfinden. Es scheint überhaupt, die Chineser suchen die Heftigkeit und den Sturm der Seele, der Japaner hingegen ihre Trägheit und Schwäche zu verhüten.

Eine solche Gemüthsart mußte das Volk nach allem, was neu war, lüstern machen. Auch wurden die Portugiesen mit der lebhaftesten Willfährigkeit aufgenommen. Alle Häfen wurden ihnen offen gestellt. Jeder der kleinen Könige dieses Staats suchte sie in sein Land zu locken. Man wetteiferte, wer ihnen die mehresten Vorrechte ertheilen, die Geschäfte am leichtesten machen würde. Diese Handelsleute trieben einen unermeßlichen Handel. Sie brachten nach Japon die Waaren Indiens, die sich aus verschiedenen Märkten bekamen, und die Portugiesischen, zu deren Niederlage ihnen Makao diente. Der Dairi; die Statthalter, die sie seine oberherrschaftlichen Rechte anmaßten; die Vornehmen des Reichs; die ganze Nation: alles verbrauchte eine unermeßliche Menge von den Produkten Europas und Asiens. Aber womit bezahlte man sie?

Der

Der Boden in Japon ist überhaupt genommen, bergigt, steinigt und wenig fruchtbar. Was er an Reis, Gerste und Waitzen, als die einzigen Getreidarten, die er trägt, liefert, ist zu der ungeheuren Menge der darauf wohnenden Menschen nicht hinreichend. Ja unerachtet ihrer Thätigkeit, ihres Geistes und ihrer Mäßigkeit würden sie Hungers sterben müssen, wenn sie nicht Mittel dagegen in einem sehr fischreichen Meer fänden. Das Reich giebt gar kein zur Ausfuhr geschicktes Erzeugnis her. Es kann sogar gegen die empfangenen Waaren keine Kunstwerke aus seinen Werkstätten, außer seine Stahlarbeiten, die unter allen bekannten die vollkommensten sind, liefern.

Also konnte Japon alle diese Ausgaben nur mit Hülfe seiner Gold- Silber- und Kupfer-Bergwerke, der reichsten in Asien und vielleicht in der bekannten Welt, bestreiten. Die Portugiesen nahmen alle Jahre von diesen Metallen für vierzehn bis fünfzehn Millionen Livres an Werth mit. Ueberdem heiratheten sie die reichsten Erbinnen im Land, und verbanden sich mit den mächtigsten Familien.

XXIII.

Umfang der portugiesischen Macht in Indien.

Ihre Geldsucht mußte, so wie ihre Ehrbegierde befriedigt seyn. Sie waren Herren von der Küste von Guinea, von Arabien, Persien und den beiden Halbinseln Indiens. Sie regierten auf den Molukken, zu Ceylan, auf den Inseln in der Sunda Straße, und ihre Besitzung zu Makao sicherte ihnen den Handel mit China und Japon.

In

In dieser unermeßlichen Strecke war der Wille der Portugiesen das höchste Gesetz. Sie hatten Land und Meer unters Joch gebracht. Ihr Despotismus gestattete den Dingen und Menschen nur ein vergünstigtes und vergängliches Daseyn. Kein Volk, kein Einzelner durfte ohne ihre Erlaubniß, ohne Pässe von ihnen, diese Seen befahren oder darauf handeln. Diejenigen, denen sie dieses Geschäfte erlaubten, durften es nicht bis auf den Zimmet, den Ingwer, Pfeffer, Bauholz, Eisen, Stahl, Bley, Zinn, Gewehr, deren Verkauf sich die Eroberer ausschlußweise vorbehalten hatten, erstrecken. Tausend köstliche Dinge, worauf nach der Zeit so viele Nationen ihren Wohlstand gegründet haben, und die bey ihrer Neuheit einen Werth hatten, den sie nachher nicht gehabt haben, waren mit einander in ihren Händen. Dieser Alleinhandel machte sie gänzlich zu Gebietern über den Preis der Produkte und Manufakturen Europas und Asiens.

Mitten unter so vielem Ruhm, Schätzen und Eroberungen hatten die Portugiesen den Theil von Africa, der zwischen dem Vorgebürg der guten Hofnung und dem rothen Meer liegt, und zu allen Zeiten wegen seiner reichen Producte berühmt gewesen war, nicht übersehen.

Die Araber hatten sich seit verschiedenen Jahrhunderten da niedergelassen und gar sehr vermehrt. Sie hatten auf der Küste von Zanguebar verschiedene kleine unabhängige Herrrschaften errichtet, wovon einige ansehnlich, fast alle wohlhabend waren. Diese Besitzungen hatten ihren Wohlstand den Bergwerken, die in ihren Landen waren, zu danken. Sie gaben einen Theil des Golds

und

und Silbers her, dessen man sich zum Einkauf der indianischen Waaren bediente. Nach ihren Grundsätzen mußten die Portugiesen suchen, diese Reichthümer in die Hände zu bekommen, und sie ihren Nebenbuhlern zu rauben. Diese arabischen Kaufleute wurden im Jahr 1508. gar leicht bezwungen. Auf ihren Trümmern erhob sich ein Reich, das sich von Sovala bis nach Melinda erstreckte, und dem man zum Mittelpunct die Insel Mozambik setzte. Sie ist vom festen Lande nur durch einen kleinen Kanal getrennt, und hat keine zwey Meilen im Umkreise. Ihr Hafen ist vortreflich, und es fehlt ihm nichts, als eine reinere Luft; er ward auch ein Ablagersort für alle Schiffe des Siegers. Daselbst erwarteten sie regelmäßige Winde, welche zu gewissen Zeiten des Jahrs unfehlbar von den Küsten von Africa nach den Indianischen wehen, wie zu andern Zeiten entgegengesetzte Winde von den Küsten Indiens nach den Afrikanischen hinwehen.

XXIV.

Verderben der Portugiesen in Indien.

So viele Vortheile konnte eine unerschütterliche Masse von Macht hervorbringen, aber die Laster und die Unfähigkeit einiger Befehlshaber, der Mißbrauch der Reichthümer und der Macht, die Trunkenheit des Glücks, die Entfernung von ihrem Vaterland hatten die Portugiesen verändert. Die Religions-Schwärmerey, die ihrem Muth mehr Stärke und Thätigkeit mitgetheilt hatte,

hatte, gab ihnen jetzt nichts als boshafte Wildheit ein. Sie machten sich kein Gewissen daraus, Abgötter zu plündern, zu betrügen, in die Knechtschaft zu werfen. Sie glaubten, daß der Pabst, als er den Königen von Portugal die Reiche Asiens schenkte, ihren Unterthanen die Güter, die Privapersonen mitgeschenkt hätte. Als Tyrannen der morgenländischen Meere ranzionirten sie die Schiffe aller Nationen. Sie verheerten die Küsten: sie beschimpften die Fürsten, und sie wurden gar bald die Geißel und der Gegenstand des Abscheus aller Völker.

Der König von Tidor ward in seinem Pallast aufgehoben, und mit seinen Kindern, welche er den Portugiesen anvertraut hatte, ermordet.

In Ceylan bauten die Völker das Land nur für ihre neuen Herren, von denen sie mit Grausamkeit behandelt wurden.

Sie hatten zu Goa die Inquisition eingeführt, und wer reich war, gerieth in die Hände der Diener dieses infamen Gerichtshofs.

Faria, der wider malayische, chinesische und andre Seeräuber ausgeschickt war, gieng und plünderte die Gräber der chinesischen Kaiser in der Insel Kalampui.

Souza ließ alle Pagoden auf der malabarischen Küste umreißen, und man erwürgte auf die unmenschlichste Art die unglücklichen Indianer, die hingiengen, und auf den Ruinen ihrer Tempel Thränen vergossen.

Correa endigte einen lebhaften Krieg mit dem König von Pegu, und beide Parthien sollten auf die Bücher ihrer Religion schwören, sie wollten den Frieden halten. Correa schwur auf

eine

eine Sammlung Lieder, und glaubte durch diese niederträchtige List der Verbindlichkeit auszuweichen.

Nunnes d'Acunha wollte sich der Insel Daman auf der Küste von Kambaya bemächtigen: die Einwohner erboten sich, sie ihm zu überlassen, wenn er ihnen erlauben wollte, ihre Reichthümer mit ihnen zu nehmen. Diese Erlaubniß wurde verweigert, und Nunnes ließ sie alle über die Klinge springen.

Diego Silveyra kreuzte im rothen Meer. Ein reich beladenes Schiff gab ihm den Gruß. Der Kapitän kam an seinen Bord, und zeigte ihm einen Brief eines portugiesischen Generals, der ein Paß für ihn seyn sollte. In diesem Brief standen folgende Worte: Ich bitte die Befehlshaber auf den Schiffen des Königs von Portugal, sich des Schiffs dieses Mohren, als guter Prise, zu bemächtigen.

Bald waren die Portugiesen gegen einander eben so unmenschlich und treulos, als gegen die Landseingebohrnen. Fast alle Staaten, wo sie Herren waren, waren in Parthien getheilt.

Ueberall herrschte in ihren Sitten ein Mischung von Geitz, Schwelgerey, Grausamkeit, Frömmigkeit. Die mehresten hatten sieben bis acht Kebsweiber, die sie mit der grösten Strenge arbeiten ließen, und denen sie das Geld raubten, was sie durch ihre Arbeit verdient hatten. Diese Art, dem weiblichen Geschlecht zu begegnen, war von den Sitten der Ritterschaft weit entfernt.

Die Befehlshaber, die obersten Officiere hatten an ihrer Tafel eine Menge von denen Sängerinnen und Tänzerinnen, wovon Indien voll ist. Die Weichlichkeit war in den Häusern und den

Heeren

Heeren eingedrungen. In Palankins zogen die Officiere gegen den Feind. Man fand bey ihnen nicht mehr jenen glänzenden Muth, der so viele Völker bezwungen hatte. Es hielt schwer, die Portugiesen zum Kampf zu bewegen, wenn sie nicht eine reiche Beute hoffen konnten. Bald empfieng der König von Portugal nichts mehr von dem Einkommen desjenigen, was ihm hundert und fünfzig morgenländische Fürsten zollen mußten. Dies Geld verlor sich in den Händen derer, die es an sich gerissen hatten. Es herrschte ein solches Rauben in den Einkünften, daß die Geschenke der Fürsten, das Einkommen der Zölle, welches unermeßlich seyn mußte, die Auflagen, die man an Gold, Silber, an Spezereyen von den Völkern des festen Landes und der Inseln erhob, nicht zur Unterhaltung einiger Citadellen und zur Ausrüstung der nöthigen Schiffe hinreichend war.

Es wäre traurig, seine Augen auf die Zeiten des Verfalls einer Nation, die sich durch, dem menschlichen Geschlecht nützliche Unternehmungen ausgezeichnete, welche die Welt aufgeklärt, oder ihrem Reich Glanz und Glückseligkeit verschaft haben würde, ohne die Geisel ihrer Nachbarn oder entfernter Gegenden zu seyn. Aber man muß einen großen Unterschied zwischen dem Helden, der die Erde mit seinem Blut zur Vertheidigung seines Vaterlands färbt, und den unerschrockenen Räubern, welche ihren Tod auf einem fremden Boden finden, oder welche ihn dessen unschuldige und unglückliche Bewohnern leiden lassen, machen. Dien oder stirb, sagten die Portugiesen trotzig jedem Volk, das ihnen auf ihrem hastigen und blutigen Weg begegnete. Es

ist angenehm, den Fall dieser Tyrannie von ferne zu erblicken. Es ist tröstend, die Züchtigung der Verräthereyen, Mordthaten, Grausamkeiten, welche vorhergehen oder nachfolgen, zu hoffen. Weit entfernt mich wegen des Verfalls dieser wilden Eroberer zu kümmern, möchte ich mich wegen der weisen Staatskunst des Juan de Castro betrüben, weil selbige die Wiederauflebung desjenigen, was der Pöbel Heldenmuth der Portugiesen heißt, zu versprechen scheint, und weil vielleicht ich selbst von der Gewohnheit fortgerissen, dasjenige, was ich empfand, nicht mit Unwillen behandelt habe. Wenn mir dieses begegnet ist, bitte ich Gott deswegen um Verzeihung, bitte ich die Menschen um Nachsicht.

Barbarische Europäer! Der Glanz eurer Unternehmungen hat mich nicht geblendet. Ihr Glück hat mir die Ungerechtigkeit nicht verborgen. Ich habe mich oft in Gedanken auf die Schiffe, die euch in diese entfernten Gegenden bringen, begeben; aber wenn ich mit euch ans Land gestiegen, und Zeuge eurer Schandthaten geworden bin, habe ich mich von euch getrennt, mich unter eure Feinde gestürzt, die Waffen gegen euch ergriffen, und meine Hände in eurem Blut gebadet. Ich lege deswegen hier die feyerliche Verwahrung nieder; wenn ich einen Augenblick aufhöre, euch als Wolken hungriger und grausamer Geyer, mit eben so wenig Moral und Gewissen, als diese Raubvögel anzusehen, so soll mein Werk, so soll mein Gedächtniß, wenn ich anders eines nach mir zu hinterlassen hoffen darf, in die gröste Verachtung fallen, und ein Gegenstand der Verfluchung seyn.

XXI.

XXV.

Glänzende Regierung des Castro.

Castro war für seine Zeit sehr erleuchtet. Er hatte eine edle und erhabne Seele, und die Belesenheit in den Alten hatte jene Liebe des Ruhms und des Vaterlands, die bey Griechen und Römer so gemein war, darin erhalten.

Gleich in den ersten Zeiten seiner weisen und glänzenden Regierung gelang es dem Coje-Sophar, einem Minister Muhammeds, des Königs von Kambaya *), daß sein Herr sich entschloß, die Portugiesen anzugreifen. Dieser Mensch, der, wie es heißt, von einem italienischen Vater und einer griechischen Mutter gebohren war, hatte sich vom Sklavenstand zur Staatsministers- und Generalsstelle geschwungen. Er war ein Muselmann geworden, oder hatte eigentlich keine Religion; aber er wußte den Haß, den der Portugiesen Verachtung für die Religion des Landes gegen sie beym Volk erregte, sich zu Nutze zu machen. Er zog erfahrne Officiere, kriegerische Soldaten, gute Ingenieure, selbst Stückgießer, die er von Constantinopel kommen ließ, an sich. Seine Zurüstungen schienen gegen den großen Mogol oder die Patanen bestimmt zu seyn, und da sichs die Portugiesen am wenigsten versahen, grif er Diu an, nahm es ein, und belagerte das Kastell.

*) Auch hier sind einige Umstände anders: allein sie thun zur Sache nichts. Man lese hierüber, wenn man will, die Erzählung von des Don Juan de Castro Statthalterschaft nach, die sich in der allgemeinen Geschichte der Reisen im I. Theil befindet.

Dieser Ort, der auf einer kleinen Insel an der Küste von Guzarate liegt, war immer als der Schlüssel Indiens in jenen Zeiten betrachtet worden, wo die Seefahrer sich von den Küsten nicht entfernten, und da Surate noch die gröste Niederlage in Orient war. Seit Gamas Ankunft. war er immer der Gegenstand der Gierigkeit der Portugiesen, und endlich war er ihnen in die Hände gerathen, zu den Zeiten des d'Akunha. Mascarenhas, der zur Zeit, von der die Rede ist, Befehlshaber darin war, hätte neun hundert Mann haben sollen, und hatte nur drey hundert. Der übrige Theil seiner Besatzung trieb nach einem schon damals sehr gewöhnlichen Mißbrauch, Handel in den Städten an der Küste. Er hätte unterliegen müssen, wenn er nicht schleunig Beystand bekommen hätte. Castro ließ ihr unter Anführung seines Sohns, welcher aber blieb, Hülfe zukommen. Coje-Sophar blieb auch, und seines Tods wegen wurde die Belagerung nicht weniger hitzig fortgesetzt.

Castro verordnete Leichenspiele denjenigen, die im Streit fürs Vaterland gestorben waren, zu Ehren. Er ließ den Eltern der Todten von Seiten der Regierung glückwünschen. Er nahm selbst solche wegen des Tods seines ältesten Sohns es an. Der zweyte seiner Söhne führte den Vorsitz bey den Leichenspielen, und reiste alsbald nach Diu ab, um gleichsam eben die Ehrenbezeugungen zu verdienen, die er eben seinem Bruder erwiesen hatte. Die Besatzung schlug alle Stürme zurück, und that sich täglich durch ausserordentliche Thaten hervor. In den Augen der Indianer waren die Portugiesen mehr als Menschen. Zum Glück, sagte man, hätte die

die Vorsehung gewollt, daß ihrer nur wenige wären, wie der Tyger und Löwen, damit sie das menschliche Geschlecht nicht ausroteten.

Castro brachte selbst eine größre Verstärkung, als die war, die er geschickt hatte. Er kam in das Kastell mit Lebensmitteln und mehr als vier tausend Mann. Man berathschlagte sich, ob man ein Treffen liefern sollte. Man stritt dafür und dawider. Garcias de Sa, ein alter Officier gebot Stillschweigen, und sagte: Ich habe zugehört, wir müssen fechten. Das war Castros Meinung. Die Portugiesen rückten auf die Verschanzungen los, und erfochten einen großen Sieg. Nachdem das Kastell befreyet war, mußte man es wieder herstellen; das Geld dazu fehlte, und Castro borgte es in seinem Namen.

Bey seiner Rückkehr nach Goa wollte er seinem Heer die Ehrenbezeugungen eines Triumphs nach Art der Alten ertheilen. Er dachte, daß solche Ehrenbezeugungen dienen sollten, den kriegerischen Geist der Portugiesen von neuem zu beleben, und daß die Pracht dieser Ceremonie den Völkern Ehrfurcht einflößen würde. Die Thore wurden bey seinem Einzug mit Triumphbögen geschmückt; die Straßen waren tapeziert, die Frauen prächtig geputzt, lagen in den Fenstern, und streuten Blumen und Wohlgerüche auf die Sieger. Das Volk tanzte beym Klang der Instrumente. Die königliche Fahne wurde vor den Soldaten, welche in ordentlichen Gliedern zogen, hergetragen. Der Vicekönig mit Palmzweigen gekrönt saß auf einem prächtigen Wagen; hinter demselben folgten die feindlichen Generale, und nach diesen die gefangenen Soldaten. Man trug dabey die Fahnen,

die man ihnen abgenommen hatte, verkehrt, und im Staub schleppend. Das den Besiegten abgenommene Geschütz und Gepäcke folgte hinter her. Vorstellungen des entsetzten Kastells und der gewonnenen Schlacht erhöhten den Pomp dieser Anstalt. Verse, Lieder, Reden, Lustfeuer, nichts wurde unterlassen, was diese Feyerlichkeit prächtig, angenehm, Ehrfurcht einflößend machen konnte.

Die Nachricht von diesem Triumph wurde durch ganz Europa verbreitet. Die kleinen Geister fanden ihn lächerlich, und die Andächtler gottlos. Die Königin von Portugal sagte bey dieser Gelegenheit: Castro hätte als ein christlicher Held gesiegt, aber als ein heidnischer Held triumphirt.

XXVI.

Die Portugiesen werden weichlicher, und sind nicht mehr furchtbar.

Die Kraft der Portugiesen, die Castro ihnen von neuem eingeflößt hatte, erhielt sich nicht lange, und das Verderbniß wuchs von Tag zu Tag unter allen Klassen von Bürgern. Ein Vicekönig fiel darauf, in den vornehmsten Städten Kästen anzulegen, wo jedermann Nachrichten hineinwerfen, und ihm Anschläge geben konnte. Eine solche Einrichtung könnte bey einer erleuchteten Nation, bey der noch Sitten zu finden, sehr nützlich seyn und den Misbräuchen abhelfen; aber was konnte das bey einer abergläubischen und verdorbenen Nation wohl fruchten?

Es war kein einziger von den ersten Eroberern Indiens mehr übrig, und ihr durch gar zu viele Un-

Unternehmungen und Kolonien erschöpftes Vaterland konnte den Abgang nicht ersetzen. Die Beschützer der portugiesischen Besitzungen waren in Asien gebohren. Der Ueberfluß, das sanfte Klima, die Lebensart, vielleicht auch die Nahrungsmittel hatten in ihnen den unerschrocknen Muth ihrer Väter sehr geschwächt. Sie behielten nicht Muth genug, um bey der Art, wie sie sich allen Ausschweifungen, welche Haß erregen, überließen, sich zugleich furchtbar zu zu machen. Sie waren Ungeheuer; mit Vergiftungen, Morden, Brennen, mit allen Verbrechen waren sie vertraut. Alle Privatpersonen begiengen solche Greuel nach dem Vorgang derjenigen, die Aemter bekleideten. Sie erwürgten die Eingebohrnen des Lands; sie zerfleischten sich unter sich. Der Statthalter, der ankam, ließ seinen Vorgänger in Ketten werfen, um ihn auszuplündern. Die Entfernung, die falschen Zeugnisse, das mit vollen Händen ausgetheilte Geld sicherte bey allen Verbrechen vor der Strafe.

Die Insel Amboina war das erste Land, das sich Recht verschaffte. Bey einem öffentlichen Fest ergriff ein Portugiese eine sehr schöne Weibsperson, und ohne die geringste Rücksicht auf Wohlanständigkeit, that er ihr allen ersinnlichen Schimpf an. Einer von den Insulanern, mit Namen Genulio, bewog seine Mitbürger, die Waffen zu ergreifen; nach diesem berief er die Portugiesen zusammen, und sagte ihnen: Um so grausame Beleidigungen zu rächen, als die sind, die wir von euch empfangen haben, wären Thaten, nicht Worte erforderlich. Jedoch höret: der Gott, den ihr uns pre-

digt, findet, sagt ihr, ein Vergnügen an edelmüthigen Handlungen der Menschen: und Diebstahl, Mord, Unzucht und Trunkenheit sind euer tägliches Thun; alle Laster wohnen in euren Herzen. Unsre Sitten und die eurigen können sich nich vertragen: vergebens hat es die Natur vorausgesehen und uns daher durch unermeßliche Meere getrennt, aber ihr habt diese Schranken überstiegen. Diese Kühnheit, auf die ihr stolz thut, ist ein Zeichen des Verderbens eurer Herzen. Glaubt mir, laßt Völker, die euch so wenig gleichen, mit Frieden; geht, wohnet bey eben so wilden Nationen, als ihr seyd. Euer Handel würde uns verderblicher seyn, als alle Plagen, die Gott über uns ausschütten könnte. Wir entsagen auf ewig eurer Verbindung. Eure Waffen sind besser, als unsre, aber wir sind gerechter, als ihr, und fürchten uns vor euch nicht. Von heute an sind die Itons eure Feinde; fliehet aus ihrem Land, und hütet euch, euch wieder da sehen zu lassen.

Diese Rede, die dreyßig Jahr vorher den Untergang von ganz Amboina nach sich gezogen hätte, wurde mit einer Geduld angehört, welche anzeigte, wie sehr die Portugiesen verändert waren.

XXVII.

Es spinnt sich eine allgemeine Verrätherey gegen die Portugiesen an. Wie Atayde solche vereitelt.

Ueberall wurden sie eben so verabscheuet, und sie sahen, daß eine Verbündung im Werk war, um

um sie aus dem Orient zu verjagen. Alle grossen Mächte Indiens traten in den Bund, und machten drey bis vier Jahre lang ins geheim Zurüstungen. Der Hof zu Lissabon bekam davon Nachricht. König Sebastian, der ohne seinen schwärmerischen Religionseifer ein großer König gewesen wäre, schickte Atayden sammt allen Portugiesen, die sich in den europäischen Kriegen hervorgethan hatten, nach Indien.

Bey ihrer Ankunft war die allgemeine Meinung, man müßte die entfernten Besitzungen verlassen, und seine Macht in Malabar und in der Gegend von Goa zusammenziehen. Obgleich Atayde dachte, man hätte zuviele Niederlassungen angelegt, so wollte er solche doch nicht aufopfern. Kameraden, sagte er, ich will alles erhalten, und so lang ich lebe, sollen die Feinde keinen Zollbreit Landes gewinnen. Alsbald schickte er allen gedrohten Oertern Hülfe, und machte die zur Vertheidigung Goas nöthige Anstalten.

Der Zamorin griff Mangalor, Kochin, Kananor an. Der König von Kambaya aber Chaul, Daman, Basaim. Der König von Acham belagerte Malakka. Der König von Ternate führte den Krieg in den Molucken. Agalachem, ein zinsbarer König des Mogols nahm die Portugiesen, die zu Surate handelten, in Verhaft. Die Königin von Garkopa versuchte es, sie aus Onor zu vertreiben.

Mitten unter den Sorgen und den Unruhen der Belagerung der Hauptstadt, schickte Atayde fünf Schiffe nach Surate. Sie zwangen Agalachem, die in Verhaft genommenen Portugiesen

herauszugeben. Dreyzehn Schiffe segelten nach Malakka: der König von Achem und seine Bundsgenossen hoben die Belagerung davon auf. Atayde wollte sogar die Schiffe ausrüsten lassen, welche alle Jahre nach Lissabon einige Abgaben oder Waaren brachten. Man stellte ihm vor, daß, anstatt sich den Beystand der Mannschaft dieser Flotte zu rauben, man sie müßte zur Vertheidigung Indiens behalten. Wir werden dazu hinreichen, sagte Atayde, der Staat hats nöthig, wir müssen seine Hofnung nicht täuschen. Man erstaunte über diese Antwort, und die Flotte lief aus. Gerade als die Stadt am stärksten durch Idalkan bedrängt wurde, schickte Atayde Truppen nach Kochin und Schiffe nach Ceylan. Der Erzbischof, der in einem gränzenlosen Ansehen stand, wollte sich dagegen setzen. Mein Herr, sagte Atayde, Sie verstehen von unsern Angelegenheiten nichts, beschränken Sie sich nur darauf, dieselben fleißig unserm Herr Gott zu empfehlen. Die aus Europa angekommenen Portugiesen thaten Wunder der Tapferkeit bey dieser Belagerung. Atayde hatte oft Mühe, sie zu verhindern, ihr Leben unnöthig aufzuopfern. Verschiedene giengen gegen sein Verbot oft heimlich hinaus, um die Feinde in ihren Laufgräben anzufallen.

Der Statthalter rechnete nicht so gewiß auf die Macht seiner Waffen, daß er nicht hätte auch sollen die Staatslist anwenden. Er erfuhr, daß Idalkan von einer seiner Buhlerinnen, die er im Lager bey sich gehabt hatte, beherrscht wurde. Dieses Weib ließ sich bestechen, und verkaufte dem Atayde die Geheimnisse ihres Liebhabers.

habers. Idalkan merkte die Verrätherey, ohne den Verräther entdecken zu können. Endlich nach zehn Monatlangen Arbeiten und Gefechten hob dieser Fürst, als er seine Zelten ruinirt, seine Truppen geschwächt, seine Elephanten getödtet, und seine Reuterey außer Stand, Dienste zu thun sah, die Belagerung, durch Atayden's Genie besiegt auf, und zog sich mit Schaam und verzweiflungsvollem Herzen zurück.

Dadurch daß der tapfre Atayde die Buhlerin des Idalian bestach, that er etwas, das unter seinem Charakter war. Diese aber verblieb ungeachtet der Verrätherey an ihrem Liebhaber in dem ihrigen. Wie konnte auch diejenige, welche ihre Ehre ihrem Beherrscher öffentlich verkauft hatte, einigen Anstand finden, die Ehre ihres Beherrschers dem, der einen ihrer Treulosigkeit angemessenen Preis darauf zusetzen wußte, zu verhandeln? Wenn ein Weib fähig war, ihrem König grosse Dinge einzugeben, so hatte sie auch gewiß Erhabenheit der Seele genug, um die Stelle einer Buhlerin bey ihm zu verachten; und nachdem sie sich entschloß, diesen erniedrigenden Titel anzunehmen, und nachdem sie vielleicht niederträchtig genug gewesen, sich dadurch geehrt zu halten, was kann die Nation von ihr erwarten? Die Verdorbenheit der Sitten ihres Liebhabers und seiner Günstlinge; die Plünderung des Fiscus; die Erhebung der ungeschicktesten und schimpflichsten Leute zu den wichtigsten Stellen; die Schande der langen Regierung. Herrscher, ein Mann von finstern Sitten würde euch alle unerlaubte Verbindung untersagen: allein wenn eure mühsame Geschäfte unsre Nachsicht

erheischen, so sey doch aufs wenigste euer Fehler mie grossen Tugenden bedeckt. Habt eine Buhlerin, wenn ihr je eine haben müßt; allein sie sey von den Staatsangelegenheiten ganz entfernt, und ihr Bezirk allein auf die jedermalige Oberaufsicht euer Vergnügungen eingeschränkt.

Atayde eilte auf der Stelle nach Chaul, um dem Ort gegen Nizamaluk, König von Kambaya, der es mit mehr als hundert tausend Mann belagert hielt, zu Hülfe zu eilen. Die Vertheidigung von Chaul war so tapfer gewesen, als die von Goa. Auf sie folgte ein großer Sieg, den Atayde mit einer Handvoll Portugiesen über ein großes, durch eine lange Belagerung kriegerisch gewordenes Heer erforscht.

Atayde rückte gegen Zamorin, schlug ihn, und machte mit ihm ein Bündniß, wodurch sich dieser Fürst verband, keine Kriegsschiffe mehr zu halten.

Dieses war das traurige Ende einer mit viel Eintracht, Kunst und Verbergung gegen übermüthige und sich eingedrungene Unterdrücker angezettelten Verrätherey. Man beseufzte den Untergang so vieler Völker, und wünschte, daß die Gaben, die Tugenden des Atayds bey einer bessern Gelegenheit sich hätten äußern können. Um die Bewunderung, welche dieser Held einflößt, mit der Freyheit der Indianer zu vereinigen, möchte ich ihm einen ruhmvollen Tod wünschen.

Die Portugiesen wurden wieder in ganz Orient, was sie vormals waren. Ein einziges Schiff unter Anführung des Lopez Carasco schlug sich drey Tage lang mit der ganzen Flotte des Königs von Achem herum. Mitten im Gefecht brachte

man

man dem Sohn des Lopez Nachricht, sein Vater wäre erschossen worden. Es ist ein braver Mann weniger, sagte er, wir müssen siegen, oder einen solchen Tod verdienen, wie er. Er übernahm die Anführung des Schiffs, fuhr als Sieger durch die feindliche Flotte und kam vor Malakka.

Es fanden sich damals bey den Portugiesen auch andere Tugenden wieder ein, als ihr Muth; so viel vermag sogar auf die verderbtesten Nationen die Gewalt eines großen Manns. Thomas de Suza hatte eine schöne Frauensperson zur Sklavin gemacht, die eben an einen jungen Menschen versprochen war, der sie liebte. Dieser erfuhr das Unglück seiner Geliebten, eilte hin, und warf sich ihr zu Füßen, und wollte ihre Knechtschaft mit ihr theilen. Suza sah ihre Zusammenkunft, sie umarmten sich, sie zerflossen in Thränen. Ich setze euch in Freyheit, sagte ihnen der edelmüthige Portugiese, geht und lebt anderswo glücklich.

Atayde brachte wieder Ordnung in die Einnahme der öffentlichen Gelder, und hemmte den in Staaten schädlichsten Mißbrauch, den Mißbrauch, der sich am schwersten hemmen läßt. Aber diese gute Ordnung, dieser wieder entstehende Heldenmuth, dieser schöne Augenblick daurte nicht länger, als seine Verwaltung.

XXVIII.

Zustand, in den Portugal nach seiner Unterjochung unter Spanien verfällt.

Eine Regierung ist immer eine sehr zusammengesetzte Maschine, die ihren Anfang, Fortgang und

Zeit-

Zeitpunkt der Vollkommenheit hat, wenn sie wohl eingerichtet ist; ihren Anfang, Fortgang und Zeitpunkt des Verderbnisses hat, wenn sie ihrem Ursprung nach fehlerhaft ist. Im einen und im andern Fall umfaßt sie eine so große Menge von äussern und innern Gegenständen, daß ihre Zerstörung, sie mag nun durch die Schwachheit ihres Oberhaupts, oder durch die Ungeduld der Unterthanen verursacht worden seyn, keine andre, als die schröcklichsten Folgen haben kann. Wenn die Ungeduld der Unterthanen ein Joch zerbrochen hat, unter welchem sie zu seufzen müde geworden sind, so eilt eine Nation mehr oder weniger schnell durch Ströme von Blut zur Anarchie. Wenn sie aber unvermuthet zu diesem traurigen Zustand durch die Unthätigkeit oder Schwachheit des Beherrschers, der unfähig ist, die Zügel der höchsten Gewalt zu halten geräth, so wird zwar das Blut erspart, aber die Nation verfällt in einen tödlichen Zustand. Sie ist blos ein Leichnam, dessen sämtliche Theile in Fäulung übergehen, sich trennen, und in einen Haufen von Würmern umändern, welche selbst verfaulen, nachdem sie alles verschlungen haben. Endlich gehen die anliegenden Nationen um selbige herum, wie man auf den Feldern die Raubthiere thun sieht. Sie bemächtigen sich einer vertheidigungslosen Gegend. Dann kommen die Völker in einen schlimmern Zustand, als der war, da sie aus dem Stand der Wildheit traten. Die Gesetze des Eroberers streiten gegen die Gesetze des eroberten Volks; die Gewohnheiten des einen gegen die Gewohnheiten des andern: seine Sitten gegen ihre Sitten: seine Religion

gegen ihre Relegion; seine Sprache vermengt sich mit einer fremden Sprachart. Es ist ein Chaos, dessen Ende vorauszusagen schwer ist; ein Choas, das sich erst nach dem Verlauf von mehrern Jahrhunderten entwickelt, und von dem Spuren übrig bleiben, welche selbst die glücklichsten Ereignisse niemals ganz auslöschen.

Dieses ist das Bild von Portugal bey dem Tod des Königs Sebastian, bis dieses Königreich nach und nach unter Philipps II. Herrschaft kam. Damals hörten die Portugiesen in Indien auf, irgend ein Land als ihr Vaterland anzusehen. Einige machten sich unabhängig, andre wurden Seeräuber, und schonten keine Flagge. Verschiedene begaben sich bey den Fürsten des Lands in Dienste, und diese wurden fast alle Staatsministers oder Generale, so viel Vorzüge hatte noch ihre Nation über die Völker Indiens. Jeder Portugiese arbeitete blos an seinem Glück: sie handelten ohne Eifer und ohne Uebereinstimmung für das gemeinschaftliche Beste. Die Eroberungen in Indien waren in drey Statthalterschaften getheilt, die sich nicht die geringste Hülfe leisteten und die ganz verschiedene Entwürfe und Vortheile vor Augen hatten. Die Soldaten und die Officiere kannten keine Mannszucht, keine Unterordnung, keine Begierde nach Ruhm. Die Kriegsschiffe liefen schlecht bewafnet in den Häfen aus und ein. Die Sitten wurden verderbter, als jemals. Die Portugiesen verloren endlich ihre Größe, als eine freye, einsichtsvolle, duldungsreiche Nation sich in Indien sehen ließ, und ihnen die Herrschaft darüber streitig machte.

XXIX.

XXIX.

Welches die übrigen Ursachen sind, die den Verfall der Portugiesen in Indien nach sich ziehen.

Man kann sagen, daß zu der Zeit der Entdeckungen, die Portugal machte, die politischen Grundsätze in Ansehung der Handlung, der wirklichen Macht der Staaten, der Vortheile der Eroberungen, der Art die Kolonien zu errichten und zu erhalten, und der Nutzen, den das Mutterland davon ziehen kann, noch nicht bekannt waren.

Der Entwurf, einen Weg um Afrika zu finden, um sich nach Indien zu begeben, und Waaren daher zu holen, war weise. Die Vortheile, welche die Venetianer durch größere Umwege erlangten, mußte die Nacheiferung der Portugiesen erregen; aber ihr Ehrgeitz mußte Gränzen haben.

Diese kleine Nation, die auf einmal den reichsten ausgebreitetesten Handel auf Erden in Händen hatte, bestand bald aus nichts als Kaufleuten, Factoren, Matrosen, welche durch lange Schiffahrten aufgerieben wurden. Sie verlor also den Grund aller wahren Macht, den Ackerbau, die einheimische Emsigkeit und die Bevölkerung. Es war kein Verhältniß mehr zwischen ihrem Handel und den Mitteln ihn fortzusetzen.

Sie machte es noch schlimmer; sie wollte Eroberungen machen, und umfaßte mehr Land, als irgend eine Nation in Europa behaupten könnte, ohne sich zu schwächen.

Dieses

Dieses kleine nur mäßig bevölkerte Land erschöpfte sich unaufhörlich an Soldaten, an Matrosen, an Kolonisten.

Seine Religion, die keine Duldung kennt, erlaubte ihm nicht, die Völker in Afrika und Orient unter seine Bürger aufzunehmen, und es mußte überall und alle Augenblicke gegen seine neuen Unterthanen fechten.

Da die Regierung ihre Handlungsentwürfe bald in Erobrungsentwürfe verwandelte, so nahm die Nation, die den Handlungsgeist niemals besessen hatte, den Geist des Plünderns an.

Da die Uhrmacherkunst, das Schießgewehr, die feinen Tücher und einige andre Waaren, die man nachher nach Indien gebracht hat, noch nicht auf den Grad der Vollkommenheit gestiegen waren, wozu sie anjetzt gelangen sind, konnten die Portugiesen nur baar Geld hinbringen. Sie wurden des aber bald überdrüssig, und raubten den Indianern mit Gewalt, was sie anfangs von ihnen gekauft hatten.

Damals erblickte man in Portugal bey den unermeßlichsten Reichthümer, die entsetzlichste Armuth. Kein Mensch war reich, als der in Indien irgend eine Bedienung gehabt hatte, und der Ackersmann, der keine Hülfe zu seiner Arbeit finden konnte, Handwerksleute, die keine Arbeiter aufbringen konnten, verließen ihr Gewerbe und verfielen in die äußerste Armuth.

Alle die Unfälle waren vorausgesehen worden. Als der portugiesische Hof mit der Entdeckung von Indien umgegangen war, hatte er sich geschmeichelt, er dürfe sich in dem sanften Himmelsstrich nur zeigen, um da zu herrschen; der Handel der

dorti-

dortigen Gegenden würde eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern für die Nation seyn, wie er es für die Völker gewesen war, die ihn bis dahin in Händen gehabt hatten; die Schätze, die man daraus erhalten würde, würden den Staat ungeachtet der engen Schranken seines Gebiets zu der Macht und dem Glanz der furchtbarsten Mächte erheben. Diese schmeichelnden Hofnungen rissen aber doch nicht alle Gemüther hin. Die einsichtsvollsten und mäßiger gesinnten Staatsminister unterstanden sich zu sagen, daß man, um nach Metallen, nach glänzenden Gegenständen zu laufen, die wahren Güter, die Urbarmachung der Ländereyen, und die Manufakturen vernachläßigen würde; daß die Kriege, Schiffbrüche, Seuchen, die Unfälle von allen Arten, auf immer das ganze Königreich entkräften würden, daß die durch einen ungezähmten Ehrgeitz fern von ihrem Mittelpunkt hingerißne Staatsverwaltung, die Bürger des Staats mit Gewalt oder durch Reitze, am äußersten Ende Asiens hinziehen würde; daß der Erfolg der Unternehmung selbst der Krone mächtige Feinde zuziehen würde, denen sie nicht widerstehen könnte. Umsonst bemühte man sich einige Zeit darnach, diese weisen Männern auf andre Gedanken zu bringen, indem man ihnen die bezwungnen Indianer, die gebändigten Mohren, die gedemüthigten Türken, das in Portugal verbreitete Gold und Silber zeigte. Ihre Grundsätze nnd ihre Erfahrung erhielten sie standhaft gegen den eindruckmachenden Glanz des Glücks. Sie verlangten, nur noch wenige Jahre zu warten, um das Verderbniß, die Verheerung, die Unordnung aller Dinge aufs

höchste

höchste getrieben zu sehen. Die Zeit, der höchste Richter der Staatskunst rechfertigte gar bald ihre Prophezeihungen.

XXX.

Gegenwärtiger Zustand der Portugiesen in Indien.

Von allen Eroberungen, welche die Portugiesen in Indien gemacht hatten, ist ihnen nichts übrig als Makao, ein Theil der Insel Timor, Daman, Diu und Goa. Die Verbindungen, die diese elenden Pflanzörter unter sich; im übrigen Indien und mit Portugal haben, sind von wenigem Belange. Sie sind noch mehr eingeschränkt worden, seitdem man zu Goa eine für den Handel nach China und Mozambick ausschliessende Gesellschaft errichtet hat.

Gegenwärtig schickt Makao nach Timor, Siam und Kochinchina einige schwachen Fahrzeuge von geringem Werth. Es sendet fünf oder sechs nach Goa, welche mit zu China ausgeschossenen Waaren beladen sind, und gröstentheils chinesischen Kaufleuten gehören. Diese letztern Schiffe werden auf dem Rückweg mit Sandalholz, indischem Safran, Ingwer, Pfeffer, Leinwand und allen Waaren beladen, welche Goa auf der malabarischen Küste oder zu Surate mit seinem Schiff von sechzig Kanonen, seinen zwey Fregatten und seinen sechs bewafneten Kriegschaluppen hat einhandeln können.

Von dieser Unthätigkeit rührt es her, daß der Pflanzort jährlich für Europa nicht mehr

liefern kann, als drey oder vier Schifsladungen, *) deren Werth nicht über 3175000 Livres **) und auch nicht einmal seit 1752., da dieser Handel von dem Joch des Alleinhandels loßgemacht worden ist, beträgt, wenn man davon den Zucker, Schnupftaback, Pfeffer, Salpeter, die Perlen, das Sandal- und Adlerholz, welche die Krone noch immer ausschliessungsweise einzuhandeln und zu verkaufen fortfährt. Die damit befrachteten Schiffe landeten sonst in Brasilien oder in Afrika und verkauften daselbst einen Theil ihrer Ladung; allein seit einiger Zeit müssen sie ihren Rückweg gerade der Hauptstadt zu nehmen.

So ist der Erniedrigungsstand, auf welchen in Indien die kühnen Seefahrer, die es entdeckten, die tapfere Krieger, die es unterjochten, herabgesunken sind, beschaffen. Der Schauplatz ihres Ruhms und ihres Reichthums ist der Schauplatz ihres Umsturzes und ihrer Schande geworden. Konnte ehemals ein Vicekönig, und können nun der seit 1774 aufgestellte despotische und grausame Generalgouverneur; eine unruhige und ungeübte Militz, die aus sechs tausend zweyhundert, sechs und siebenzig Schwarzen oder Weissen besteht; eine gierige und ungerechte Regierung; alle Arten von

---

*) Seit dem englischamerikanischen Krieg hat sich Portugals Handel überhaupt, und dessen ostindischer insbesondre wieder etwas gehoben. Im Jahr 1781. kamen doch sechs Schiffe aus Ostindien und eines aus Makao mit reichen Ladungen an. Schedels Magazin für die Handlung. Leipz. 1783. S. 52. f. enthält gute Nachrichten. A.

**) 1455208. Rhein. Gulden.

von Unterdrückungen, welche auch das tugendhafteste Volk erniedrigen, können die eine faule, gesunkene verdorbene Nation wieder in Aufnahm bringen? Daß doch der Hof zu Lissabon endlich einmal die Augen öfne; und bald wird eine seit langer Zeit vergessene Flagge wieder einige Achtung erlangen. Er wird zwar niemals unter den grossen Handelsmächten glänzen; aber er wird auch ohne dieses sein Land bereichern können. Wir wollen nun an dem Beyspiel der Holländer, deren Unternehmungen uns beschäftigen werden, sehen, was ein kleines Volk vermag, wenn die Geduld, die Ueberlegung und die Staatswirthschaft seine Entwürfe leiten.

Die in diesem Buch enthaltenen Erzählungen von den Thaten der Portugiesen sind aus des Lafiteau Histoire des Conquêtes des Portugais genommen. Ein großer Theil davon bis zum Verfall der portugiesischen Macht, steht im 1ten Theil der **allgemeinen Reisegeschichte**, wie auch in der **allgemeinen Weltgeschichte**. Aus beiden rühren die von dem Zustand verschiedener asiatischen Völker eingeschalteten Erzählungen her. Der Verfasser hat sie zwar hie und da verschönert und verändert, welches mit der historischen Pflicht nicht wohl gut übereinkömmt; allein hier sind die Fehler noch nicht sehr wichtig. Indessen wird der Leser immer finden, daß wir sie genau anzeigen und verbessern werden, wo die Sache nur den geringsten Einfluß haben kann. Bey jeder unbeträchtlichen Kleinigkeit aber seitenlange Noten zu machen, würde nur langweilig seyn.

Ende des ersten Buchs.

Philosophische und Politische

Geschichte

der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beiden Indien.

Zweytes Buch.

Niederlassungen, Kriege, Politik und Handlung der Holländer in beiden Indien.

Der holländische Freystaat ist in Ansehung seiner Entstehung für die Nationen ein großes Schauspiel; und wird ein mächtiger Gegenstand zur Theilnehmung für uns, und der Betrachtung für unsre spatesten Nachkommen bleiben. Seine Emsigkeit und seine Kühnheit haben überall Aufsehen gemacht; aber doch noch vorzüglicher auf den Meeren und in dem festen Land von Indien. Ehe wir ihnen aber in diese grossen Gegenden folgen, wollen wir erst zum ältesten Zeitraum ihrer Geschichte zurückgehen.

Die-

Dieses ist besonders einem Werk von dieser Art angemessen, mit einem schnellen Blick alles, was das Genie einer Nation auszeichnen kann, zu umfassen. Man muß den nachdenkenden Leser in den Stand setzen, selbst darüber zu urtheilen, ob der Zustand der Nation bey ihrem Ursprung das versprach, was sie nachher geworden ist, und ob die tapfern Gehülfen der Civilis, welche der römischen Macht trotzten, in den unerschrockenen Republikanern, welche unter der Anführung von Nassau die düstre und hassenswürdige Tyranney Philipp des II. abschüttelten, wieder angetroffen werden.

I.

Staatsveränderungen der Holländer in alten Zeiten.

Es ist eine der ausgemachtesten historischen Wahrheiten, daß ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung die des Hessenlandes überdrüssigen Batten sich in der Insel, welche der Wael und Rhein bilden, auf einem sumpfigten Boden, der keine oder doch nur wenige Bewohner hatte, niederliessen. Sie nannten ihr neues Vaterland Batavien. Ihre Regierungsform war eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Es war da ein Oberhaupt, der eigentlich nur der oberste seiner Mitbürger war, und nicht sowohl Befehle, als Rathschläge ertheilte. Die Großen, welche die Rechtshändel in ihrem Bezirke richteten, und die Truppen anführten, wurden, wie die Könige in den allgemeinen Versamm-

lungen erwählt. Hundert aus dem Volk gewählten Personen wurden zu Aufsehern für jeden Grafen und zu Häuptern der Dorfschaften bestellt. Die ganze Nation war einigermaßen eine immer auf den Beinen stehende Armee. Jede Familie machte eine besondre Mannschaft aus, die unter einem selbstgewählten Anführer diente.

So war es mit Batavien beschaffen, als Cäsar über die Alpen gieng. Dieser Feldherr schlug die Helvetier, verschiedene gallische Völker, die Belgen, die Teutschen, die über den Rhein gegangen waren, und breitete seine Eroberungen jenseits des Flusses aus. Dieser Kriegszug, dessen Kühnheit und Glück wunderähnlich war, machte, daß man den Schutz des Siegers suchte.

Schriftsteller, die für ihr Vaterland zu sehr eingenommen sind, behaupten, daß die Batavier damals ein Bündniß mit den Römern schlossen; aber sie unterwarfen sich unter der Bedingung, daß sie sich selbst regieren, keinen Tribut bezahlen, und keine andre als Kriegsdienste zu leisten schuldig seyn sollten.

Cäsar zog gar bald die Batavier den andern von den Römern überwundenen und bezwungenen Völkern vor. Als dieser Eroberer Galliens, durch des Pompejus Ansehen zurückberufen, sich aber weigerte, dem Senat zu gehorchen; als er, nach völliger Ueberzeugung von der unumschränkten Gewalt, die ihm die Zeit und sein Gemüth über die Legionen und die Hülfstruppen verschaft hatten, seine Feinde in Spanien, Italien und Asien angriff, da geschah es, daß er den Bataviern, die er für die sichersten Werkzeuge seiner Siege erkannte, den Titel: **Freunde und Brüder des römischen Volks** ertheilte. Da

Da sie in der Folge durch einiger Statthalter Ungerechtigkeiten aufgebracht wurden, folgten sie jenem heldenmüthigen und des Menschen würdigen Trieb, der mit den Waffen die Rache seiner Beleidigung sucht. Sie zeigten sich auch als eben so furchtbare Feinde, als sie ehemals getreue Bundsgenossen waren; aber diese Unruhen legten sich, und die Batavier wurden vielmehr beruhigt als überwunden.

Sobald Rom, das zu einer Größe gelangt war, die kein Staat noch erreicht hatte, und zu der seitdem noch kein Staat gelanget ist, in den männlichen Tugenden und den strengen Grundsätzen, die den Grund zu seiner Höhe gelegt hatten, nachgelassen, und als seine Gesetze ihr Ansehen, seine Armeen ihre Mannszucht, seine Bürger ihre Liebe fürs Vaterland verloren hatten, so strömten die Barbaren, die das Schrecken des römischen Namens nach Norden hingetrieben, und die Gewalt dort zurückgehalten hatte, nach Süden hin. Das Reich stürzte von allen Seiten ein; seine schönsten Provinzen wurden der Raub der Nationen, welche es unaufhörlich gedemüthigt und unterdrückt hatte. Vorzüglich raubten ihm die Franken Gallien; und Batavien machte einen Theil des weitläuftigen und prächtigen Königreichs aus, welches diese Eroberer mit so viel Ruhm im fünften Jahrhundert gründeten.

Die neue Monarchie erfuhr die von entstehenden Staaten fast unzertrennlichen Unfälle, die auch in den am festesten gegründeten Regierungen noch gar zu gewöhnlich sind. Bald stand sie unter einem Fürsten, und bald seufzete sie unter

den Einfällen verschiedener Tyrannen. Sie war immer mit ausländischen Kriegen beschäftigt, oder der Wuth einheimischer Zwistigkeiten preis. Manchmal jagte sie ihren Nachbarn Schrecken ein, und mehrmalen kamen aus Norden hervorgebrochene Völker und verheerten ihre Provinzen. Sie mußte vieles von der Schwachheit verschiedner ihrer Könige, und von dem zügellosen Ehrgeitz dieser ihrer Günstlinge und Staatsbedienten ausstehen. Stolze Priester untergruben die Gründe des Throns, und beschimpften durch ihre Frechheit die Gesetze der Religion. Die Anarchie und der Despotismus folgten so schnell aufeinander, daß den Muthvollsten sogar die Hofnung einer erträglichen Zukunft darüber vergieng. Der glänzende Zeitraum der Regierung Carls des Großen war nur ein Blitzstrahl. Da das, was er großes verrichtet hatte, ein Werk seiner Einsicht war, und gute Grundverfassungen keinen Antheil daran hatten, so verfielen die Sachen nach seinem Tod in eben das Chaos, daraus sie sich unter seinem Vater Pipin, und noch mehr unter ihm herausgewickelt hatten. Das fränkische Reich, dessen Gränzen er zu weit ausgebreitet hatte, wurde vertheilt. Der von seinen Enkeln, welcher Teutschland zu seinem Antheil bekam, erhielt auch Batavien, dem die Normannen auf ihren Streifereyen seit kurzem den Namen Holland gegeben hatten.

Der teutsche Zweig der Karlovinger erlosch im Anfang des zehnten Jahrhunderts. Da die andern fränkischen Fürsten weder Muth, noch die erforderliche Macht hatten, ihre Rechte geltend zu machen, so zerschlugen die Teutschen gar

leicht

leicht ein fremdes Joch. Diejenigen aus ihrer Nation, die unter dem Schutz des Monarchen die fünf Krayse, aus welchen der Staat bestand, regierten, wählten einen unter sich zum Oberhaupt. Dieser begnügte sich an Gelobung der Treue und Huldigung dieser mächtigen Leute, welche mühsamere Pflichten zu einer gänzlichen Unabhängigkeit hätten anreizen können. Ihre Verbindlichkeiten waren auf den Lehndienst eingeschränkt.

Die Grafen von Holland, die, wie alle andre Statthalter von Provinzen bis dahin nur eine blos gestattete und abhängliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hatten, erhielten in diesem merkwürdigen Zeitpunkt einerley Rechte mit den grossen Vasallen von Teutschland. Sie vergrößerten nachher ihre Besitzungen durch Eroberungen, durch Heirathen, durch Schenkungen der Kaiser, und mit der Zeit gelang es ihnen, sich gänzlich unabhängig vom Reich zu machen. Die unrechtmäßigen Unternehmungen, die sie gegen die öffentliche Freyheit vornahmen, gelangen ihnen nicht so. Ihre Unterthanen ließen sich weder durch ihre Gewaltthätigkeiten in Furcht jagen, noch durch Gunstbezeugungen verführen, noch durch Freygebigkeiten bestechen. Krieg, Frieden, Auflagen, Gesetze und alle Bündnisse wurden immer durch die drey vereinigten Mächte, den Grafen, die Edeln und die Städte beschlossen. Der republikanische Geist war noch der herrschende Geist der Nation, als ausserordentliche Begebenheiten sie unter die Gewalt des Hauses Burgund, das schon mächtig war und nach dieser Einverleibung noch größer wurde, brachten.

Leute

Leute von Einsichten, welche die Wahrscheinlichkeiten berechneten, sahen im Geist voraus, daß dieser nach und nach aus verschiednen andern Staaten entstandene Staat ein großes Gewicht in dem politischen System von Europa haben würde. Der Geist seiner Bewohner, die Vortheile seiner Lage, seine wahre Stärke, alles prophezeyte ihm einen fast sichern und sehr beträchtlichen Zuwachs. Eine Begebenheit, die, ob sie gleich sehr gewöhnlich ist, dem Ehrgeitz immer unvermuthet sein Vorhaben verrückt, vernichtete auch Entwürfe und Hofnungen, die der Wirklichkeit so nahe zu seyn schienen. Der männliche Stamm dieses Hauses erlosch; und Maria, seine einzige Erbinn, übertrug im Jahr 1477 dem Haus Oesterreich die Früchte verschiedner glücklicher Zufälle, vieler Staatsränke und einiger Ungerechtigkeiten.

Bey diesem in der Geschichte so berühmten Zeitraum hatte jede der siebzehn Provintzen der Niederlande ihre besondre Gesetze, weiterstreckende Privilegien, eine fast ganz abgesonderte Regierung. Alles entfernte sich von jener schätzbaren Einigkeit, von welcher eben sowohl das Glück, als die Sicherheit der Reiche und der Freystaaten abhängt. Eine lange Gewohnheit hatte die Völker mit dieser Art von Chaos vertraut gemacht; und sie kamen nicht auf den Gedanken, daß eine vernünftigere Regierung möglich wäre. Das Vorurtheil war so alt, so allgemein und so eingewurzelt, daß Maximilian, Carl und Philipp, die drey ersten österreichischen Fürsten, welche die Erbschaft des Hauses Burgund besassen, nicht für dienlich hielten, irgend eine Neuerung zu unter-

unternehmen. Sie schmeichelten sich, daß irgend einer ihrer Nachfolger günstige Umstände finden würde, um mit Sicherheit ausführen zu können, was sie nicht einmal ohne Gefahr versuchen durften.

II.

Gründung des holländischen Freystaats.

Damals entspann sich in Europa eine große Veränderung in den Gemüthern. Die Wiederherstellung der Wissenschaften, eine weitläuftige Handlung, die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Compasses führten den Zeitpunkt herbey, wo die menschliche Vernunft das Joch eines Theils der Vorurtheile, welche in den Zeiten der Barbarey entsprungen waren, abschütteln sollte.

Viele guten Köpfe waren von dem römischen Aberglauben geheilt. Sie fanden sich durch den Misbrauch, den die Päbste mit ihrer Gewalt trieben; die Auflagen, die sie von den Völkern erhoben; den Verkauf der Ablässe, und vorzüglich durch die spitzfindigen Thorheiten, womit sie die ungekünstelte Religion Jesu Christi beladen hatten, beleidigt.

Aber die guten Köpfe fiengen die Revolution nicht an. Ein unruhiger Mönch hatte diese Ehre. Seine barbarische Beredsamkeit wiegelte die nordischen Nationen auf. Einige erleuchtete Männer halfen die andern Völker aus dem Irrthum ziehen. Unter den Fürsten Europas nahmen einige die Religion der Verbesserer an, andre blieben mit

Rom

Rom vereinigt. Die ersten zogen ihre Unterthanen ziemlich leicht in ihre Meinungen hinein: die andern hatten Mühe, die ihrigen zu verhindern, die neuen Meinungen anzunehmen. Sie gebrauchten vielerley Mittel, aber vorzüglich die strengen. Man sah den Geist des Fanatismus, der den Sachsen, den Albigensern, den Hußiten den Untergang zuwege gebracht hatte, wieder entstehen. Man errichtete wieder Galgen, man zündete wieder Scheiterhaufen an, um die Neurungsstifter dahin zu schicken.

Kein Landsherr gebrauchte diese Mittel mehr, als Philipp II. Sein Despotismus erstreckte sich über alle Theile seiner weitläuftigen Monarchie, und der Religionseifer verfolgte darinn überall diejenigen, denen man die Namen Ketzer oder Ungläubige beylegte. Die Niederlande waren besonders der Schauplatz dieser Gewaltthätigkeiten; und zu tausenden kamen die Bürger auf dem Schavot ums Leben. Diese Völker empörten sich. Es zeigte sich wieder das Schauspiel, das die Venetianer der Welt einige Jahrhunderte vorher gegeben hatten. Ein Volk, das die Tyranney flohe, das keinen Zufluchtsort auf der Erde finden konnte, suchte ihn in den Gewässern. Sieben kleine Provinzen, die Brabant und Flandern gen Norden lagen, die von grossen Flüssen mehr überschwemmt als benetzt, oft vom Meer, welches man kaum mit Dämmen in seinen Schranken halten konnte, bedeckt waren, deren ganzer Reichthum bloß aus einiger Weide und einer mittelmäßigen Fischerey bestand, errichteten einen der reichsten und mächtigsten Freystaaten auf der Welt, und vielleicht ein Muster handelnder

Staaten.

Staaten. Die ersten Versuche ihrer Vereinigung waren nicht glücklich; aber wenn im Anfang die Holländer geschlagen wurden, so siegten sie doch am Ende. Die spanischen Truppen, gegen welche sie fochten, waren die besten in Europa: sie hatten anfangs Vortheile, nach und nach rangen ihnen diese neuen Republikaner selbige aus den Händen. Diese widerstanden mit Standhaftigkeit: sie lernten selbst durch ihre Fehler, durch das Beyspiel ihres Feinds; und sie übertrafen ihn endlich in der Kriegswissenschaft. Die Nothwendigkeit, ein enges Land, wie Holland Fuß vor Fuß streitig zu machen, brachte die Kunst, Städte und Länder zu befestigen, zur Vollkommenheit.

Holland, dieser in seinem Anfang so schwache Staat, suchte Waffen und Schutz, wo er nur welche hoffen konnte. Er gab den Seeräubern aller Nationen Schutz, um sich ihrer gegen die Spanier zu bedienen; und das ward der Grund seiner Seemacht. Weise Gesetze, eine wunderwürdige Ordnung, eine Verfassung, die Gleichheit unter den Menschen erhält, eine vortrefliche Polizey, die Duldung machten bald einen mächtigen Staat aus dieser Republik. Im Jahr 1590. hatte sie mehr als einmal die spanische Seemacht gedemüthigt. Sie trieb schon Handel, und zwar denjenigen, der sich für ihre Lage am besten schickte. Ihre Schiffe thaten damals, was sie noch heut zu Tage thun: sie nahmen Waaren von einer Nation, um sie der andern zu bringen. Die Hanseestädte und einige Städte Italiens waren im Besitz dieses Geschäfts: die Holländer bekamen bald den Vorzug vor ihnen; ihre Mäßigkeit brachte

ihnen

ihnen denselben zuwege. Ihre Kriegsflotten schützten ihre Kaufartheyflotten. Darauf fiengen ihre Kaufleute an, nach höhern Dingen zu trachten, und suchten ihre Handlung immer weiter auszubreiten. Sie hatten sich der Handlung von Lissabon bemächtigt, wo sie die Waaren Indiens einkauften, um sie in ganz Europa wieder zu verkaufen.

Philipp II., nachdem er sich von Portugal Meister gemacht hatte, verbot im Jahr 1594. seinen neuen Unterthanen allen Verkehr mit seinen Feinden. Dieser Despot sahe nicht voraus ein, daß ein Verbott, welches nach seiner Meinung die Holländer schwächen sollte, selbige in der That nur bedeutender machen würde. Wenn diese gescheuten Seefahrer nicht von einem Hafen, von dem das ganze Glück ihrer Schiffahrtsunternehmungen abhieng, ausgeschlossen worden wären, so kan man auf den Gedanken gerathen, daß selbige vielleicht zufrieden gewesen wären, mit ihren Schiffen die europäische Meere zu bedecken, und sich nicht hätten träumen lassen, ihre Flagge in entfernten Meeren wehen zu lassen. Die Unmöglichkeit, ihre Handlung ohne die Erzeugnisse des Morgenlands zu behalten, zwang sie, aus ihrem, vielleicht für die Lage, in der sie sich befanden, nur zu engen Wirkungskreis heraus zu tretten. Man entschloß sich, die Reichthümer bey ihrer Quelle aufzusuchen.

III.

Erste Fahrten der Holländer nach Indien.

Es schien das beste Mittel dazu zu seyn, Schiffe auszurüsten

zurüsten und nach Indien zu schicken: aber man hatte weder Steuerleute, welche die Meere Asiens kannten, noch auch Factoren, die den dortigen Handel verstanden. Man scheute die Gefahren einer so langen Schiffahrt an Küsten, davon der Feind Herr war; man besorgte, die Schiffe möchten auf einem Weg von sechs tausend Seemeilen aufgefangen werden. Es schien also vernünftiger, daran zu arbeiten, eine Durchfahrt nach China und Japon durch die nordischen Meere zu suchen. Die Reise müßte kürzer, nicht so ungesund, und sichrer seyn. Die Engländer hatten diesen Versuch, aber ohne Erfolg gemacht; die Holländer wiederholten ihn, und waren nicht glücklicher.

Während daß sie mit dieser Bemühung beschäftigt waren, ließ Cornelius Houtman, ein Kaufmann von ihren Landsleuten, ein Mann von Kopf und kühnem Geist, der Schulden halber zu Lissabon in Verhaft saß, den Kaufleuten zu Amsterdam sagen, daß, wenn sie ihm aus dem Gefängniß helfen wollten *), er ihnen eine große

*) Es ist nicht ganz genau gesprochen, wenn man schlechtweg sagt, Houtman sey Schulden halber ins Gefängniß geworfen worden. Er hatte sich zu Lissabon sehr neugierig nach allen Umständen der ostindischen Reise und Handlung erkundiget. Die Regierung glaubte, diese Neugierde strafen zu müssen, und legte ihm eine so große Geldbusse auf, daß er sie wahrscheinlich nie würde bezahlen können, und ließ ihn ins Gefängniß setzen, bis er sie würde entrichtet haben. Dieses war also die Schuld, die seine Landsleute für ihn bezahlten. Siehe allgemeine Reisegeschichte 4. Theil VIII. Allgemeine Weltgeschichte, Theil XXVI.

große Menge von Entdeckungen mittheilen wollte, die er gemacht hätte, und die ihnen nützlich werden könnten. Er hatte sich in der That aufs allergenauste Erkundigungen von dem Weg, der nach Indien führte, und von der Art, wie der Handel dort getrieben würde, verschaft. Man gieng seine Vorschläge ein, und bezahlte seine Schulden. Die Nachrichten waren, wie er versprochen hatte. Seine Befreyer errichteten eine Verbindung unter dem Namen einer Gesellschaft der entfernten Länder, und vertrauten ihm im Jahr 1595. vier Schiffe, um sie nach Indien um das Vorgebürge der guten Hofnung herum zu führen.

Der Hauptgegenstand dieser Reise war, die Küsten, die Nationen, die Erzeugnisse und die verschiednen Handelsarten jeden Orts auszukundschaften, dabey man so viel möglich die portugiesischen Besitzungen vermied. Houtman kundschaftete die Küsten von Brasilien und Afrika aus, hielt sich zu Madagascar auf, ankerte auf den Maldiven, und begab sich nach den Inseln der Sondastraße. Er sah die dortigen Gefilde mit Pfeffer bedeckt, und kaufte sowohl von diesem, als von andern noch köstlichern Gewürzen. Sein kluges Betragen verschafte ihm die Freundschaft der vornehmsten Landesfürsten in Java; aber die Portugiesen, ob sie gleich verhaßt waren, und keinen Ort auf der Insel besaßen, erweckten ihm doch Feinde. Er siegte in einigen kleinen Gefechten, die er liefern mußte, und reiste mit seiner kleinen Flotte wieder nach Holland, wohin er wenige Reichthümer aber viele Hofnungen mitbrachte. Er hatte auch auf seinen Schiffen Neger, Chineser, Malabaren, einen jungen Men-

schen

schen von Malakka, und den Abdul, einen sehr geschickten Lootsen von Guzurate, der die verschiedenen Küsten Indiens vollkommen wohl kannte, mitgebracht.

Den Nachrichten Houtmans und den Kenntnissen zufolge, die man durch seine Reise erhalten hatte, faßten die Amsterdamer Handelsleute den Vorsatz zu einer Niederlassung auf Java, durch welche sie den Pfefferhandel bekommen, und sich den Inseln, wo köstlichere Spezereyen wachsen, nähren würden, der ihnen auch einen leichtern Eingang in China und Japon erhalten könnte, und der noch ausserdem von dem Mittelpunkt der europäischen Macht, die sie in Indien zu fürchten hatten, entfernt wäre. Van Neck, dem ein so wichtiges Geschäft mit acht Schiffen aufgetragen war, kam auf der Insel Java an, wo er die Einwohner gegen seine Nation nicht wohl gesinnet fand. Man fochte, man pflog Unterhandlungen. Der Lootsmann Abdul, die Chineser und am meisten der Haß, den man gegen die Portugiesen hegte, thaten den Holländern gute Dienste. Man ließ sie Handel treiben, und bald schickten sie vier Schiffe mit Gewürzen und einigen Zeugen beladen ab. Der Admiral segelte mit der übrigen Flotte nach den Molucken, wo er erfuhr, daß die Landseingebornen die Portugiesen aus einigen Oertern verjagt hätten, und daß sie nur auf eine gute Gelegenheit warteten, sie aus den übrigen zu vertreiben. Er errichtete auf einigen dieser Inseln Faktoreyen; schloß Bündnisse mit einigen Fürsten, und kam mit Reichthümern beladen nach Europa zurück.

Die Freude über seine Rückkehr war außerordentlich. Der Erfolg seiner Reise erregte neuen Wetteifer. Es entstanden Gesellschaften in den mehrsten handelnden Seestädten der vereinigten Niederlande. Bald thaten diese große Menge Gesellschaften einander Schaden, durch den übermäßigen Preiß, worauf die Wuth zu kaufen die Waaren in Indien setzte, die sie hernach in Europa wegen der Nothwendigkeit zu verkaufen, spott wohlfeil weggeben mußten. Sie waren alle durch ihren Wetteifer und durch das Unvermögen, worinn jedes besonders war, einem mächtigen Feind, der es sein Hauptaugenmerk seyn ließ, sie zu vernichten, zu widerstehen, ihrem Untergang nahe. Bey diesen Umständen kam ihnen die Regierung, die manchmal mehr Einsichten hat, als Privatpersonen, zu Hülfe.

IV.

Niederlassung der ostindischen Gesellschaft.

Die Generalstaaten vereinigten im Jahr 1602 diese verschiednen Gesellschaften in eine einzige, unter dem Namen einer Gesellschaft von Groß-Indien. Die Gesellschaft erhielt das Recht, Krieg und Frieden mit den Fürsten im Morgenland zu machen, Festungen aufzuführen, die Befehlshaber darin zu erwählen, die Besatzungen zu unterhalten, und die Polizey und Justitzbedienten zu ernennen.

Diese Gesellschaft, davon sich im Alterthum kein Beyspiel findet, und die das Muster aller nach ihr errichteten gewesen ist, fieng mit grossen Vor-

Vortheilen an. Die besondern Gesellschaften, die vor ihr hergegangen waren, schafften derselben durch ihre Unglücksfälle, durch ihre Fehler selbst vielen Nutzen. Durch die zu große Anzahl Schiffe, die sie ausgerüstet hatten, war man zu Einsichten über alle Zweige des Handels gekommen; es hatten sich viele Officiere und Matrosen gebildet, viele gute Bürger zu so entfernten Unternehmungen entschlossen, da man anfangs nur Landstreicher und Leute ohne Vermögen der Gefahr ausgesetzt hatte.

So viel vereinigte Mittel konnten in thätigen Händen nicht müßig bleiben. Die neue Gesellschaft ward bald eine große Macht. Das war ein neuer in dem Staat selbst eingesetzter Staat, der ihn bereicherte, seine Kraft auswärts vermehrte, der aber mit der Zeit die politische Triebfeder der Demokratie schwächen konnte, welche in der Liebe zur Gleichheit, zur Mäßigkeit, zu den Gesetzen und zu seinen Mitbürgern besteht.

Gleich nach ihrer Einrichtung schickte die Gesellschaft vierzehn Schiffe und einige Jachten nach Indien, unter Anführung des Admirals Warwick, welchen die Holländer mit Recht als den Stifter ihres Handels und ihrer mächtigen Kolonien im Orient betrachten. Er erbaute eine befestigte Factorey zu Java, eine in den Staaten des Königs von Johor: Er schloß Bündnisse mit verschiedenen Fürsten in Bengalen. Er mußte sich oft mit den Portugiesen schlagen, und trug fast immer den Sieg davon. An den Orten, wo sie nur als Handelsleute waren, mußte er die Vorurtheile vernichten, die sie wider seine Nation erweckt hatten, welche sie als einen Haufen Räu-

ber, die allen Königen feind und allen Lastern ergeben wären, vorstellten. Die Aufführung der Holländer, und der Portugiesen ihre, zeigte den Völkern Asiens bald, welche Nation die besten Sitten hätte. Es dauerte nicht lange, so führten sie einen blutigen Krieg mit einander.

Was für ein Erstaunen mußte dieses bey den Indianern, den Zeugen dieser grossen Gefechte erregen? Wie sehr mußte ihr Herz vor Freuden hüpfen, da sie ihre Tyrannen sich zu ihrer wechselseitigen Zerstörung zerfleischen sahen? Mit welchem Entzücken mußten sie eine Vorsehung, welche die ihnen zugefügten Beleidigungen rächte, segnen? Wohin mußte nicht ihre Hofnung steigen, nachdem in jeder Gegend, wo Blut vergossen wurde, solches das eines Unterdrückers oder eines Feinds war?

V.

Kriege der Holländer und Portugiesen.

Der Portugiesen Vortheile bestanden in einer vollkommenen Kenntniß der dortigen Seen, in der Gewohnheit des Klimas, und in dem Beystand verschiedener Nationen, von denen sie verabscheuet wurden, die aber die Furcht zwang, für ihre Tyrannen zu fechten. Die Holländer wurden belebt durch das drückende Gefühl ihrer Bedürfnisse; durch die Hofnung, ihrer damals noch bestrittenen Unabhängigkeit eine völlige Festigkeit zu verschaffen; durch den Ehrgeitz, auf den Trümmern der Handlung ihrer vormaligen Herren eine große Handlung zu gründen; durch einen Haß,

den

den die Verschiedenheit der Religion unversöhnlich machte. Diese Leidenschaften, die ihnen die Thätigkeit, die Stärke, den Steifsinn, welche bey Ausführung grosser Anschäge nothwendig sind, einflößten, hinderten sie doch nicht, sich vorsichtig zu betragen. Ihr sanftes Wesen und ihre Ehrlichkeit gewann ihnen alle Völker. Bald erklärten sich verschiedene gegen ihre alten Unterdrücker.

Die Holländer schickten unaufhörlich neue Pflanzer, Schiffe und Truppen nach Asien; und die Portugiesen wurden ihren eigenen Kräften überlassen. Spanien versäumte, ihnen Handelsflotten zu senden; sie durch das Geschwader, welches man bis dahin in Indien unterhalten hatte, zu unterstützen; die festen Plätze auszubessern, und die Besatzungen zu ergänzen. Man kann daraus folgern, daß es die Erniedrigung seiner neuen Unterthanen, welche ihm noch nicht genug herabgesunken zu seyn schienen, zur Absicht hatte, und daß es die Dauer seiner Herrschaft auf ihre wiederholten Niederlagen gründen wollte. Es that noch mehr. Aus Furcht, Portugall möchte in sich selbst Hülfsquellen finden, nahm es dessen Mannschaft weg, und schickte sie nach Italien, Flandern, und die andern Gegenden, in denen es Krieg führte.

Dennoch blieb das Gleichgewicht lange Zeit ohne Ausschlag, und die Begebenheiten sehr abwechselnd. Darüber muß man sich aber nicht wundern. Die Portugiesen hatten bey ihrer ersten Ankunft in Indien auf den Meeren nur schwache, schlecht gebaute, schlecht bewaffnete, schlecht vertheidigte Schiffe; und auf dem festen Land nur weichliche Menschen, wollüstige Des-

spoten, zitternde Sklaven zu bekämpfen: anstatt daß die, welche ihnen den Scepter von Asien entreissen wollten, Schiffe, die den ihren glichen, durch Entern wegnehmen, ordentlich gebaute Festungen durch Sturm erobern; Europäer, die durch ein Jahrhundert durch Siege und durch die Begründung eines unermeßlichen Reichs aufgeblasen waren, überwinden und unterjochen mußten.

Doch kam endlich die Zeit, wo die Portugiesen für ihre Verräthereyen, Räubereyen und Grausamkeiten büßten. Da wurde die Prophezeyhung eines Königs in Persien erfüllt. Dieser Prinz frug einstens einen portugiesischen Gesandten, wie vielen Statthaltern sein Herr hätte den Kopf abschlagen lassen, seitdem er seine Herrschaft in Indien ausgebreitet hätte. Keinem, antwortete der Gesandte. Schlimm genug, versetzte der Fürst, so wird seine Macht in einem Lande, wo so viele Erpressungen und Grausamkeiten begangen werden, nicht lange dauern.

Man sah aber doch in diesem Krieg nicht jene glänzende Kühnheit an den Holländern, jene unerschütterte Tapferkeit, durch die sich die Portugiesen in ihren Unternehmungen hervorgethan hatten; hingegen sah man an ihnen einen Zusammenhang, eine unveränderte Beharrlichkeit in ihren Absichten. Oft wurden sie geschlagen, aber dadurch niemals muthlos, und sie kamen immer wieder, neue Versuche mit neuen Kräften und weisern Maaßregeln zu machen. Sie setzten sich niemals der Gefahr einer gänzlichen Niederlage aus. Wenn bey einem Gefecht verschiedene ihrer Schiffe übel zugerichtet wurden, zogen sie sich zurück,

zurück, und da sie ihre Handlung niemals aus den Augen verlieren konnten, so kaufte die geschlagene Flotte, indem sie sich bey einem Fürsten in Indien wieder ausbesserte, dort Waaren, und kehrte nach Holland zurück. Sie brachte der Gesellschaft neue Kapitale mit, die zu neuen Unternehmungen verwendet wurden. Die Holländer thaten nicht immer grosse Dinge, aber nie unnütze. Sie hatten nicht jenen Hochmuth, jene Empfindlichkeit der Ehre, die nichts verträgt, und welche die Portugiesen zu mehr Kriegen gereitzt hatte, als vielleicht selbst die Begierde sich zu vergrößern. Die Holländer folgten ihrem ersten Vorhaben, ohne sich durch Rachsucht oder Eroberungsanschläge davon abbringen zu lassen.

Seit dem Jahr 1601. hatten sie gesucht, und noch im Jahr 1607. suchten sie Eingang in den Häfen des großen chinesischen Reichs b), welches zu der Zeit die Fremde nicht ohne Schwierigkeit zuließ, zu bekommen. Das Geld der Portugiesen und die Ränke ihrer Bekehrer brachten es dahin, daß ihnen der Eingang verweigert wurde. Die Macht konnte das, was man dem Bitten abgeschlagen hatte, zuwegebringen, und daher entschloßen sie sich, die chinesischen Schiffe wegzunehmen. Allein diese Seeräuberey hatte nicht die günstigen Folgen, die man sich davon versprach. Eine von Makao ausgelaufene portugiesische Flotte war im Begriff, über die Seeräu-

b) Unter der Anführung des Admirals Cornelius Matelief. S. allgemeine Reisegeschichte 4to. Theil VIII.

ber sich herzumachen, als solche sich zu entfernen den Entschluß faßten. Die Ungleichheit der Anzahl, die Unmöglichkeit, sich auf Meeren, wo kein Zufluchtsort vorhanden war, zu kalfatern; die Furcht, die Ehre der Nation im Angesicht eines großen Reichs aufs Spiel zu setzen, da doch daran gelegen war, solche aufrecht zu erhalten; alles dies bewirkte den Entschluß, dem Treffen auszuweichen. Es geschah aber nicht auf lange Zeit.

Einige Jahre hernach belagerten die Holländer einen Platz, dessen Wichtigkeit sie einzusehen gelernt hatten. Ihr Unternehmen mißlang ihnen, aber da sie ihre Rüstungen niemals fruchtlos ließen, so bedienten sie sich derjenigen, die sie gegen Makao gerichtet hatten, eine Kolonie auf den Fischer-Eylanden anzulegen. Das sind Felsen, denen es bey trockner Jahrszeit an Wasser und zu allen Zeiten an Lebensmitteln fehlt. Diese Unbequemlichkeiten wurden durch gründliche Vortheile nicht ersetzt, weil man auf dem benachbarten festen Land mit äußerster Strenge allen Umgang mit diesen Fremden, die man so nahe an den Küsten für gefährlich hielt, verhütete. Die Holländer waren entschlossen, eine Besitzung zu verlassen, von welcher sie alle Hofnung verloren hatten, sie einträglich zu machen, als sie im Jahr 1624. eingeladen wurden, sich auf Formosa niederzulassen, mit der Versicherung, daß die chinesischen Kaufleute alle Freyheit haben sollten, mit ihnen zu handeln.

VI.

Die Holländer lassen sich auf Formosa nieder.

Diese Insel, ob sie gleich der Provinz Fokien gegen über und dreyßig Meilen von der Küste liegt, war dem chinesischen Reich, das gar keinen Trieb nach Eroberungen hat, und aus einer unmenschlichen und unverständigen Staatsklugheit lieber einen Theil seiner Bevölkerung umkommen lassen will, als den Ueberfluß seiner Unterthanen in benachbarte Länder zu schicken, doch nicht unterthan. Man fand, daß Formosa hundert und dreyßig bis hundert und vierzig Meilen im Umfang hatte. Ihre Bewohner, ihren Sitten und ihrer Gestalt nach zu urtheilen, schienen von den Tartarn aus dem mitternächtlichsten Theil von Asien abzustammen. Vermuthlich waren sie durch Korea dahin gekommen. Sie lebten gröstentheils von der Fischerey und Jagd, and giengen fast nackt.

Die Holländer, nachdem sie ungehindert alles, wies die Klugheit verlangte, untersucht hatten, urtheilten, daß der zu einer Besitzung gelegenste Ort eine kleine Insel nahe an der großen wäre. Sie fanden bey dieser Lage drey ansehnliche Vortheile: Mittel sich leicht zu vertheidigen, wenn Haß oder Eifersucht sie zu stören suchen sollten; einen durch die beiden Inseln gebildeten Hafen, und eine ungehinderte Gemeinschaft mit China bey allen Monßons, die bey jedem andern Platz, den man gewählt hätte, unmöglich gewesen wäre.

Der

Der neue Pflanzort befestigte sich unvermerkt und ohne Geräusch, als sie sich auf einmal zu einem Flor erhob, der ganz Asien in Erstaunen setzte. Dieses war die Eroberung von China durch die Tartarn, denen sie dieses Glück zu danken hatte. So düngen die Ströme die Thäler mit dem, was sie von den verwüsteten Bergen herunter gerissen haben. Mehr als hundert tausend Chineser, die sich dem Sieger nicht unterwerfen wollten, flüchteten nach Formosa. Sie brachten die Thätigkeit dahin, die ihnen eigen ist, sammt dem Reis- und Zuckerbau, und zogen Schiffe ohne Zahl von ihrer Nation dahin. Bald wurde die Insel der Mittelpunkt aller Verbindungen, die Java, Siam, die philippinischen Inseln, China, Japon, und andre Gegenden mit einander zu schließen für gut befanden. In wenig Jahren wurde sie der gröste Markt in Indien. Die Holländer rechneten auf noch größre Vortheile, als das Glück ihre Hofnungen täuschte.

Ein Chineser, mit Namen Equam, der von unbekannten Eltern herstammte, war aus unruhigem Geist ein Seeräuber geworden, und hatte sich durch seine Gaben zur Würde eines Großadmirals geschwungen. Er focht lange für sein Vaterland gegen die Tartarn; als aber er sah, daß sein Heer bezwungen worden war, suchte er für sich einen Frieden zu treffen. Er wurde zu Pekin, wo man ihn hingelockt hatte, in Verhaft genommen, und durch den Bezwinger von China zu einem ewigen Gefängniß verdammt, wo er, wie man glaubt, mit Gift hingerichtet wurde. Seine Flotte diente seinem Sohn, Coxinga zur

Frey-

Freystatt, der den Tyrannen seiner Familie und seines Vatterlands einen ewigen Haß schwur, und bildete sich ein, er würde entsetzliche Rache an ihnen ausüben können, wenn er die Insel Formosa in seine Gewalt bekäme. Er greift sie an, und bey der Landung macht er den Prediger Hambroek zum Gefangenen.

Als dieser Republikaner unter den Gefangenen erwählt wurde, um nach dem Fort Zeeland hinzugehen, und seine Landsleute zur einer Uebergabe zu bewegen, so besinnt er sich des Beyspiel des Regulus; *) er ermahnt sie standhaft zu blei-

*) In den nachgeschlagenen Büchern, wo die Geschichte von der Kolonie der Holländer zu Formosa und ihrem Untergang befindlich ist, und übrigens so wie hier erzählt wird, wird dieser That des Pastor Hambroeks nicht erwähnt, so wichtig sie für die Menschheit sonst ist. Es wird vielmehr erzählt, nicht er allein, sondern mehrere Gefangene seyen durch den chinesischen Seeräuber zum holländischen Kommendanten geschickt worden, der selbst den Entschluß sich zu wehren gefaßt, und die Abgeschickten zurückgesendet habe. Wir können nicht läugnen, daß dieses auch mit der Tapferkeit und Entschlossenheit des Kommendanten, mit der Lage, worinn er war, da er von seinen Landsleuten wohl Beystand und Rettung erwarten konnte, die er auch erhielt, wenn die Anführer dieses Beystands nur ihre Schuldigkeit besser dabey gethan hätten, weit natürlicher zusammenhängt, als das hier erzählte, welches ohnehin etwas romanenhaft klingt, und daher allezeit etwas verdächtig, wie dann, wie bekannt, des Regulus Geschichte selbst eine Fabel ist. Siehe allgemeine Weltgeschichte. Theil 26.

bleiben, und bemüht sich, sie zu bereden, daß sie mit vielem Muth den Feind zwingen können, sich zurück zu ziehen. Die Besatzung, die nicht zweifelt, daß dieser edelmüthige Mann bey seiner Rückkehr ins Lager ermordet werden wird, thut alles mögliche, um ihn zurück zu halten. Diese inständige Bitten werden von zwey seiner Töchter, welche sich in dem Ort befanden, zärtlich unterstützt: Ich habe, sagt er, versprochen, zu meinen Ketten zurückzukehren; ich muß mein Versprechen erfüllen. Niemals soll man meinem Andenken vorwerfen können, daß um mein Leben in Sicherheit zu stellen, ich das Loos meiner Gefährten im Unglück härter gemacht, und vielleicht gar ihren Tod bewirkt hätte. Nach diesen heldenmüthigen Worten kehrt er ruhig in das chinesische Lager zurück, und die Belagerung fängt an.

Obgleich die Festungswerke dieses Orts im schlechten Stand waren, obgleich kein Ueberfluß an Kriegs- und Mundbedürfnissen und eine schwache Besatzung darin war, auch die gesandten Hülfsvölker, die den Feind angreifen sollten, sich schändlich zurückgezogen hatten, so vertheidigte sich doch der Kommendant Coyet hartnäckig. Im Anfang des Jahrs 1662. war er gezwungen, zu kapitulieren, und begab sich nach Batavia, da ihn seine Obern, durch eine von den Staatsungerechtigkeiten, davon keine Regierung frey ist, beschimpften, um nicht den Verdacht zu erregen, als wäre der Verlust einer so wichtigen Besitzung das Werk ihrer Unfähigkeit, oder ihrer Nachläßigkeit. Die Versuche, die man nachher machte, um wieder dazu zu gelangen,

gen, waren fruchtlos, und man sah sich hernach gezwungen, den Handel zu Canton unter eben den Bedingungen, mit eben dem Zwang und der Abhängigkeit, als die andern Nationen, zu treiben.

Man könnte es sonderbar finden, daß kein einziges Volk in Europa seit 1683, da Formosa durch die Chineser bezwungen worden ist, darauf gedacht hat, sich da wieder niederzulassen, wenigstens unter eben den Bedingungen, unter welchen die Portugiesen zu Makao sind. Aber nicht zu erwähnen, daß die verdachtvolle Gemüthsart der Nation, der diese Insel gehört, es nicht erlaubt, diese Gefälligkeit von ihr zu hoffen, so kann man versichern, daß es ein schlechtes Unternehmen wäre. Formosa war nur damals ein wichtiger Posten, als die Japaner dahin schiffen konnten, und als die Producte von daher ohne Einschränkung in Japon angenommen wurden.

VII.

Handlung der Holländer mit Japon.

Dieses Reich hatte im Jahr 1608. einigen Holländern die bey der Insel Bango Schiffbruch litten, zum Zufluchtsort gedienet: allein erst 1609. kamen der Compagnie Schiffe dahin.

Seit beynahe hundert Jahren hatte sich die Regierung in Japon verändert. Ein Tyrann hatte ein edelmüthiges Volk wild gemacht. Taykosama, der sich von einem Soldaten zum Feldherrn, und von einem Feldherrn zum Kaiser erhoben, hatte alle Gewalt an sich gerissen, alle Rechte über den Haufen geworfen. Nachdem er dem Dairi das geringe Ansehen,

das

das er noch übrig behalten, geraubt, hatte er alle kleine Könige des Landes bezwungen. Der höchste Gipfel der Tyranney ist, wenn man den Despotismus durch die Gesetze fest gründet. Taykosama that noch mehr, er befestigte ihn durch blutige Gesetze. Sein bürgerliches Recht ward ganz ein peinliches Gesetzbuch, worin von nichts als Blutgerüsten, Todesstrafen, Schuldigen und Henkern geredet ward.

Sobald der Japaneser die Sklaverey sah, ergriff er die Waffen: Blut floß durch das ganze Reich; und ob es gleich schien, die Freyheit wäre muthiger, als die Tyranney, so siegte letztere doch. Nun ward sie noch schrecklicher, als sie erst Rache auszuüben hatte. Ein öffentliches und geheimes Inquisitionsgericht schlug die Menschen darnieder; sie wurden einer des andern Spione, Verräther, Ankläger, Feinde. Die Versehen gegen die Polizey hießen Staatsverbrechen, und unvorsichtige Reden, Laster beleidigter Majestät. Das Verfahren der Verfolgungen wurde zu gesetzmäßigen Einrichtungen erhoben. Man mußte drey Geschlechter nach einander in ihrem eignem Blut ersticken; und aufrührische Väter zeugten verbannte Söhne.

Japon war ein Jahrhundert hindurch nichts, als ein mit Verbrechen angefüllter Kerker und ein Schauplatz von Todesstrafen. Der auf den Trümmern des Altars erhobne Thron war mit Galgen umgeben. Die Unterthanen waren Wüthriche geworden, wie ihr Tyrann. Begierig nach dem Tod suchten sie ihn oft durch Verbrechen, woran es ihnen bey dem Despotismus nicht fehlen konnte. In Ermanglung der Henker

straften

straften sie sich ihrer Sklaverey wegen, oder rächten sich an der Tyranney dadurch, daß sie sich selbst tödteten. Da kam ein neuer Muth, ein neuer Beweggrund, dem Tod Trotz zu bieten, und half ihnen, denselben standhaft erdulden. Dies war die christliche Religion, welche die Portugiesen ihnen zugebracht hatten.

Dieser neue Gottesdienst fand an dem Druck, worinn die Japaner lebten, den fruchtbarsten Keim zu Bekehrungen. Man hörte Bekehrer, die eine aus Leiden bestehende Religion predigten, willig an. Umsonst suchte die Lehre des Konfucius Eingang bey einem China nahe gelegenen Volk zu finden. Sie war zu ungekünstelt, zu vernünftig für die Insulaner, deren von Natur unruhige Einbildungskraft durch die Grausamkeiten der Regierung noch höher gespannt war. Einige Lehrsätze des Christenthums, die der Budsoisten ihren nicht unähnlich waren; derselbe Geist der Buße, der bey den Lehren gemein war, verschafften auch den portugiesischen Bekehrer Anhänger. Aber auch ohne diese Aehnlichkeit würden die Leute in Japon Christen geworden seyn, blos aus Haß gegen den Fürsten.

Die neue Religion, die am Hof verdächtig war, mußte den verstossenen Familien gefallen. Sie brachte alle Ursachen zum Haß in Gährung. Man liebte einen fremden Gott, den der Tyrann nicht liebte. Darauf erhub Taykosama einen eisernen Scepter und schlug auf die Christen, als auf Feinde des Staats. Er verbot die Lehrsätze aus Europa, und dies Verbot prägte sie den Gemüthern nach tiefer ein. Er ließ Scheiterhaufen aufrichten, in welche sich Millionen

Schlacht-

Schlachtopfer stürzten. Die iaponischen Kaiser übertrafen die Römischen in der Kunst, die Christen zu verfolgen. Vierzig Jahr hindurch wurden die Blutgerüste mit dem unschuldigen Blut der Märtyrer gefärbt. Dies war ein Saame zu Ausbreitung des Christenthums, aber auch ein Saame von Empörungen. Beynahe vierzig tausend Christen ergriffen in dem Königreich oder Provinz Arima die Waffen im Namen und für den Namen Christi: sie wehrten sich so wüthend, daß kein einziger das durch die Verfolgung angestellte Blutbad überlebte.

Die Schiffahrt, der Handel und die Faktoreyen der Portugiesen hatten sich während dieser ganzen großen Ereignis erhalten. Unterdessen war doch die Regierung und das Volk seit langer Zeit nicht mehr mit ihnen zufrieden. Sie hatten sich bey der Regierung durch ihren Ehrgeitz, durch ihre Ränke, vielleicht durch heimliche Verschwörungen verdächtig, und bey dem Volk durch ihren Geitz, ihren Hochmuth und ihre Betrügereyen verhaßt gemacht. Aber da man sich einmal an die Waaren, die sie brachten, gewöhnt hatte, und keinen andern Weg wußte, sich dieselben zu verschaffen, als ihre Schiffe, so wurden sie erst gegen Ende des Jahrs 1638. aus Japon verbannt, als sich Handelsleute fanden, die ihre Stelle ersetzen konnten.

Die Holländer, die seit einiger Zeit an diesem Handel mit ihnen Antheil nahmen, wurden in ihren Unfall nicht mit hinein gezogen. Da diese Republikaner nicht den Ehrgeitz hatten blicken lassen, sich in die Regierung einzumischen; da sie ihr Geschütz gegen die Christen hergegeben hatten;

ten; da man sie mit der verbannten Nation in offenbarem Krieg sah; da man noch keine hohen Begriffe von ihrer Macht gefaßt hatte; da sie zurückhaltend, gefällig, bescheiden, und blos mit ihrem Handel beschäftig schienen, duldete man sie; jedoch unter vieler Beschränkung. Drey Jahre nachher aber, entweder weil sich der Kabalen und Herrsuchtsgeist ihrer bemächtigt hat, oder, wie es auch wahrscheinlicher ist, weil keinerley Betragen dem iaponischen Argwohn ausweichen kann, sind sie der genossenen Freyheit und Vorrechte beraubt worden.

Seit 1641 sind sie auf eine im Hafen zu Nangazaki aufgeführte Insel Decima, welche durch eine Brücke mit der Stadt Gemeinschaft hat, verbannt. Man tackelt ihr Schiffe, so bald sie ankommen, ab; und Pulver, Flinten, Degen, grobes Geschütz, ja sogar das Steuerruder wird ans Land gebracht. In dieser Art von Gefängniß wird ihnen mit einer Verachtung begegnet, davon man sich keinen Begrif machen kann, und sie können mit keinem Menschen Umgang haben, als mit den Commissarien, die den Auftrag haben, den Preis und Betrag ihrer Waaren zu bestimmen. Es ist nicht möglich, daß die Geduld, womit sie diese Begegnung seit länger als einem Jahrhundert ertragen, sie nicht in den Augen der Nation, die dieselbe mit ansieht, erniedrigt haben sollte, und daß die Liebe zum Gewinn eine so große Unempfindlichkeit gegen Beleidigungen können beygebracht haben, ohne zugleich die Gemüthsart verächtlich zu machen.

Europäische Tücher, seidene Zeuge, gemahlte Leinwand, Zucker, Farbhölzer, einige Gewürze,

vornemlich Pfeffer und Gewürznägelein sind die Waaren, die sie nach Japon führen. Die gewöhnlichen Rückladungen waren zur Zeit der unbeschränkten Freyheit sehr beträchtlich. Nach den Beschränkungen aber wurden jährlich von Batavia aus nur drey Schiffe versandt, und diese mußte man bald auf zwey einschränken. Ja seit zwölf Jahren verschickt man nur abwechlungsweise eine oder zwey schwache Ladungen dahin: entweder weil der Käufer diese Einschränkung verlangt hat, oder der Verkäufer sich dazu durch die unbedeutenden Vortheile veranlaßt findet. Nach den Verordnungen sollten alle Waaren zusammengenommen nicht mehr als 1, 100, 000. Livres *) betragen; allein ob gleich diese Ordnung nicht nach der Strenge beobachtet wird, so ist man doch versichert, daß der Gewinnst nicht über 50000 Livres **) steigt. Er würde beträchtlicher seyn, wenn den Holländern nicht die Verbindlichkeit auferlegt wäre, alle Jahre nach der Hauptstadt einen Gesandten mit Geschenken zu schicken. Die Bezahlung geschieht mit dem besten Kupfer, das in Bengalen, auf der coromandelischen Küste und zu Surate verbraucht wird; sie geschieht auch mit Campher, den Europa gebraucht, nachdem er zu Amsterdam gereiniget worden ist.

Die Agenten der Gesellschaft sind besser daran, als die, denen sie dienen. Durch eine Japon eigene Gastfreyheit giebt man ihnen bey ihrer Ankunft Beyschläferinnen, die sie bis zu ihrer Abreise be-

---

*) Oder 495916 fl. 40 kr.

**) Oder 22935 fl.

behalten können. Diese Mädchen dienen ihnen nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zu ihrem Glück. Durch dieses Mittel bringen sie sowohl den Schildkrot, von dem die Japoner ihren auserlesensten Schmuck verfertigen, als den Campher von Sumatra, der so rein ist, daß er nicht mehr durchs Feuer gehen darf, und daher für die Altäre bestimmt wird, ins Land.

Zum Tausch bekommen sie dafür ein sehr reines Gold, das, so wie die Waare durch die Hände ihrer Beyschläferinnen geht, deren Einsicht und Rechtschaffenheit in dem gedoppelten Geschäft gleich bewährt sind.

Die Chineser, das einzige mit den Holländern im Reich zugelassene Volk, treiben keinen ausgebreitetern Handel, und sind demselben Zwang unterworfen. Seit 1688 sind sie, solang ihr Verkauf dauert, ausser den Mauern von Nangazaki in eine Art von Gefängnis, das aus mehrern Hütten besteht, mit Pallisaden umgeben, durch einen Graben abgeschieden und an jedem Ausgang mit einer Wache besetzt ist, eingeschlossen. Man hat diese Vorsorge gegen sie gebraucht, seitdem man unter den philosophischen und moralischen Büchern, die sie verkauften, Werke gefunden hat, die das Christenthum begünstigten. Die europäischen Bekehrer hatten sie ihnen zu Kanton gegeben, um sie auszubreiten, und der Reitz des Gewinns hatte sie zu einem Betrug bewogen, welcher sehr streng bestraft worden ist.

Es ist glaublich, daß diejenigen, die die Regierungsform des Landes verändert, und den uneingeschränktesten Despotismus, von dem man je gehöret hat, eingeführt haben, allen Umgang

mit Fremden als gefährlich für ihre Gewalt anse-
hen werden. Diese Muthmaßung scheint um so
viel mehr gegründet, da allen Unterthanen die
Freyheit, die sie hatten, wenn sie wollten, aus
ihrem Vaterland zu ziehen, genommen worden
ist. Dieses harte Gesetz, das die Todesstrafe
unterstützt, ist die vornehmste Regel, die Grund-
regel des Reichs geworden.

So hat sich die unmenschliche Politik des
Staats das einzige Mittel geraubet, dadurch
sanfter zu werden, daß der Nationalcharakter
sanfter würde. Der Japoner, der hitzig wie sein
Klima, unruhig ist, wie das Meer, das ihn
umgiebt, brauchte die gröste Thätigkeit, die ihm
der lebhafteste Handel allein geben konnte. Man
hätte ihn sollen in Arbeiten üben, um nicht
gezwungen zu seyn, ihn durch Strafen im Zaum
zu halten. Seine Unruhe muste auswärts freyen
Lauf haben, wenn man besorgte, sie möchte inner-
halb Feuer des Aufruhrs erregen. Diese Kraft
der Seele, die in Fanatismus ausgeartet ist,
hätte sich zu einem geschickten Fleiß erhoben.
Beschaulichkeit hätte sich in Thätigkeit, die Furcht
vor Strafen in Lust nach Vergnügungen verwan-
delt. Dieser Haß des Lebens, der den eingeker-
kerten, immer gescholtenen Japaner plagt, den
das Gebiß der Gesetze, woran er immer voller
Wuth naget, wild macht, würde in seinem Herzen
der Neugierde, auf den Meeren herum zu wandern,
Nationen zu sehen, gewichen seyn. Wenn er oft neue
Länder und Himmelsstriche gesehen hätte, würde er
nach und nach neue Sitten, Meinungen und Neigun-
gen angenommen haben, und diese Veränderung wäre
für ihn ein Vortheil, wie sie es für die mei-

sten

sten Völker ist. Durch den Handel wird man vielleicht weniger Bürger, aber mehr Mensch; und der Japaneser ist ein Tyger unter der Ruthe seiner Tyrannen geworden.

Man mag uns immerhin die Spartaner, die Egypter und alle abgesonderten Nationen loben, die in dem Stand der Absonderung, den sie sich auferlegt hatten, stärker, größer und ständiger gewesen sind. Das menschliche Geschlecht hat bey solchen sonderbaren Einrichtungen nichts gewonnen. Aber der Handlungsgeist ist allen Nationen dadurch nützlich, daß er ihnen allen die Güter und Einsichten einer jeden derselben mittheilt. Und wenn er endlich auch gewissen Völkern unnütz oder schädlich wäre, so war er doch den Japonern nothwendig. Durch den Handel würden sie aus China Einsichten, aus Indien Menschlichkeit geholt, und bey den Europäern gelernt haben, alle Vorurtheile abzulegen.

VIII.

Die Molucken kommen unter das Joch der Holländer.

Zum Glück für die Holländer hatten sie Mittel in Händen, die sie für das, was sie mochten in Japon verloren haben, schadlos hielten. Sie hatten mit diesen merkwürdigsten Inseln unter der heißen Zone noch keinen Handel errichtet, als sie suchten, den Handel der Molucken sich eigen zu machen. Die Portugiesen, die ihn lange Zeit besaßen, waren gezwungen

worden, ihn mit den Spaniern, ihren nunmehrigen Herren zu theilen, und ihnen mit der Zeit denselben fast gänzlich abzutretten. Diese beiden Nationen, die fast immer uneinig, fast immer im Krieg gegen einander standen, weil die Regierung weder Zeit, noch Geschicklichkeit hatte, den Haß zu vertilgen, traten zusammen, um die Unterthanen der vereinigten Niederlande zu bekriegen. Letztere erhielten unter dem Beystand der Landseingebornen, die erst nach der Zeit sie fürchten und hassen lernten, nach und nach die Oberhand. Die alten Eroberer wurden endlich um das Jahr 1627. verjagt, und durch andre, die zwar eben so gierig, aber nicht so unruhig und dabey einsichtsvoller waren, ersetzt.

So bald die Holländer sich auf den molucki-schen Inseln hinlänglich festgesetzt hatten, suchten sie den ausschließenden Handel der Gewürze an sich zu bringen, einen Vortheil, den diejenigen, die sie verjagt hatten, sich niemals hatten verschaffen können. Sie wußten sich sehr geschickt der Kastele zu bedienen, die sie mit dem Degen in der Faust eingenommen hatten, oder die man die Unbedachtsamkeit gehabt hatte, sie erbauen zu lassen, um die Könige von Ternate und von Tidor zu ihren Absichten zu bewegen, welche Herren dieses Archipelagus sind. Diese Fürsten sahen sich gezwungen, es zu gestatten, daß man den Muskaten, und den Gewürznägelbaum aus den Eylanden, die man unter ihrer Bothmäßigkeit ließ, ausrottete. Der erstere dieser gekrönten Sklaven empfängt zur Vergeltung dieses großen

Opfers

Opfers eine Pension von 70950 Livres *), und der andere ungefähr 13200 **). Eine Besatzung, die 700 Mann stark seyn sollte, ist zur Festhaltung dieses Bündnisses bestellt; und der Zustand der gänzlichen Ohnmacht, in welche Kriege, Tyranney und Elend diese Völker gestürzt haben, ist so beschaffen, daß diese Macht mehr als hinreichend wäre, um sie in dieser Unterwürfigkeit zu erhalten, wenn man nicht zugleich auf die philippinischen Inseln ein wachsames Aug haben müßte, deren Nachbarschaft immer einigermaßen unruhig macht. Obgleich den Einwohnern alle Schiffahrt untersagt ist, und keine fremde Nation bey ihnen aufgenommen wird, so treiben doch die Holländer nur einen schläfrigen Handel dahin, weil sie dort kein Mittel zum Tausch, und kein anders Geld finden, als was sie zur Besoldung der Truppen, der Factoreybedienten, und für die Pensionen hinschicken. Diese Statthalterschaft kostet der Gesellschaft, wenn man die kleinen Profite abrechnet, jährlich 154000 ***).

Sie erholt sich sattsam von diesem Verlust zu Amboina, wo sie den Anbau des Gewürznägelbaums allein hinversetzt hat.

Der Gewürznägeleinbaum hat das Ansehen einer Birke, und die feine und glatte Rinde einer Buche. (a) Sein Stamm, der aus einem

*) Oder 32518 fl. 45 kr.
**) Oder 6050. fl.
***) Oder 70583. fl. 20 kr.

(a) Er ist überhaupt einer der zierlichsten Bäume, dessen Stamm sich 4 oder 5 Schuh über dem Boden in

sehr harten Holz besteht, ist nicht sehr hoch, und theilt sich in verschiedene Hauptäste, deren Zweige im Monat März mit Blättern und Blüthen bedeckt werden. Die Blätter stehen einander allzeit gegen über, sind getüpfelt, glatt, am Rande ungekerbt und haben bey nahe die Gestalt und Stärke der Lorbeerblätter. (b) Die Blumen, die an einem Büschel am Ende der Zweige stehen, haben jede, einen länglichten Kelch, der sich in 4 Zähne endigt, eben so viel weisse Blumenblätter, und eine große Anzahl Staubfäden. (c) Der Stempfel, der in den Boden des Kelchs eingeschlossen ist, wird mit ihm zu einer eyförmigen Frucht, welche ein einziger Kern ausfüllt, (d) und die unter dem Namen der Mutternägelein bekannt ist. Dieser nemliche Kelch, wenn er vor der Entwickelung der Blummenblätter und der Befruchtung des Stempfels eingesammelt wird, ist das eigentliche Gewürznägelein, dessen Einsammlung den vornehmsten Gegenstand von dem Bau des Nägeleinbaums ausmacht. Sie fängt im

---

in einige dicke Aeste ausbreitet, die von allen Seiten mit dünnen Zweigen bedeckt sind, und eine schöne Pyramide bilden. Die Rinde ist graulicht, gelb und dünn

(b) Die Blätter stehen ins Kreuz, haben längere Stiele, als die Lorbeerblätter, sind unten gelblicht, oben aber sattgrün und sehr glänzend; jung sind sie röthlicht.

(c) Diese Blumen bekommen die Gestalt der Gewürznägelein nach 4 Monaten.

(d) Der fast einer Kaffeebohne gleicht, und den ein gebogener Einschnitt der Länge nach gleichsam theilet.

im Weinmonat an, und endigt sich im Hornung. Wenn die Nägelein eine röthlichte Farbe und gewisse Härte erlangt haben, macht man sie mit langen Rohren, oder indem man die Zweige des Baums stark schüttelt, auf grosse Tücher oder auf einen sauber gereinigten Platz fallen. Sie werden hierauf einige Tage auf geflochtenen Horden, die mit grossen Blättern bedeckt sind, dem Rauch ausgesetzt. Auf dieses Räuchern (an dessen Stelle man vielleicht ein Dörrzimmer erwählen sollte) folgt die Austrockung an der Sonne, welche man für vollkommen hält, wenn man in dem innern Theil eine schönrothe Farbe entdeckt, sobald man mit dem Nagel etwas von der Hülle des Nägeleins wegnimmt.

Der Nägeleinbaum erfordert ein fettes und fruchtbares Erdreich. Man befördert seinen Wachsthum, indem man ihm genugsamen Platz läßt, und die Pflanzen und Stauden, die in der Nähe wachsen, ausreißt; dieses veranlaßte einige Reisende, zu sagen, daß er alle Nahrungssäfte des Grundes, worauf er wächst, an sich ziehe. Wenn man ihn frey fortwachsen liesse, würde er sehr hoch werden; man sieht aber zur Erleichterung des Einsammelns lieber, wenn die Stämme von unten an niedrig und ästig wachsen.

Die auf dem Baum zurückgebliebenen Nägelein wachsen bis zu der Dicke eines halben Zolls fort. (e) Sie sind alsdann zur Fortpflantzung taug-

(e) In Zeit 3 oder 4 Wochen. Diese Früchte fallen im folgenden Jahr von selbst ab, und gehen in der Erde auf, wenn man sie nicht mit Fleiß anpflanzt.

tauglich, in so fern man sie so gleich in den Boden bringt, und sie bringen dann den Nägeleinbaum hervor, der aber nicht eher, als nach 8 oder 9 Jahren blühet. Diese Früchte oder Mutternägelein, ob sie gleich geringer als die gewöhnlichen Nägelein sind, haben ihre Kräfte. (f) Die Holländer sind gewohnt, solche in Zuker einzumachen, und auf langen Reisen geniessen sie davon nach der Mahlzeit, um die Verdauung zu befördern; oder sie bedienen sich derselben, als eines angenehmen Mittels wider den Scharbock. Wenn das Gewürznägelein vollkommen seyn soll, muß es gut ausgewachsen, schwer, fett, leicht zerbrechlich, von vortreflichem Geruch, hitzig und gewürzhaft im Geschmack seyn, muß, so zu sagen, in der Kehle brennen, und wenn man es zwischen den Fingern reibt, stechen, und eine öhlichte Feuchtigkeit zurücklassen, wenn man es drückt. Der gröste Verbrauch derselben ist in der Küche. In einigen europäischen Ländern, und vorzüglich in Indien ist es so geschätzt, daß man alle Nahrungsmittel verachtet, die nicht damit gewürzt sind. Man mischt sie dem Meth, den Weinen, und den geistigen Getränken bey, und gebraucht sie auch zum Rauchwerk. In der Arzneykunst bedient man sich derselben wenig (g) desto

(f) Sonderbar ist, daß die noch unvollkommenen Früchte des Baums weit vorzüglicher und kräftiger sind, als die vollkommenen Früchte, welches fast bey allen andern Früchten umgekehrt ist.

(g) Als ein balsamisches, reizendes und zertheilendes Mittel noch oft genug, mehr aber beym kalten Brand, der Knochenfäule, in Zahnschmerzen von hohlen und faulen Zähnen u. d. g.

desto mehr aber des aus ihnen gezogenen Oehls. (h)

Die Ostindische Gesellschaft hat unter die Bewohner von Amboina 4000 Ländereystücke vertheilt, und gleich anfangs erlaubt, ja sie hat sich im Jahr 1720 genöthigt gesehen, es zu befehlen, daß auf jedem Stück 125 Bäume gepflanzt werden sollen, welches eine Anzahl von 500000 Nägeleinbäumen ausmacht. Jeder giebt jährlich über zwey Pfund Früchte und folglich beträgt die ganze Einsammlung über eine Million Pfund am Gewichte.

Der Pflanzer wird mit Geld, das immer wieder der Compagnie zukömmt, und mit einigen Arten blauer und roher Leinwand, die von der Küste von Coromandel bezogen wird, bezahlt. Dieser schwache Handel würde vortheilhafter geworden seyn, wenn die Bewohner von Amboina und der davon abhängenden kleinen Eylande sich auf den Bau des Pfeffers und Indigs, davon die Versuche glücklich ausgefallen sind, hätten legen wollen. In welchem elenden Zustand diese Bewohner sich auch befunden haben, so ist man doch nicht so glücklich gewesen, sie aus ihrer Unthätigkeit zu ziehen, weil man sie nicht durch eine ihren Arbeiten angemessene Belohnung angereitzt hat.

Die Verwaltung ist auf den Eylanden von Banda, die 30 Meilen von Amboina liegen, etwas anderst eingerichtet. Dieser Inseln sind fünfe. Zwey sind nicht angebaut und fast unbewohnt;

(h) Eine Abbildung des Gewürznägeleinbaums siehe Icon. plant. medicinal. Cent. IV. Tab. 315.

wohnt; die drey andern genieſſen den Vortheil, daß ſie mit Ausſchluß der ganzen übrigen Welt, die Muskatennüſſe allein hervorbringen.

Der Muskatenbaum (i) hat das Anſehen und die Blätter des Birnbaums. Sein wenig hoher Stamm iſt, wie ſeine Zweige, mit einer glatten, aſchgrauer Rinde bedeckt. Seine Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind eyförmig zugeſpitzt, oben grün, unten weislicht, und geben einen gewürzhaften Geruch von ſich, wenn man ſie zerreibt. Auf die Blüthen, deren Beſchaffenheit noch nicht genug unterſucht worden iſt, (k) folgt die mit einer Schaale bedeckte Frucht, die unſerer gemeinen Nuß ihrer Geſtalt nach gleich, aber ſaftiger und fleiſchigter iſt. (l) Wenn dieſe Schaale zeitig iſt, erlangt ſie eine dunkelgelbe Farbe, und wenn ſie ſich öfnet, zeigt ſie in ihrem innern eine häutige Hülle, die ſchönroth und hin wieder geſpalten iſt, ſie iſt unter dem Namen der Muſcatenblüthe bekannt, und liegt unmittelbar auf der dünnen zerbrechlichen Schaale, welche die Mußkatnuß einſchließt. Dieſes iſt die Zeit, ſie einzuſammeln, ohne welches die Muskatenblüthe abſpringen und die Nuß dasjenige Oehl verlieren würde, das zu ihrer Erhaltung dient

und

(i) Myriſtica officinalis Linnæi.

(k) Die Blumen ſitzen in den Winkeln, ſind niedergebogen, einblümigt und klein. Ihr Kelch iſt fünftheilig, der Blumenblätter fünf und der Staubfäden viele mit einem Stempfel.

(l) Die Frucht iſt von der Größe und Geſtalt einer kleinern gemeinen Birn, von grün gelber Farbe und glatt.

und ihre Güte ausmacht. Diejenigen, welche man vor der vollkommenen Zeitigung abnimmt, werden in Zucker eingemacht, und nur in Asien gesucht. (m)

Die Frucht braucht neun Monate zu ihrer Zeitigung. Wenn sie eingesammelt worden ist, macht man ihre erste Schaale los, und sondert innen die Muskatenblüthe ab, die man an der Sonne trocknet. Die Nüsse erfordern mehrere Zubereitung. Sie werden auf Horden ausgebreitet, auf welchen sie in besonders dazu bestimmten Hütten, sechs Wochen lange bey einem gelinden Feuer trocknen. Wenn hierauf ihre dünne Schaale abgesondert ist, werden sie in Salzwasser geworfen, eine nothwendige Vorsicht, welche die Erzeugung der Würmer verhindert.

Die Mußkatennuß ist in ihrer Güte nach dem Erdreich, der Behandlung, dem Alter und der Wartung des Baums, mehr oder weniger vollkommen. Vom Nägeleinbaum sehr unterschieden, liebt der Muskatenbaum einen feuchten Boden, der mit Pflanzen bedeckt, ja so gar von grössern Bäumen beschattet ist, nur daß er nicht von diesen erstickt werde.

Unter ihrem Schutz wächst er sehr gut auf, und hält die Kälte aus, die sich manchmal auf den Gipfeln der Berge spüren läßt. Die runde Muscatnüsse werden mehr gesucht, als die länglichte, welche nur eine Spielart der erstern sind. Man zieht hauptsächlich diejenigen vor, die frisch, fett,

(m) Ehedem waren sie auch ein Heiligthum der Arzneykunst bey uns, als ein stärckendes und reizbares Mittel.

fett, schwerer, von angenehmen Geruch und obschon bittern Geschmack sind, und wenn man hineinsticht, eine öhlichte Feuchtigkeit von sich geben. Ihr unmässiger Gebrauch verursacht Anfälle der Tollheit, und zuweilen den Tod selbst. In kleiner Gabe befördern sie die Verdauung, vertreiben die Winde, stärken die Eingeweide, und stillen den Durchlauf. Das butterähnliche Oehl, welches man durch Auspressung aus den nicht verkäuflichen Muscatnüssen, und dasjenige, das man aus der Muscatenblüthe erhält, werden innerlich in den Nervenkrankheiten gebraucht. (n) Man findet in Amboina einen wilden Nägeleinbaum, der sich durch seinen höhern Stamm, durch viel längere Blätter, und sehr lange, auf der Oberfläche höckerigte Mutternägelein, die einen unangenehmen Geschmack haben, unterscheidet. Die Inseln von Banda liefern auch noch fünf oder sechs Gattungen eines wilden Muscatenbaums, welchen die Holländer auszurotten vernachlässiget haben, weil ihre Frucht, die wenig gewürzhaft und im Handel von keinem Werth ist, zur blosen Neugierde dient.

Ausser dieser kostbaren Gewürzart sind die Inseln von Banda, so wie alle Molukken äußerst unfruchtbar. Das unnöthige wächst daselbst nur auf Kosten des nothwendigen. Die Natur widersetzt sich dort allem Kornbau. Das Mark des Sagu oder Brodbaums dient den Eingebohrnen statt des Brods.

Da diese Nahrung für die Europäer, die auf den

(n) Doch wenig mehr von klugen Aerzten.

den Molucken wohnen, nicht hinreichen würde, so erlaubt man ihnen, Lebensmittel zu Java, Makaßar oder auf der sehr fruchtbaren Insel Bali zu holen. Die Gesellschaft bringt selbst einige Waaren nach Banda.

Das ist die einzige Niederlassung in Ostindien, die man als einen europäischen Pflanzort ansehen könnte, weil es der einzige ist, wo die Europäer die Ländereyen eigenthümlich besitzen. Da die Gesellschaft die Einwohner von Banda wild, grausam, treulos fand, weil sie das Joch nicht geduldig tragen wollten, so hat sie sich dazu entschlossen, sie auszurotten. Ihre Länder sind unter Weisse vertheilt worden, die aus den benachbarten Inseln Sklaven holen, das Land zu bauen: diese Weissen sind gröstentheils Creolen, oder unzufriedne Gemüther, die den Dienst der Gesellschaft verlassen haben. Auf der kleinen Insel Rossingen sieht man auch durch die Gesetze gezüchtigte Banditen, oder ausschweifende junge Leute, die sich die Familien vom Halse haben schaffen wollen: daher hat man auch Banda die Züchtigungsinsel genannt. Diese Unglücklichen leben selbst nicht lange: auch die andern Inseln von Banda bringen nicht weniger um. Einer so großen Verzehrung von Menschen wegen hat man versucht, den Anbau der Muskatnuß nach Amboina zu verlegen. Zwey andre mächtige Vortheile könnten die Gesellschaft noch außerdem dazu reitzen, nemlich Sparsamkeit und Sicherheit. Die Versuche sind aber nicht glücklich ausgefallen und die Sachen sind so geblieben, wie sie waren.

Um sich den ausschliessenden Ertrag der Molukken, die man mit Recht die Goldgraben dieser Handlungsgesellschaft nennt, zu versichern, haben die Holländer alle Mittel, die ihnen ein schlauer Geitz hatte an die Hand geben können, angewandt. Die Natur ist ihnen zu Hülfe gekommen.

Die Erdbeben, die in diesen Seegegenden häufig und schröcklich sind, machen die Schifahrt gefährlich. Alle Jahre sind sie Ursache, daß in diesen Meeren Sandbänke sich verlieren; alle Jahren bilden sich aber auch neue. Diese Veränderungen, deren Zahl und Wirkungen die Politik noch vergrößert, müssen den fremden Schiffer, der sich von allen nöthigen Unterstützungen, um sich gehörig zu verhalten, entblößt sieht, entfernen.

Dieses erste Mittel eines ausschliessenden Handels wird durch ein anderes noch wirksameres befestigt. Während eines großen Theils des Jahrs können die Schiffe, welche durch die widrigen Winde und Seeströme zurück getrieben werden, an den Molucken nicht landen. Man muß deßwegen den auf die stürmische Witterung folgenden Monßon abwarten. Aber dann nehmen erfahrne und wachsame Küstenbewahrer diesen ruhig gewordenen Ocean ein, um alle Schiffe, welche der Reitz des Gewinsts dahin geführt haben könnte, zu entfernen, oder zu überfallen.

Diese ruhigen Zeiten wenden die Gouverneurs von Amboina und Banda darzu an, diese Inseln, wo seit den ersten Tagen ihrer Macht die Gesellschaft alle Gewürze zerstöhrte, zu durchgehen. Ihre hassenswerthe Bedienten machen es sich

zum

zum einzigen Geschäft, gegen die Freygebigkeit der Natur zu streiten, und überall die Bäume, wo sie von neuem treiben, umzuhauen. Alle Jahre müssen sie diesen Weg aufs neue machen, weil die Natur, die sich gegen die Hände, die sie verwüsten, auflehnt, der schlechten Behandlung der Menschen sich entgegen setzen; und weil der Muskatennuß und Nägeleinbaum, die unter dem Eisen, das sie vertilgt, wieder nach wachsen, eine grausame Gierigkeit, die Feindin von allem dem, das nicht für sie allein wächst, täuschen. Diese verabscheuungswürdigen Züge fangen an und endigen sich mit Festen, deren umständlichere Erzählung auch die weniger gefühlvollen Seelen zittern machen würde, wenn nicht schon die Feder sich weigerte, selbige aufzuzeichnen.

Der Geist aller bürgerlichen und gottesdienstlichen Feste von ihrem ersten Ursprung an bis auf unsre Tage, unter den Hütten des Wilden, wie in den verfeinerten Städten geht dahin, das Andenken eines günstigen Zeitraums, eines glücklichen Ereignisses zu erneuern. Jedes hat seinen eigenen Charakter. Der Priester läßt die Luft von dem Schall seiner Glocken wiederhallen; er öfnet die Pforten seines Tempels; er ruft seine Mitbürger zum Fuß der Altäre; er bekleidet sich mit seinem kostbarsten Ornat; er erhebt seine Hände gen Himmel; er fleht von demselben die Wohlthättigkeit für die Zukunft, und bezeugt ihm seine Erkenntlichkeit für die genossenen durch Freudengesänge. Mit dem Ausgehen aus dem Tempel fängt das bürgerliche Fest an, und die Freude zeigt sich in einer andern Gestalt. Die Gerichtshöfe sind geschlossen. Der Läumen, der

in den Werkstätten aufgehört hat, füllt die Strassen und öffentliche Plätzen an. Die Instrumente laden zum Tanz ein, wo sich beide Geschlechter, oder auch das verschiedne Alter vermengen. Die Vätter und Mütter haben jetzt von ihrer Strenge ein wenig nachgelassen. Der Wein läuft in den Kreutzstrassen. Beleuchtungen helfen der Abwesenheit der Sonne ab, und ersetzen dem Vergnügen, was das Tageslicht der Freyheit raubte. Mit welcher Ungeduld werden diese Feste nicht erwartet? Man freut sich lange vorher darauf. Sie sind ein Gegenstand der Unterhaltung noch lange Zeit nach ihrer Feyrung. Und so macht man dem Volk seine tägliche Last vergessen, wenn es unglücklich ist; so verdoppelt man seine Liebe gegen die Stifter seines Wohlstands, wenn es glücklich ist; nnd so unterhält man in den Gemüthern einen Funken von Begeisterung, durch das Andenken entweder guter Herrscher, welche in vergangenen Zeiten regiert haben, oder ehrlicher und guter Vorfahren, von denen man abstammt. Auf den Molucken scheint der Zweck der durch die Holländer gestifteten Feste der zu seyn, das Andenken der von ihnen begangenen Grausamkeiten zu verewigen, und dadurch in den Herzen das Gefühl der Rache zu unterhalten. Nur unter der Herrschaft böser Geister müssen die Feste traurig seyn; aber so ist des Menschen Abneigung gegen die Arbeit beschaffen, daß der Pöbel die Feste liebt, sie mögen traurig oder lustig seyn.

Um sich des ausschliessenden Handels der Gewürze zu versichern, haben die Holländer zwey Niederlassungen, zu Timor und zu Celebes angelegt.

IX.

Die Holländer lassen sich zu Timor nieder.

Die erste dieser beiden Inseln ist sechzig Stunden lang, und über fünfzehn bis achtzehn breit. Sie ist unter mehrere kleine Regenten getheilt. Die Portugiesen wohnen in großer Menge daselbst. Diese Eroberer, die bey ihrer Ankunft in Indien einen kühnen und zügellosen Schwung genommen hatten; die eine unermeßliche und mit Abgründen angefüllte Laufbahn mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit durchlaufen hatten; die sich so sehr an heldenmüthige Thaten gewöhnt hatten, daß sie sich bey den schwersten Unternehmungen gar nicht bedachten; diese Eroberer, als die Holländer sie zu einer Zeit angriffen, wo ihr zu weitläuftiges, unter seiner eignen Last erliegendes Reich bereit war, von allen Seiten einzustürzen, ließen keine von denen Tugenden an sich blicken, die ihre Macht begründet hatten. Wenn sie in einer Festung bezwungen, aus einem Reich vertrieben, in einem Gefecht zerstreut wurden, hätten sie sollen ihre Zuflucht zu ihren Brüdern nehmen, und sich unter bis dahin unüberwindliche Fahnen vereinigen, um dem Glück ihrer Feinde Einhalt zu thun, oder ihre Besitzungen wieder einzunehmen. Aber weit entfernt, einen so edelmüthigen Entschluß zu fassen, sah man sie um ein Amt oder einen Sold bey eben den indischen Fürsten betteln, die von ihnen so oft aufs schimpflichste behandelt worden waren. Die sich am meisten an Weichlichkeit und Feigheit

gewöhnt hatten, flüchteten nach Timor, einer armen und von aller Einsigkeit entblößten Insel, wo sie meynten, daß ein Feind, der sich nur um einträgliche Eroberungen bekümmerte, sie nicht verfolgen würde. Sie betrogen sich.

Sie wurden im Jahr 1613. aus der Stadt Kupan durch die Holländer vertrieben, welche daselbst eine Festung fanden, die seitdem fünfzig Mann besetzt haben. Die Gesellschaft schickt alle Jahre einige grobe Leinwand dahin, und bekömmt daher Wachs, Schildpatt, Sandelholz und Cadiang, eine kleine Bohne, deren man sich gemeiniglich auf den holländischen Schiffen zur Abwechslung der Nahrung für das Schiffsvolk bedient. Die Waaren alle zusammen nehmen ein oder ein paar Chaluppen ein, die von Batavia aus abgefertigt werden. Bey dieser Besitzung ist nichts zu gewinnen und zu verlieren: die Einnahme ist der Ausgabe gleich. Schon lange würde die Gesellschaft Timor verlassen haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, es möchte sich ein thätiges Volk dort festsetzen, welches von dieser vortheilhaften Lage aus den Handel mit den Molucken stören könnte. Der gleiche Geist der Vorsicht hat sie nach Celebes hingelockt.

X.

Die Holländer machen sich Meister von Celebes.

Diese Insel *), die im Durchmesser ungefähr hun-

*) Der Name Celebes zeigt mehr eine Anzahl ganz nahe

hundert und dreyßig Meilen hat, taugt sehr gut zum Bewohnen, ob sie schon unter der brennenden Zone liegt. Die Hitze wird daselbst durch häufiges Regnen und frische Winde gemäßigt. Die Einwohner derselben sind die tapfersten im mittäglichen Asien. Ihr erster Anfall ist wüthend; aber auf einen Widerstand von zwey Stunden erfolgt eine gänzliche Niederlage einer so ausserordentlichen Hitze. Ohne Zweifel verraucht dann die Trunkenheit des Opiums, die einzige Quelle dieses schröcklichen Feuers, nachdem sie ihre Kräfte durch Anstrengungen, die der Raserey gleich kommen, erschöpft haben. Ihr Leibgewehr, der Crid ist anderthalb Schuh lang. Er sieht aus, wie ein Dolch, dessen Klinge schlängelnd läuft. Im Krieg trägt man nur einen, aber bey einzelnen Streitigkeiten haben sie zwey. Der in der linken dient zum Aushalten, der andere, den Feind damit zu treffen. Die Wunde, die er schlägt, ist sehr gefährlich, und im Zweykampf kommen gemeiniglich beide Streiter um.

Eine strenge Erziehung macht die Einwohner zu Celebes oder die Makassern behende, geschickt, stark. Alle Stunden des Tags reiben die Ammen die Kinder mit Oehl oder lauem Wasser.

---

nahe an einander liegender Inseln, als eine einzige an einander hängende so große Insel an. Am bekanntesten ist Makaßar, der einzige Platz der Insel, wo die Europäer gewöhnlich Handlung treiben. Das übrige dieser Inseln ist wenig bekannt. Ihre Länge zusammen wird auf 200 Seemeilen die Breite auf 100 gerechnet.

Dieses häufige Einschmieren hilft der Natur sich frey entwickeln. Man entwöhnt sie nach einem Jahr, damit ein längrer Gebrauch der Muttermilch ihre Kraft nicht schwäche. Im fünften oder sechsten Jahr werden die Knaben von Stand zu einem Verwandten oder Freund gleichsam in Verwahrung gesandt, aus Furcht, ihre Herzhaftigkeit möchte durch die Liebkosungen ihrer Mütter, oder durch die Gewohnheit einer wechselweisen Zuneigung verzärtelt werden. Sie kommen auch nicht eher zu ihrer Familie zurück, bis ihnen durch das Gesetz zu heyrathen gestattet wird.

Fürwahr diese Sklaven sind über den wichtigsten Gegenstand des menschlichen Lebens sehr aufgeklärt. Wo ist in Europa dasjenige aufgeklärte Volk, das die Besorgung der Erziehung so weit gebracht hat? Wer unter uns hat sich noch einfallen lassen, seine Nachkommenschaft wegen der väterlichen und mütterlichen Verführung zu versichern? Die zu Celebes ergriffenen Maaßregeln, die in allen Ständen nützlich wären, würden vorzüglich für die Kinder der Könige nothwendig seyn.

Das Verderben vergißt alles, was sie umgiebt. Es greift ihr Herz und ihren Geist durch alle Sinne auf einmal an. Wie sollten sie gegen das Elend, das sie weder kennen, noch erfahren, empfindlich seyn? Wie sollten sie Freunde der Wahrheit seyn, da ihre Ohren nichts als Laute der Schmeicheley hören? Wie geduldig in der Widerwärtigkeit, die sie eben nicht allezeit verschont? Wie fest in Gefahren, denen sie bisweilen ausgesetzt werden, nachdem sie durch die Weichlichkeit entnervet und von der Wichtigkeit

ihres

ihres Daseyns eingeschläfert werden? Wie sollten sie die ihnen geleisteten Dienste schätzen, wie den Werth des Bluts, das man zum Wohl ihrer Herrschaft oder zum Glanz ihres Reichs vergießt, einsehen können, sie, die von dem traurigen Vorurtheil eingenommen sind, daß man ihnen alles schuldig ist, und daß man nur zu sehr geehrt wird, wenn man für sie stirbt? Wie sollten sie, denen jeder Begrif von Gerechtigkeit fremde ist, nicht die Geisel desjenigen Theils des Menschengeschlechts, dessen Wohl ihnen anvertraut ist, werden?

Glücklicherweise werden ihre verkehrten Lehrer früher oder spater mit Undank oder Verachtung von ihren Zöglingen gestraft. Glücklicherweise werden diese, selbst im Schoos der Hoheit elenden Zöglinge, ihr ganzes Leben hindurch von einer tief gewurzelten Langenweile, die sie nicht von ihren Pallästen entfernen können, gequält. Glücklicherweise belehrt sie das düstre Stillschweigen ihrer Unterthanen von Zeit zu Zeit von dem Haß, den man gegen sie heget. Glücklicherweise wachen die religiöse Vorurtheile, die man in ihre Seele gepflanzt hat, wieder auf, und tyranniſiren dieselbe. Glücklicherweise finden sie nach einem Leben, das kein Sterblicher, selbst den geringsten Unterthanen nicht ausgenommen, nicht verlangen würde, wenn er dasselbe näher kennen würde, die schwarzen Beängstigungen, den Schrecken und die Verzweiflung auf dem Kopfküssen ihres Sterbebetts gelagert.

Die Völker von Celebes hatten sonst keine andere Götter, als die Sonne und den Mond. Man opferte denselben nur auf öffentlichen Plä-

ßen, weil man keine Materie köstlich genug fand, Tempel daraus für sie aufzuführen. Nach der Meinung dieser Eyländer waren die Sonne und der Mond ewig, wie der Himmel, in dessen Beherrschung sie sich theilten. Der Ehrgeitz brachte Zwietracht unter sie. Der vor der Sonne fliehende Mond that sich Schaden und gebahr die Erde: er war noch mit vielen andern Welten schwanger, die er nach und nach hervorbringen wird, aber ohne Gewalt, um den Untergang derjenigen, die das Feuer des Siegers verzehren soll, wieder zu ersetzen.

Diese Ungereimtheiten waren zu Celebes allgemein angenommen; aber sie hatten in den Gemüthern der Vornehmen und des Volks nicht die Festigkeit, welche die Religionssätze bey den andern Nationen haben. Vor ungefähr zwey Jahrhunderten, als einige Christen und Mahomedaner ihre Meinungen dahin gebracht hatten, war der vornehmste König des Lands des Nationalgottesdienstes gänzlich überdrüssig. Ihn rührte die schröckliche Zukunft, womit ihn die beyden neuen Religionen bedrohten, und er rief eine allgemeine Versammlung des Volks zusammen. Am bestimmten Tag stieg er auf einen erhabnen Platz, und da aufrecht, mit gen Himmel gehobenen Händen stehend, that er folgendes Gebet an das höchste Wesen:

Großer Gott! ich falle in diesem Augenblick nicht auf mein Angesicht vor deinem Thron, weil ich nicht um eine Gnade dich anrufe. Ich habe dich nur um eine gerechte Sache zu bitten, und du darfst sie mir nicht versagen. Zwey fremde Völker,

deren

deren Gottesdienst einander ganz entgegen gesetzt ist, sind gekommen, und haben meine und meiner Unterthanen Seelen mit Schrecken angefüllt. Sie versichern mich, du werdest mich strafen, wenn ich deinen Geboten nicht folge. Ich habe also das Recht, von dir zu verlangen, daß du mir sie anzeigest. Ich verlange nicht, daß du mir die undurchdringlichen Geheimnisse offenbarest, die dein Wesen umgeben, und die mir unnütz sind. Ich bin hergekommen mit meinem Volk, dich wegen der Pflichten, die du uns auflegen willst, zu befragen. Sprich, o mein Gott! Weil du doch der Urheber der Natur bist, so kennst du den Grund unsrer Herzen, und weist, daß es ihnen unmöglich ist, den Gedanken des Ungehorsams zu fassen. Aber wenn du Sterbliche nicht würdigst, dich ihnen verständlich zu machen, wenn du es deines Wesens unwürdig hältst, die Sprache des Menschen zu gebrauchen, demselben Pflichten vorzuschreiben, so rufe ich mein ganzes Volk, ich rufe die Sonne, die mich erleuchtet, die Erde, die mich trägt, die Gewässer, die mein Reich umgeben, und dich selbst zu Zeugen an, daß ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens suche, deinen Willen zu erkennen; und ich sage dirs hiemit zuvor, daß ich diejenigen Priester einer dieser beiden Religionen, die du zuerst in unsern Hafen wirst anlangen lassen, für die Bewahrer deiner Aussprüche halten werde. Die Winde und Wellen sind die

Werk-

Werkzeuge deiner Macht; laß sie Zeichen deines Willens seyn. Wenn bey Befolgung des Vorhabens, das ich izt fasse, ich etwa den Irrthum ergriffe, so würde mein Gewissen ruhig seyn; du wärest dann der Ungerechte.

Das Volk trennte sich in Erwartung der Befehle des Himmels, mit der Entschließung, sich den ersten Bekehrern zu überlassen, die nach Celebes kommen würden. Die Apostel des Alkorans waren die thätigsten; und der Herrscher ließ sich mit seinem Volk beschneiden. Es dauerte nicht lange, so folgten die übrige Insel diesem Beyspiel.

Dieser widrige Vorfall hinderte die Portugiesen nicht, sich zu Celebes niederzulassen. Sie behaupteten sich dort, so gar nachdem sie von den Molucken verjagt waren. Was sie da hielt, und die Engländer dahin zog, war die Leichtigkeit, dort Gewürze, welche die Landeseingebohrnen sich zu verschaffen wußten, trotz den Vorkehrungen, die man machte, um sie von den Oertern, wo sie wachsen, entfernt zu halten, zu erhalten.

Die Holländer, die diese Mitbewerbung verhinderte, sich den ausschließenden Handel mit Gewürznägelein und Muskatennüsse zu verschaffen, entschlossen sich im Jahr 1660, diesem Schleichhandel, wie sie es nannten, Einhalt zu thun. Sie gebrauchten, um es dahin zu bringen, Mittel, die auch die Moral verabscheuet, die aber eine gränzenlose Geldgierigkeit in Asien sehr gewöhnlich gemacht hat. Indem sie ununterbrochen diesen schwarzen Grundsätzen folgten, gelang

es

es ihnen, die Portugiesen zu verjagen, die Engländer entfernt zu halten, sich des Hafens und der Festung zu Makaßar zu bemächtigen. Von diesem Zeitpunkt an waren sie unumschränkte Herren der Insel, ohne sie erobert zu haben. Die Fürsten, die dieselbe getheilt haben, wurden in einer Art von Verbündung mit einander vereinigt. Sie versammeln sich bisweilen wegen Angelegenheiten, die das allgemeine Beste angehen. Was da beschlossen wird, ist für jeden besondern Staat ein Gesetz. Wenn sich eine Zwistigkeit ereignet, wird sie durch den Befehlshaber der holländischen Colonie, der bey dieser Versammlung den Vorsitz führt, entschieden. Er hat ein sehr wachsames Aug auf diese verschiednen Despoten, die er immer in vollkommner Gleichheit erhält, damit keiner zum Nachtheil der Gesellschaft mächtig werde. Man hat sie alle wehrlos gemacht, unter dem Vorwand, damit sie einander nicht schaden könnten; aber in der That, um es ihnen unmöglich zu machen, sich von ihren Ketten loszureissen.

Die Chineser, die einzigen Fremden, die nach Celebes kommen dürfen, bringen dahin Toback, Goldfaden, Porzellan, und unverarbeitete Seide. Die Holländer verkauffen daselbst Opium, abgezogne Getränke, Lackgummi, fein und grobes Leinen. Man bekommt daher ein wenig Gold, viel Reis, Wachs, Sklaven und Tripam, eine Art Schwämme, die um so besser sind je runder und schwärzer sie sind. Die Zölle bringen der Gesellschaft 80000 Livres *). Der

Zehnte

*) Oder 36666 fl. 40 kr.

Zehnte des Reißes und der Gewinn ihres Handels sind weit ansehnlicher. Diese Sachen zusammen genommen, betragen dennoch nicht die Unkosten der Colonie, diese belaufen sich 165000 Livres *) höher. Man sieht wohl ein, daß man sie verlassen müßte, wenn sie nicht mit Grund als der Schlüssel zu den Gewürzinseln angesehen würde.

XI.

Die Holländer werden zu Borneo aufgenommen.

Die zu Borneo errichtete Besitzung hat einen minder wichtigen Zweck. Es ist eine der grösten und vielleicht die gröste bekannte Insel. Die Einwohner bewohnen das Innere derselben. Die Küsten sind mit Makassaren, Javanern, Malayen, Arabern besetzt, die zu den Lastern, die ihnen natürlich sind, noch eine wilde Grausamkeit hinzugefügt haben, welche man anderswo schwerlich antrift. Die Portugiesen suchten um das Jahr 1526. sich zu Borneo niederzulassen. Zu schwach, um sich durch die Waffen Achtung zu verschaffen, hoften sie die Freundschaft eines der Landsfürsten durch ein Geschenk von etlichen Stücken Tapeten zu erlangen. Dieser schwache Fürst hielt die darin vorgestellten Figuren für bezauberte Menschen, die ihn in der Nacht erdrosseln würden, wenn er sie bey sich führte. Die Erklärungen, die

*) Oder 75625 fl.

die man zur Vertreibung dieser leeren Schrecken machte, konnten ihn nicht besänftigen: und er verweigerte hartnäckig, die Geschenke in seinem Pallast anzunehmen, und die Ueberbringer derselben in seine Hauptstadt zu zulassen. Diese Seefahrer waren jedoch in der Folge aufgenommen, aber dieses war ein Unglück für sie. Sie wurden alle ermordet. Eine Factorey, die die Engländer einige Jahre nachher daselbst errichteten, erfuhr ein gleiches Schicksal. Die Holländer, denen es nicht besser ergangen war, zeigten sich im Jahr 1748 davor mit einem Geschwader. Ob dieses schon sehr schwach war, flößte es doch dem Fürsten der Gegend, wo allein Pfeffer wächst, so viel Furcht ein, daß er sich entschloß, ihnen ausschlußweise den Handel davon zu ertheilen. Nur war ihm vergönnt, fünfmahl hundert tausend Pfund an die Chineser, die von jeher seine Häfen besuchten, zukommen zu lassen.

Seit diesem Vertrag schickt die Gesellschaft alle Jahre nach Benjarmassen Reiß, Opium, Salz und grobe Leinen, Artikel, auf denen sie kaum die Kosten ihrer Niederlassung gewinnen, ob selbige gleich jährlich nicht über 33000 Livres betragen. *) Ihr Vortheil beschränkt sich auf einige wenige Diamanten, die man nach und nach in den Bächen findet, und auf sechsmal hundert tausend Pfund Pfeffer, welchen sie den Centner zu 34 Livres **) erhält. Selbst ihre Agenten können von Borneo für ihre eigene Rechnung nichts, als eine ziemlich beträchtliche Menge

*) Oder 15125. fl.
**) Oder 15 fl. 35 kr.

Menge von jenen schönen Binsen, deren Gebrauch in unsern Gegenden immer häufiger wird, beziehen. Mehr Nutzen zieht man von Sumatra.

XII.

Besitzungen der Holländer zu Sumatra.

Diese Insel hat von Norden gegen Süden eine Ausdehnung von eilf Graden. Der Aequator (die Linie), welche sie queer durchschneidet, theilt sie in zwey fast gleiche Theile ab. Die Hitze wird daselbst durch die Land- und Seewinde, die regelmäßig mit einander abwechseln, und durch die sehr starken Regengüße, die in einer mit Wäldern überdeckten Gegend sehr häufig sind, und wo der tausendste Theil der Sonne nicht durchdringen kann, gemäßigt. Auf diesem großen Raum sind die feuerspeyenden Berge sehr angehäuft; und daher kömmt es vielleicht, daß die Erdbeben mehr häufig, als zerstöhrend sind.

Der mittägliche Theil wird von den Malayen bewohnet, deren Vorfahren nur sechs Seemeilen weit hatten, überzukommen, um ihr Vaterland zu verändern. Man weis den Zeitpunkt ihrer Ankunft nicht; und eben so wenig kennt man die Hindernisse, die sie zu übersteigen hatten, ihre Besitzungen anzulegen. Die Lehensregierung, unter welcher sie gebohren waren, führten sie auch hier ein. Jeder Hauptmann eignete sich einen Canton zu, wegen dessen er einem angesehnen Haupt huldigte. Nach und nach hat sich diese Unterordnung verloren; doch sind noch einige Spuren davon vorhanden.

Die Religion dieses Volks besteht aus der mit vielen andern Fabeln vermengten mahometanischen. Ihr Begriff über das Weltall ist besonders seltsam. Sie glaubt, daß die völlig unbewegliche Erde durch einen Ochsen, der Ochs durch einen Stein, der Stein durch einen Fisch, der Fisch durch das Wasser, das Wasser durch die Luft, die Luft durch die Finsternis, die Finsternis durch das Licht hervorgebracht worden ist. Hier endigt sich ihr System. Die Allegorie, welche diese Ungereimtheiten entwickeln könnte, ist gänzlich verloren gegangen.

Die Malayen haben wenige bürgerliche Gesetze. Ihr peinliches Gesetzbuch ist noch kürzer. Geldstrafen, die unter der beleidigten Person oder ihren Erben und der Obrigkeit getheilt werden, sind die einzige Bestrafung des Mords und der übrigen Verbrechen. Wenn das Verbrechen nicht erwiesen ist, so nimmt man seine Zuflucht zu jenen ausschweifenden und abgeschmackten Proben, die für Europa so lange Zeit ein Schandfleck gewesen sind.

Unter die Sonderbarkeiten ihrer Sitten gehört diese, daß sie niemals einen Besuch machen, ohne einige Geschenke mitzubringen. Diese bestehen meistens in Vögeln, Citronen, Cokosnüssen. Nichts würde schimpflicher angesehen werden, als wenn man sie nicht annähme; allein das ist eine Unhöflichkeit, von der man kein Beyspiel hat.

Da diese Völker wenig willkührliche Bedürfnisse haben, und die Natur ihnen die wirklich erforderlichen ohne Mühe verschafft, so arbeiten sie nur selten, und mit dem äußersten Widerwillen. Sie wohnen in Hütten, welche auf

Pfäh-

Pfählen von einer Höhe von acht Schuhen gesetzt, von Bambu verfertigt, nnd mit Palmblättern gedeckt sind. Ihre Geräthschaft besteht blos in einigen irdenen Töpfen. Ein Stück Leinwand, das sie um die Lenden wie einen Gürtel wickeln, ist der gewöhnliche Anzug beider Geschlechter.

Gegen Nordwest befindet sich eine andre unter dem Namen der Batta bekannte Nation. Sie hat die Gewohnheit, diejenigen Verbrecher, welche der Verrätherey oder des Ehebruchs überwiesen sind, zu fressen. Dieses geschieht in der Hofnung, Abscheu gegen diese gemeingewordenen Schandthaten einzuflößen, und daher allein soll eine so barbarische Gewohnheit ihren Ursprung genommnen haben.

Gegen Norden, und zwar allein in Norden findet man das Benzoe o), das vorzüglich in Persien verbraucht wird. Ebendaselbst wächst auch jener kostbare Campher, den die Chineser, und besonders die Japaner allein gebrauchen. Der Campher ist ein Oehl, oder flüchtiges durchdringendes Harz, welches die Geschwulsten zu zertheilen, und den Entzündungen zu wehren dienet, und das ausserdem noch durch seinen Gebrauch bey den Feuerwerken bekannt ist.

Der

---

o) Von diesem Benzoes Lorbeerbaum (der Insel Sumatra) kömmt das wahre Benzoesgumi nicht, wie man lange Zeit glaubte; sondern von einer Staude, die in Guiana und andern Gegenden Ostindiens wächst, und von Linne Terminalia Benzoin genannt wird. Es wird auch in Europa sehr vieles davon zum Rauchwerk, und in der Arzney gebraucht.

Der Baum, von welchem der Campher kömmt, ist eine Art Lorbeerbaum, welcher in einigen Gegenden von Japan und China gemein ist. Sein Stamm erhebt sich zu der Höhe einer Eiche. p) Seine Blätter, die wechselsweise an den Aesten stehen, sind dünne, glänzend, eyförmig zugespitzt, q) und geben, wenn sie gerieben werden, einen Camphergeruch von sich. Die Blumen, die in Büscheln stehen, sind weis, bestehen jede aus 6 kleinen Blättgen, aus deren Mitte ein Stempfel hervorragt. welcher von neun Staubfäden umgeben ist. r) Der Stempfel wird, wenn er zur Reife kömmt, eine kleine schwärzliche Beere, einer Erbsen groß, welche

p) Das Holz ist weis und bekömmt röthliche Adern, wenn es trocken wird. Zur Arbeit läßt es sich nicht gut gebrauchen, weil seine Oberfläche rauh wird, wenn das flüchtige Harz nach und nach verfliegt.

q) Drey Zoll, auch mehr lang, stehen auf anderthalb Zoll langen, dünnen Stielen, sind am Rand ganz, und oft mit schmalem weissem Saum eingefaßt. Die Oberfläche ist glänzend dunkelgrün, die untere blasgrün, wie Seide anzufühlen. In der Mitte ragt eine Rippe auf beiden Seiten hervor, die 2 krummen Nebenadern hat, in deren Winkeln kleine Drüsen sitzen.

r) Die Blumen sind nur so groß, als ein Koriandersaamen, sie kommen im May oder Junius aus den Winkeln der Blätter am Ende der Zweige, auf dünnen, 2 Zoll langen Stielen. Einige Zweige tragen lauter männliche, andere Zwitterblumen. Man kann den Baum auch leicht ohne Treibhaus in Europa ziehen.

einen öhlichten Kern einschließt. s) Alle Theile der Pflanze enthalten Campher: aber man zieht die gröste Menge aus dem Stamm und vorzüglich aus den Wurzeln. Man schneidet sie zu dem Ende in Scheiben, und bringt sie in ein eisernes Gefäß mit Wasser, das mit seinem Helm t) bedeckt ist. Die Hitze des darunter angezündeten Feuers treibt den Campher in die Höhe, der sich im Helm anhängt. Er wird mit Sorgfalt gesammelt, und sodann nach Holland versandt, wo man ihn durch eine neue Sublimation reinigt, bevor er als verkäuflich ausgesetzt wird.

Der Campher, den man aus der Insel Sumatra zieht, ist viel vollkommener. Seine Vorzüglichkeit ist so sehr erkannt, daß die Japaneser und Chineser selbst verschiedene Centner von dem ihrigen gegen ein Pfund von diesem geben. Der Baum, der ihn hervorbringt, ist den Gewächskennern noch nicht vollkommen bekannt. Man weiß nur allein, daß er nicht so hoch, als der erstere ist; seine Blummenblättgen sind etwas länger, seine Frucht größer, seine Blätter dicker, und von wenigerm Geruch, so wie auch das Holz.

---

s) Die Beere ist unten im kleinen Kelchim angewachsen, hat eine ungleiche Gestalt, eine glänzend schwarzrothe Farbe, und ein weiches dunkelrothes Fleisch, das theils nach Campher, theils nach Gewürznägelein schmeckt. Der öhlichte Kern, theilt sich in 2 Theile, und ist mit glänzend schwarzen Häutgen überzogen.

t) Oder einen irdenen Helm, der einen Schnabel hat, um das Zerspringen zu verhindern. In diesen Helm wird Stroh gesteckt, woran sich der Campher hängt.

Holz. Um den Campher auszuziehen hat man kein Feuer nöthig; sondern nachdem man den Stamm zersplittert hat, scheidet man diese Substanz ab, die schon gänzlich gebildet in den Zwischenräumchen der Fasern liegt, bald zusammengeronnen, und bald in Schuppen oder Körnern krystallisirt ist, und um so mehr geschätzt sind, je nachdem sie häufig und rein sind. Jeder Baum giebt ungefehr 3 Pfund leichten, zerreiblichen, und sehr auflösbaren Campher, der in der freyen Luft, aber viel langsamer, als der japanische verfliegt.

Der gemeine Campher wird selten innerlich gebraucht, weil er Eckel erregt, und den Kopf betäubt. u) Ganz anders ist es mit dem von Sumatra beschaffen, welcher den Magen stärkt, die Verstopfungen hebt, und die Würkung anderer Mittel, denen er beygemischt wird, vermehrt. Beyde scheinen aus einerley Art Bäumen zu entspringen, w) welche wahrscheinlicher Weise eine Lobeerart ist. Man ist geneigt, es zu glauben, weil der ächte ceylanische Zimmetbaum, und der unächte Zimmetbaum von Malabar, (zwar andere Gattungen des nemliche Geschlechts) durch die Distillation einen wahren aber weniger vollkommenen Campher und in geringerer Menge geben. x)

u) Nicht so selten unter den Händen des klugen Artztes, der seine Wirkungen kennt.

w) Dieser Campherbaum von Sumatra ist von dem gewöhnlichen, ächten sehr verschieden, und ein ganz anderes, noch nicht völlig bekanntes Gewächs.

x) Dieses thun mehrere Gewächse im Pflanzenreich ebenfalls.

Die nordöstlichen Länder sind beynahe alle unter Wasser, auch sind sie fast nicht bevölkert. Selbst die wenigen Einwohner, die man daselbst findet, sind Seeräuber. Man vertilgte sie im Jahr 1760. fast ganz. Es sind aber, so zu sagen, aus ihrer Asche neue Räuber entstanden, welche wieder angefangen haben, die Meerenge von Malaga und andere weniger berühmten Gegenden unsicher zu machen. Die Berge im innern des Landes sind voll Erz. Man gräbt derselben Oberfläche in der trockenen Jahrszeit um. Der Regen, welcher vom Wintermonat bis in den März dauert, und welcher gleichsam in Wolkenbrüchen fällt, reißt von der Erde das Gold los, welches einen sehr weissen Spath zur Metallmutter hat, und führt es in die schanzenförmigen Behältnisse von Weiden, die es aufzufangen bestimmt, und deren sehr viele sind, damit dasjenige, was dem erstern entgangen ist, in einem der nachfolgenden aufgehalten werde.

Wenn der Himmel sich wieder aufgeheitert hat, geht jeder Eigenthümer mit seinen Sklaven hin, und sammelt die ihm vom Zufall zugeführten mehr oder weniger wichtigen Reichthümer. Er vertauscht selbige gegen Leinwand oder andrer Waaren, die ihm die Engländer oder Holländer verschaffen.

Diese letztern haben es versucht, die Minen von Sumatra nach der in der alten und neuen Welt gewöhnlichen Art zu bauen. Es mag aber nun Unwissenheit, oder Untreue, oder eine andre Ursache gewesen seyn, so sind die beiden Versuche nicht gelungen; und die Gesellschaft hat endlich nach nur zu grossen Unkosten eingesehen, daß es

ihr

ihr nicht zuträglich seyn würde, noch länger einen so ungewissen Glücksweg zu verfolgen.

Vor der Ankunft der Europäer in Indien beschränkte sich der unbeträchtliche Handel von Sumatra ganz auf Achem. Dort kauften die Araber und die andern Seefahrer das Gold, den Campher, das Benzoe, die Vogelnester, den Pfeffer, kurz alles, was diese Inselbewohner zu verkauffen hatten. Die Portugiesen und die Nationen, die sich auf ihren Trümmern emporgeschwungen, besuchten ebenfalls diesen Markt, als ihn Veränderungen, die in diesen Gegenden nur zu häufig vorkommen, zerstörten.

Zu selbiger Zeit hatten die Holländer vor, sechs Coimptoire in andern und ruhigern Gegenden der Insel anzulegen. Die Vortheile, die man bey Entstehung von diesen schwachen Besitzungen hat ziehen können, haben sich mit der Zeit fast gänzlich verloren.

Die nützlichste soll die zu Palimban, gegen Osten gelegene seyn. Für 66000 Livres *) unterhält die Gesellschaft daselbst ein Fort und eine Besatzung von achzig Mann. Man liefert jährlich zwey Millionen Pfund Pfeffer zu 23 Livres 2 Sols den Centner **) und anderthalb Millionen Pfund Zinn, den Centner zu 61 Livres 12 Sols. ***) Der letzte Artikel wird ganz von der Insel Banka bezogen, die vom festen

*) Oder 30250 fl.

**) Oder 10 fl. 35 kr. 2 hlr.

***) Oder 28 fl. 14 kr.

Land nur anderthalb Meilen entfernt liegt, und giebt der berüchtigen Meerenge, durch welche gemeiniglich die Schiffe, welche von den europäischen Küsten gerade zu nach den Chinesischen fahren, ihre Benennung.

Ob die Holländer gleich die Lebensmittel, die sie zu Palimban, nehmen sehr wohlfeil bekommen, so ist dieser Preis doch für den Beherrscher des Cantons, der seine Unterthanen darzu anhält, selbige ihm in einem noch geringern Preis zu schaffen, vortheilhaft. Dieser kleine Despot bezieht von Batavia einen Theil der Nahrung und Kleidungsstücke für seine Staaten; und doch muß man ihn baar mit Piastern bezahlen.

Aus diesem Geld, aus dem Gold, das man in seinen Flüssen sammelt, hat er einen Schatz zusammen gebracht, von dem man weiß, daß er unermeßlich ist. Ein einziges europäisches Schiff könnte sich aller dieser Reichthümer bemächtigen; und wenn es einige Truppen zu einer Landung hätte, sich in einem Posten behaupten, den es ohne Mühe eingenommen hätte. Es scheint sehr sonderbar, daß eine so einträgliche und so leichte Unternehmung noch keines Abentheurers Geldbegierde gereitzt hatte.

Eine Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit mehr, muß gesitteten Völkern, die alle Rechte, alle Empfindungen der Natur mit Füßen getreten haben, um die ganze Welt sich zuzueignen, nichts kosten. Es giebt keine einzige Nation in Europa, die nicht vermeint, die gesetzmäßigsten Gründe zu haben, sich der Schätze Indiens zu bemächtigen. In Ermangelung der Religion, die man mit Anstand nicht mehr anführen darf, seitdem

selbst

selbst die Diener derselben an ihrem Amt und an ihr selbst aus gränzenloser Geld- und Ehrbegierde treulos gehandelt haben, wie viele andre Vorwände bleiben der Wuth, immer mehr an sich zu reißen, nicht noch übrig? Ein monarchisches Volk will den Ruhm und die Herrschaft seines Herrn jenseits aller Meere hin verbreiten. Dieses so glückliche Volk wagt sein Leben gern am Ende einer andern Welt, und bemüht sich, die Zahl der beglückten Unterthanen, die unter dem Scepter des Besten der Fürsten stehen, zu vermehren. Ein freyes und über sich selbst herrschendes Volk ist auf dem Ocean geboren, um ihn zu beherrschen. Es kann sich der Herrschaft der See nicht versichern, ohne sich des Lands zu bemächtigen: dieses gehört dem ersten, der es einnimmt, das heist, dem, der die ältesten Bewohner desselben verjagen kann; man muß sie mit List, oder mit Gewalt unters Joch bringen, und sie ausrotten, um ihre Habseligkeiten zu bekommen. Das erfordern die Vortheile des Handels, die Nationalschuld, die Majestät des Volks. Republikaner haben glücklicherweiße das Joch einer fremden Tyranney abgeworfen, sie müssen es nun andern wieder auflegen. Haben sie Fesseln zerschlagen, so geschah es, um sie für andre zu schmieden. Sie hassen die Monarchie, aber sie brauchen Sklaven. Sie haben kein Land in in ihrer Heymath, wie sollten sie andern nicht welches wegnehmen?

XIII.

Handel der Holländer zu Siam.

Der Handel der Holländer nach Siam war anfangs ganz beträchtlich. Ein Despot, der dieses unglückliche Land unterdrückte, hatte um das Jahr 1660. für die Gesellschaft keine Achtung; sie strafte ihn dafür damit, daß sie alle Factoreyen, die sie auf seinem Gebiet angelegt hatte, verließ, gleich als wenn das zurückgezogene Wohlthat gewesen wäre. Diese Republikaner, die sich ein großes Ansehen geben wollten, verlangten damals, man sollte ihre Anwesenheit in einem Land als eine Gunst, als eine Sicherheit, als eine Ehre ansehen. Es war ihnen auch so wohl gelungen, dieses seltsame Vorurtheil einzuführen, daß man, um sie zurückzubringen, ihnen eine prächtige Gesandschaft zuschicken muste, welche für das Vergangne um Verzeihung bitten, und für die Zukunft die stärksten Versicherungen geben muste.

Dieses Nachgeben hatte aber ein Ende, und zwar brachte die Flagge der andern Mächte dasselbe geschwinde herbey. Die Geschäfte, welche die Gesellschaft nach Siam treibt, haben immer mehr und mehr abgenommen. Da sie kein Kastell daselbst hat, so ist sie nicht im Stand gewesen, das ihr ertheilte ausschließende Privilegium zu behaupten. Der König, ungeachtet der Geschenke, die er verlangt, liefert Waaren an die Seefahrer aller Nationen, und empfängt welche von ihnen auf Bedingungen, die ihm vortheilhaft sind. Nur nöthigt man sie, bey

der

der Mündung des Menan zu bleiben, da hingegen die Holländer diesen Fluß bis an die Hauptstadt des Reichs herauf segeln, wo sie allezeit einen Agenten haben. Dieser Vorzug giebt aber ihren Geschäften keinen großen Betrieb. Sie schicken nun nicht mehr als ein mit iavanschen Pferden, mit Zucker, mit Gewürzen und Leinwand beladnes Schiff dahin. Dafür ziehen sie Zinn, den Centner zu 77 Livres; *) Lackgumi zu 57 Livres; **) einige Elephantenzähne, das Pfund zu 3 Livres 12 Sols; ***) ein wenig Goldstaub. Man kann sicher annehmen, daß sie nichts antreibt, diese Verbindung fortzusetzen, als das Sapanholz, welches sie den Centner zu 5 Livres 10 Sols ****) bekommen, und das sie zum Schichten bey ihren Schiffen brauchen. Ohne dieses Bedürfniß würden sie schon längst einen Handel aufgegeben haben, dessen Unkosten den Gewinn übersteigen, weil der König der einzige Handelsmann in seinen Staaten ist, und daher die Waaren, die man ihm bringt, auf einen sehr geringen Preis ansetzt. Ein größrer Vortheil lenkte den Ehrgeitz der Holländer nach Malaka hin.

XIV.

---

*) Oder 35 fl. 17 kr. 4 hlr.

**) Oder 26 fl. 7 kr. 4 hlr.

***) Oder 1 fl. 39 kr.

****) Oder 2 fl. 31 kr. 2 hlr.

XIV.

Lage der Holländer zu Malaka.

Die Republikaner, welche die Wichtigkeit dieses Orts kannten, wandten die gröste Bemühung an, sich desselben zu bemächtigen; aber zweymal blieb sie fruchtlos. Endlich, wenn man einem satyrischen Schriftsteller trauen darf, nahm man seine Zuflucht zu einem Mittel, das tugendhafte Völker niemals gebrauchen, und welches bey verderbten Völkern oft gute Dienste thut. Man versuchte den portugiesischen Befehlshaber, von dem man wußte, er sey geitzig. Der Handel wurde geschlossen; und er ließ die Feinde im Jahr 1641 in die Stadt; die Belagerer liefen auf ihn zu, und ermordeten ihn, um von der Bezahlung der ihm versprochenen 500000 Livres *) loszukommen. Nach der Wahrheit aber ergaben sich die Portugiesen erst nach der hartnäckigsten Vertheidigung. Der Anführer der Sieger fragte den Befehlshaber der Besiegten, aus einer Prahlerey, die seiner Nation nicht gleich sieht, wenn er wiederkommen würde? Wenn eure Sünden größer sind, als die unsrigen, versetzte der Portugiese ganz ernsthaft.

Die Eroberer fanden eine dauerhaft gebaute Festung, ein sehr gesundes, obgleich heißes und feuchtes Klima; aber der Handel war da ganz verfallen, seitdem unaufhörliche Erpressungen alle Nationen von dort abgehalten hatten. Die Gesell-

*) Oder 229166 fl. 40 kr.

sellschaft hat ihn nicht wieder aufgelebt, entweder weil sie unübersteigliche Hindernisse dagegen gefunden, oder weil sie auch sich nicht zu mäßigen gewußt hat, oder aus Furcht, Batavia zu schaden. Ihre Geschäfte beschränken sich auf ein wenig Opium, etwas blaue Leinwand, Zinn und Elfenbein.

Ihre Geschäfte würden von mehrerem Belange seyn, wenn die Fürsten dem ausschließenden Vertrag, den sie mit ihr gemacht haben, treu blieben. Zum Unglück für ihren Vortheil haben sie mit den Engländern Verbindungen eingegangen, welche ihnen das Benöthigte wohlfeiler verschaffen, und ihre Waaren theurer kaufen. Sie erholt sich ein wenig an ihren Zöllen und Pachtungen, die ihr 220000 Livres *) des Jahrs einbringen. Indessen reichen diese Einkünfte mit sammt dem, was sie in dem Handel gewinnen, zum Unterhalt der Besatzung und der andern Bedienten nicht hin. Es kostet die Gesellschaft noch 44000 Livres **) dazu.

Lange Zeit konnte man dieses Opfer für leicht halten. Ehe die Europäer das Vorgebürge der guten Hofnung umschifft hatten, begaben sich die Araber und alle andern Seefahrer nach Malaka, wo sie die Seefahrer aus den Molucken, aus Japon und China antrafen. Als die Portugiesen diesen Platz an sich gebracht hatten, warteten sie nicht, bis man ihnen die Waaren des östlichen Asiens zuführte; sie fuhren selbst hin, holten

---

*) Oder 100833 fl. 20 kr.

**) Oder 20166 fl. 20 kr.

ten solche, und nahmen ihren Rückweg durch die Sondastraße. Die Holländer, die Malaka und Batavia in Besitz bekommen hatten, wurden dadurch Herren der beiden einzigen bekannten Meerengen, und im Stand, die Schiffe ihrer Feinde aufzufangen. Nachher entdeckte man die Meerengen von Lambock und von Baly; und seitdem verlor Malaka den einzigen Vorzug, der es einigermaßen wichtig machte. Zum Glück machten sich um diese Zeit die Holländer die Insel Ceylan unterwürfig, die ihnen den Zimmet verschaffte, so wie die Molucken die Muskatennüsse und Gewürznägelein.

XV.

Niederlassung der Holländer auf Ceylan.

Spielbergen, der erste ihrer Seefahrer, der ihre Flagge an der Küste dieser herrlichen Insel zeigte, fand die Portugiesen damit beschäftigt, die Landesregierung und Religion umzukehren, die Beherrscher, unter die sie getheilt war, die einen durch die andern zu stürzen, und sich auf die Trümmern der Reiche, die sie nach einander zerstöhrten, zu erheben. Er bot dem Hof zu Candi seines Vaterlands Beystand an; dieser ward mit Entzücken angenommen. Ihr könnt, sagte ihm der Monarch, eure Herren versichern, daß, wenn sie ein Castell bauen wollen, wir, meine Frau, meine Kinder und ich, die ersten seyn werden, welche die nöthigen Materialien herbeyschaffen.

Die Völker von Ceylan sahen in den Holländern nichts, als die Feinde ihrer Tyrannen: und

sie

sie vereinigten sich mit ihnen. Durch diese vereinigte Macht wurden die Portugiesen im Jahr 1658. nach einem langen, blutigen und hartnäckigen Krieg gänzlich verjagt. Allein ihre Besitzungen fielen in die Hände der Gesellschaft, die sie noch inne hat. Außer einer sehr mäßigen Strecke an der östlichen Küste, wo kein Hafen ist, und wo der Landesherr sein Salz herbekam, zogen sie um die Insel herum einen regelmäßigen Kordon, welcher von zwey bis zu zwölf Meilen ins Land hinein gieng.

Nur allein zu Mature, und dieses erst seit ganz weniger Zeit baut man Pfeffer und Kaffee. Das Gebiet von Negombo bringt den besten Zimmet hervor. Columbo, das durch die Güte seines Arecka bekannt ist, ist der Hauptort der Colonie. Ohne die von den Portugiesen auf diesen Platz verwandten Kösten würden wahrscheinlich die Fehler seiner Rhede ihren Ueberwinder zu dem Entschluß bewogen haben, seine Regierung und Hauptmacht nach Punta Gallo, dessen Hafen zwar zu enge, und dessen Eingang beschwerlich ist, aber sonst sehr vorzuziehen wäre, zu verlegen. Zu Trinquemale würde man noch mehr Bequemlichkeit und Sicherheit gefunden haben: allein dieser vortrefliche und große Hafen ist in einem zu unfruchtbaren Land, und von allen nöthigen Lebensmitteln zu weit entfernt, als daß man daraus mit Grund eine Niederlage machen könnte. Die Absicht der Häfen von Jaffapatnam, Manar und Calpantin ist, allen Geschäftsverkehr mit den Völkern des benachbarten festen Lands zu verhindern.

Durch

Durch diese weise Vorsorge hat die Gesellschaft alle Producte des Eylands in Händen. Diejenigen, womit gehandelt wird, sind

1) Verschiedene Edelsteine, meistens von einer sehr geringen Art. Die Chuliaten von der Küste von Koromandel kaufen, schleifen, und verbreiten sie in verschiedenen Gegenden von Indien.

2) Der Pfeffer, den die Gesellschaft das Pfund zu 8 Sols 9 Denier*) einkauft; der Kaffe, für den sie 4 Sols 4 Denier**) zahlt; und der Kardamon, der keinen gesetzten Preis hat. Die Landseingebohrnen sind gar zu faul, als daß der Anbau dieser Erzeugnisse, die alle von schlechtem Gehalt sind, je beträchtlich werden könnten.

3) Hundert Ballen, von Schnupftüchern und Pannos***) von Gingan, von einer sehr schönen rothen Farbe, welche die Malabaren zu Jaffanapatnam, wo sie sich seit sehr langer Zeit niedergelassen haben, verfertigen.

4) Ein wenig Elfenbein, und etwa fünfzig Elephanten. Diese bringt man nach der Küste von Koromandel, und dieses sanftmüthige und friedliche Thier, das aber den Menschen zu nützlich ist, um auf einer Insel frey zu bleiben, geht aufs feste Land, um dort die Gefahren des Kriegs mit leiden und vermehren zu helfen. 5)

*) Oder 12 kr. $\frac{1}{4}$ hlr.

**) Oder 5 kr. $7\frac{2}{3}$ hlr.

***) Pannos wird ausgesprochen Panjos, sind Stücke Zeug, die man sich um die Lenden bindet, und die in den heissesten Ländern Asiens ein Hauptstück der Kleidung ausmachten. Gingan ist eine Mittelgattung baumwollener Leinwand, wovon der Eintrag bisweilen Faden von Baumrinde ist.

5) Arecka, welches die Gesellschaft, das Ammonan, eine Art von Maaß, das 20000 Areckanüsse enthalten soll, zu 11 Livres *) kauft, auf der Stelle um 26 oder 40 Livres **) verkauft. Die Areckanuß ist eine ziemlich gemeine Frucht in den meisten Gegenden Asiens, und vorzüglich in Ceylan. Sie wächst auf einer Art Palmbaum, der, wie die Kokospalme, zaserigte Wurzeln, einen runden Stamm, mit zirkelrunden Erhabenheiten bezeichnet; grosse gefiederte Blätter, an ihrer Basis mit einer Scheide umgeben, und wenn sie noch jung sind, mit einem netzförmigen Gewebe bedeckt; Blumenkolben mit männlichen und weiblichen Blumen vermengt, und vor der Entwickelung, in Scheiden eingeschlossen hat. Man unterscheidet ihn, weil sein Stamm der ganzen Länge nach gerade ist y); die Abtheilungen

*) Oder 5 fl. 2 kr. 4 hlr.

**) Oder 11 fl. 55 kr. bis 18 fl. 20 kr.

y) Bey der Kokospalme hingegen ein wenig gebogen ist. Die Arekapalme, (Areca catechu. Linn.) ist auch nicht so hoch als jene, höchstens 20 bis 30 Fuß, und nicht über eine Spanne dick; die Rinde ist hellgrau, und die Ringe oder Absätze ragen nicht stark hervor. Das Holz ist weiß, langfaserig, wenn es noch jung, schwammig und zähe, im Alter hart und hornartig; es hat inwendig ein weißes und weiches Mark, das fast die Hälfte des Stamms ausfüllt. Der Zweige sind weniger, als an der Kokospalme, und sie stehen über sich gebogen, nicht wie an dieser, unter sich gerichtet. Sie umgeben den Stamm mit einer breiten Basis, zwischen welcher der Stengel der Blumenkolbe hervorschießt.

gen der Blätter sind breiter; die an der Seite hinaufgehen, sind gemeiniglich stumpf, und an der Spitze gezähnt. z) Der gröste Unterschied besteht in der Frucht, die eyförmig ist. Ihre Schaale ist glatt und ziemlich dick, der Kern, den sie umschließt, ist weislich, der Substanz nach der Muskatennuß gleich, und von eben der Größe, nur härter, und inwendig geadert. a) Diese

z) Die Blätter unterscheiden sich sehr deutlich von der Kokospalme, an welcher die Blätter zugespitzt sind, an dieser aber sind sie oben wie abgebissen, und der Länge nach gefalten, oder zusammengelegt. Der Zweigt, woran sie stehen, ist 4 Schuh lang, und nicht rinnenförmig ausgehölt, sondern der Länge nach gerippt. An der Blumenkolbe stehen männliche und weibliche Blumen zugleich; er hängt wie eine Traube oft bis zwey Fuß lang herunter; die Blümgen, die nicht größer als Reiskörner sind, haben drey Blättgen, die sehr geschwind abfallen; die männlichen Blüthen 9 weiße Staubfäden, von welchen 3 länger sind, als die 6 übrigen. Sie haben einen angenehmen Geruch. Der kleine Fruchtknoten in den weiblichen Blüthen wächst hernach in die Frucht oder Areckanuß aus.

a) Sie ist gemeiniglich von der Größe eines Hühnereyes, bald an beiden Enden spitzig, bald vornen ein wenig platt; einige sind grasgrün, andere weißlich oder blaßgrün. Sie sitzen sehr feste in einem flachen Kelch, der aus dicken Schuppen besteht. Wenn sie noch jung sind, sind sie weich, und haben in der innern Höhle einen Saft, mit der Zeit aber werden sie härter als die Muskatennüsse, und haben rothbraune Adern. Die Malayen nennen die jungen Pinang Moeda, junge Pinangs, die alten aber Pinang Touwa oder alte Pinangs. Eine Abbildung davon siehe Icon. plant. Medicin. Tab. 287.

Diese Frucht wird häuffig in Asien gebraucht. Wenn man sie allein ißt, welches einige Indianer thun, so verzehrt sie das Blut, und troknet die Nerven aus. Diese Beschwerlichkeit darf man nicht befürchten, wenn sie mit Betel vermischt ist.

Der Betel ist eine Pflanze, welche, wie der Epheu an den Bäumen hinauf, oder an Stützen, an welche sie sich durch kleine Wurzeln anhängt, kriecht oder klettert. b) Aus jedem Gelenke seines rebenartigen Stengels, c) entspringt ein fast herzförmiges Blatt, das an seiner Spitze schmäler wird, wie die Blätter der Weide, und das gemeiniglich mit 7, mehr oder weniger hervorragenden Rippen bezeichnet ist. d) Die Blumen, welche, wie eine dichte Aehre gebildet sind, entspringen aus den Winkeln der Blätter, e) und gleichen den Pfefferblüthen, mit welchen diese Pflanze große Aehnlichkeit hat. Der Betel

---

b) Die Betelpflanze (Piper Betle. Linn.) steigt oft zu einer beträchtlichen Höhe.

c) Welcher glatt, gestreift und eckigt ist.

d) Diese Blätter sind eyrund, groß, mit einer länglichen schmalen Spitze versehen, rauh, und die Rippen ragen auf der untern Seite mehr hervor, als auf der obern.

e) Sie entspringen dem Blatt gerade gegenüber, mit einem langen unterwärts hängenden Stiel, an welchem nach der Blühezeit 30 bis 50 Beere hängen. Oefters blühen sie zweymal des Jahrs. Im vierten Monat nach der Blüthe werden die Beere eingesammelt. Die Blattstiele haben an ihrer Basis 2 Zähne, die Blätter einen bittern Geschmack und rothen Saft. Sie halten sich lange, ohne zu verderben.

wächßt überall in ganz Indien, eigentlich aber kömmt er nur an feuchten und lettigen Orten gut fort. Man errichtet besondere Pflanzungen davon, die in Ansehung seines täglichen Gebrauchs sehr vortheilhaft sind.

Zu allen Stunden des Tags, selbst des Nachts, kauen die Indianer Betelblätter, deren Bitterkeit durch die Arekanüsse gemildert wird, die sie allzeit darein wickeln. Man verbindet beständig damit Chunam, eine Art eines aus Schaalen verfertigten Kalches. Reiche Leute verbinden damit oft wohlriechende Sachen, die ihrer Eitelkeit oder Sinnlichkeit schmeicheln.

Man kann einander nicht mit Anständigkeit auf einige Zeit verlassen, ohne daß einer dem andern ein Beutelchen voll Betel giebt; dieses ist ein freundschaftliches Geschenke, das die Abwesenheit erträglich macht. Der Mund muß allzeit nach Betel riechen, ausser man habe mit seinen Obern zu sprechen. Das galante Frauenzimmer braucht den Betel am häuffigsten, als eine mächtige Lockspeise zur Liebe. Man genießt Betel nach den Mahlzeiten; man kauet Betel während den Besuchen, man bietet einander Betel an beym Kommen und beym Gehen; allezeit Betel. Wenn auch die Zähne darunter leiden, so wird der Magen dabey desto gesünder und stärker. Dieses ist wenigstens ein allgemein angenommenes Vorurtheil in Indien.

6) Die Perlenfischerey gehört auch noch zu den Einkünften von Ceylan. Man kann mit Wahrscheinlichkeit schliessen, daß diese Insel, die nur 15 Meilen vom festen Land liegt, in mehr oder weniger ältern Zeiten durch eine große

Natur-

Naturbegebenheit davon getrennt worden ist. Der Raum, der sie gegenwärtig vom festen Land trennt, ist voll Untiefen, welche die Schiffe verhindern, durchzufahren. Nur an einigen Stellen findet sich 4 oder 5 Fuß tief Waßer, wo Kähne durchkommen können. Die Holländer, die sich die Oberherrschaft davon anmassen, halten immer 2 ausgerüstete Chaluppen daselbst, um die Abgaben einzutreiben, die sie fest gesetzt haben. In dieser Meerenge geschieht die Perlenfischerey, die ehemals so einträglich war. Diese Quelle von Reichthümern ist aber so erschöpft worden, daß man sich derselbigen nur selten bedienen kann. Man untersucht zwar wirklich alle Jahre die Bank, um zu wissen, wie stark dieselbige mit Muscheln besetzt ist, aber gemeiniglich finden sie sich nur alle 5 oder 6 Jahre in hinlänglicher Anzahl. Alsdann wird die Fischerey verpachtet und man kann sie, alles zusammen gerechnet, für 200, 000 Livres *) unter den Einkünften der Gesellschaft in Anschlag bringen. An der nemlichen Küste findet man auch eine Muschel, die Sjancos genennet wird, und woraus die Indianer von Bengalen Armbänder verfertigen. Die Fischerey davon ist frey, aber der Handel damit ausschließend.

Ausser allem diesem bleibt der wichtigste Gegenstand für die Gesellschaft der Zimmet, welcher das Product von einer Art Lorbeerbaum ist. f) Die Wurzel dieses Baums ist ästig, mit einer sehr wohlriechenden Rinde bedeckt, aus welcher

*) Oder 91663 fl. 40 kr.

f) Laurus Cinamomum. Eine Abbildung davon siehe Icon. plant. medic. Tab. 239.

man durch die Distillation einen wirklichen Campher erhalten kann. Sein mittelmäßig hoher Stamm g) breitet sich in verschiedene Aeste aus. Seine Blätter, die gemeiniglich einander gegenüberstehend und fortdauernd sind, sind eyförmig, spitzig h) mit drey Hauptnerven bezeichnet. Sie sind dunkelgrün, und haben den Geruch der Gewürznägelein. In ihren Winkeln i) oder an den Enden der Zweige findet man Blumenbüschel mit sehr kleinen Blumen, deren jede aus sechs Blättgen, neun Staubfäden, und einem Stempfel besteht, k) welcher, wenn er zeitig ist, zu einer kleinen Beere wird, welche die Gestalt und

---

g) Der mit einer schönen und großen Krone gezierte Zimmetbaum wird 20 und mehr Fuß hoch, und blühet im Jenner und Hornung. Er erreicht eine Dicke von anderthalb Fuß, und seine äußere Rinde ist glatt und braungrau.

h) Drey bis fünf Zoll lang, lederartig, am Rande ganz und glänzend. Zuerst schönroth, dann erst grün.

i) Aus den entgegengesetzten Winkeln der jungen Zweige.

k) Die äußeren Blumenstiele sind 1 die übrigen 2 — 3 Zoll lang. Sie tragen am Ende 3 Blümgen, von gelbgrünlicher Farbe, ohne Geschmack, verbreiten aber weit umher einen etwas unangenehmen Geruch, der dem Geruch des Türkenbunds (Lilium martagon) gleicht. Sie haben keinen Kelch, sondern nur 6 eyrunde, hohle, spitzige Blättgen, die 9 Staubfäden sind etwas kürzer als die Krone. Drey mit Spitzen besetzten Knöpfgen machen das Honigbehältnis aus, und umgeben den länglich runden Fruchtknoten, der länger als die Staubfäden ist, und eine flache dreyeckigte Narbe hat.

und Natur einer Olive hat l) und mit einem beinharten Kern ausgefüllt ist. Nach einigen Beobachtern sind der Stempfel und die Staubfäden getrennt, und stehen auf zwey verschiedenen Bäumen. Der eine, welcher spitzigere Blätter hat, ist der männliche, der andere, der sie mehr zugerundet hat, ist der weibliche. Die Furcht, wenn sie im Wasser gesotten wird, giebt ein oben schwimmendes Oehl, das man brennen kann. m) Wenn man es gerinnen läßt, so wird es weiß und hart, und man macht sehr angenehm riechende Lichter daraus, die aber nur zum Gebrauch des Königs von Ceylan bestimmt sind. Das Holz hat keinen Geruch. Es ist nichts kostbar an dem Baum, als die Rinde, welche drey Lagen hat, und den Stamm, und die Aeste bedeckt. Im Hornung und im Herbstmonat, n) das ist, wenn der Saft am häufigsten vorhanden ist, schälet man die zwey äussere Lagen ab, und trägt Sorge diejenige nicht zu verletzen, die unmittelbar auf dem Holz aufliegt, damit sie desto leichter eine neue Rinde erlangen kann, welche man nach 18 Monaten wieder, wie die

---

l) Die Frucht ist unten mit dem Kelch umgeben, weich, unschmackhaft, zuerst grün, dann roth, und endlich dunkelblau. Die Nuß ist gräulich, und hat unter einer dünnen Schaale einen weissen Kern, der nach dem Abfallen bald in der Erde keimet und aufgehet, oder in wenigen Tagen verdirbt, und zum Verpflanzen untauglich wird.

m) Es ist weiß und sehr dick, und wird Caneelwachs genannt.

n) Nach Cämpfer nur im Maymonat.

erstern abnimmt. Diese Rinden, wenn sie von der grauen und rauhen Oberhaut befreyt sind, werden in Scheiben geschnitten, und an die Sonne gelegt, an welcher sie sich im Trocknen aufrollen. Die alten Zimmetbäumen geben nur einen groben Zimmet, der fast ohne Geschmack ist; es ist aber hinlänglich, um junge Bäume zu haben, den Stamm derselben abzuhauen. Der Stock treibt hernach viele neue junge Stämme, welche die Wünsche vollkommen erfüllen.

Der Zimmet, wenn er recht gut seyn soll, muß fein, glatt, leicht, zerbrechlich, dünn, gelbröthlich, wohlriechend, gewürzhaft, und von scharfem, doch angenehmem Geschmack seyn. Die Kenner ziehen denjenigen vor, der in langen Rollen, und klein in Stücken ist. Er vermehrt die Wollust bey Mahlzeiten, und leistet in der Arzneykunst viele Dienste.

Die Kunst, die Zimmetbäume abzuschälen, ist eine besondere Beschäftigung, und die niederträchtigste Arbeit auf der Insel Ceylan. Aus dieser Ursache bleibt sie allein den Chaliaten überlassen, welches die niedrigste Caste ist. Jeder andere Einwohner, der dieses Geschäft betriebe, würde mit Schimpf aus seinem Stamm vertrieben werden.

Nicht auf der ganzen Insel wachsen, wie man gemeiniglich glaubt, Zimmetbäume, und nicht alle kann man abschälen, die daselbst wachsen. Die Berge, welche die Bedas bewohnen, sind voll davon; aber diese sonderbare Nation gestattet weder den Europäern, noch den Cingalesen den Zutritt in ihr Land; und man würde unzählige Schlachten liefern müssen, um mit Gewalt durchzudringen. Die Holländer kaufen

sen den grösten Theil des Zimmets, den sie nöthig haben, von den ihnen unterworfnen Indianern, von Negumbo, Kolumbo und Puntagallo, den einzigen Gegenden ihrer Herrschaft, die denselben liefern. Das übrige liefert ihnen der Hof von Candi um einen höhern Preis. Eines in das andere gerechnet, kömmt sie doch das Pfund nicht höher zu stehen als 13 Sols 2 Denier *).

Die Landeseinkünfte, die Zölle, und die kleinen Handelszweige betragen zu Ceylan jährlich nicht mehr als 2200000 Livres. **) Ihre Verwaltung und Vertheidigung kostet 2420000 Livres ***), der Abgang wird durch den am Zimmet sich ergebenden Gewinst ersetzt. Dieser muß auch noch die Kosten zu den Kriegen, die nur zu häufig wieder angehen, ertragen.

Seit den ersten Gefechten ziehen sich die Völker, welche die Küsten bewohnen und das europäische Joch verabscheuen, meistentheils in das innre Land zurück. Sie erwarten nicht immer erst die Feindseeligkeiten, um sich zu entfernen; und bisweilen ergreifen sie diesen Entschluß bey dem geringsten Misverständnis, das sie zwischen ihren alten und neuen Herren bemerken. Da diese sich der Arme, die ihnen Reichthümer verschaffen könnten, beraubt sehen, müssen sie mit gewaffneter Hand in ein Land eindringen, das von allen Seiten durch Flüsse, Hölzer, Hohlwege und Gebirge durchschnitten ist.

*) Oder 18 kr. $\frac{5}{6}$ hlr.

**) Oder 1008333 fl. 20 kr.

***) Oder 1109166 fl. 40 kr.

Die Holländer, welche diese Widerwärtigkeiten voraussahen, suchten von der ersten Zeit ihrer Niederlassung an, den König von Candi durch die Mittel, welche überall bey den asiatischen Despoten am besten anschlagen, zu verführen. Sie sandten ihm Bottschafter, sie machten ihm reiche Geschenke, sie führten seine Priester auf ihren Schiffen nach Siam, um daselbst die Religion, die mit der seinigen einerley ist, zu studieren.

Ob sie schon die Festungen und Ländereyen, die sie besaßen, den Portugiesen abgenommen hatten, begnügten sie sich damit, den Titel, Bewohner seiner Küsten von diesem zu erhalten. Sie brachten ihm noch manches andres Opfer.

Unterdessen sind so sichtbare Schonungen nicht immer hinreichend gewesen, den Frieden zu erhalten: er ist zu verschiedenenmalen gestört worden. Unter allen den Kriegen, die Mißtrauen und entgegengesetzte Absichten erregt haben, ist derjenige, der den 14ten Hornung 1766 ein Ende nahm, der längste und der hitzigste gewesen. Da die Gesellschaft einem aus seiner Hauptstadt verjagten und in Wäldern herumziehenden Monarchen Gesetze vorschrieb, so hat sie einen sehr vortheilhaften Frieden gemacht. Ihre unabhängige Herrschaft über alle Gegenden, die sie vor den Unruhen in Besitz hatte, wird anerkannt. Der Theil der Küsten, der den Landseingebornen geblieben war, ist ihr überlassen. Es wird ihr erlaubt seyn, den Zimmet in allen Ebenen zu schälen, und der Hof wird ihr den besten auf den Gebirgen auf der Stelle das Pfund für 2 Livres 7 Sols

7 Sols 2 Denier *) überlassen. Ihre Handlungsbediente haben das Recht, den Handel überall auszubreiten, wo sie Aussicht haben werden, ihn mit Vortheil zu treiben. Die Regierung macht sich anheischig, keinerley Verbindung mit irgend einer auswärtigen Macht zu haben, ja sogar alle Europäer auszuliefern, die sich in die Insel hineingeschlichen haben könnten. Zur Vergeltung so vieler Aufopferungen wird der König jährlich den Werth dessen, was ihm die abgetretenen Küsten einbrachten, erhalten, nnd seine Unterthanen sollen, ohne etwas zu bezahlen, alles zu ihrem Gebrauch nöthige Salz daher holen können. Die Gesellschaft könnte dem Anschein nach großen Vortheil aus einer so glücklichen Lage ziehen.

Die Ländereyen gehören zu Ceylan, noch mehr als in dem übrigen Indien, dem Landsherrn eigenthümlich. Dieses verderbliche System hat in dieser Insel die schrecklichen Folgen gehabt, die von demselben unzertrennlich sind. Die Unterthanen leben daselbst in der vollkommensten Unthätigkeit. Sie wohnen in Hütten; sie haben kein Hausgeräth; sie leben von Früchten, und die wohlhabendsten haben statt aller Kleidung ein Stück grober Leinwand mitten um den Leib gewunden. Wenn noch die Holländer das thun, was man allen Nationen, die Kolonien in Asien errichtet haben, vorwerfen kann, daß sie es nicht gethan haben: wenn sie Ländereyen eigenthümlich unter den Familien vertheilen, so werden sie ihren alten Regenten vergessen, vielleicht verwünschen, sie werden sich der Regierung gänzlich ergeben, die

an

*) Oder 1 fl. 4 kr. 6 5/6 hlr.

an ihrem Glück arbeiten wird; sie werden arbeiten, und werden verzehren. Alsdann wird die Insel Ceylan die Wohlhabenheit genießen, zu der sie die Natur bestimmt hat. Sie wird vor Glückswechsel geschützt, und im Stand seyn, die Besitzungen auf dem festen Land, die sie decken helfen soll, zu unterstützen.

XVI.

Handel der Holländer auf der Küste von Koromandel.

Kaum waren die Holländer in Indien erschienen, so suchten sie sich schon Comptoire auf der Küste von Koromandel und Orixa zu verschaffen. Mit Bewilligung der Landesfürsten legten sie zu verschiednen Zeiten dergleichen auf der Fischereyküste, zu Negapatnan, Sadrapatnam, Paliacate, Bimiliapatnam an. Von diesen verschiedenen Niederlassungen bezogen sie jährlich für die asiatischen oder europäischen Märkte vier oder fünf tausend Ballen Leinwand, welche nach Negapatnam, dem Hauptort so vieler Lager gebracht werden. Dieser Niederlagsort war ganz offen, als im Jahr 1690. eine sehr regelmäßige Citadelle, die aber von kleinem Umfang war, gebaut wurde. Die Häuser, die man um selbige herum zubauen gestattet hat, haben in der Folge der Zeit die Festungswerke unbrauchbar gemacht, und man hat daher 1742. den Entschluß gefaßt, die Stadt mit Mauern zu umgeben. Ihr Gebiet, das im Anfang sehr eingeschränkt war,

ist

ist nach und nach auf zehen oder zwölf Dörfer, die von Manufacturen angefüllt sind, angewachsen.

Gegen die Waaren, die die Holländer empfangen, geben sie tauschweise Eisen, Bley, Kupfer, Zinn, Zucker, Arack, Zimmerholz, Pfeffer, Gewürze, Tutenago o), ein Mineral, das Eisen und Zinn enthält. Sie gewinnen auf diesen Artikeln zusammen 1100000 Livres *), zu welchen man noch 88000 Livres **), welche die Zölle abwerfen, hinzufügen kann. Die wirklichen Kosten belaufen sich auf 808000 Livres ***), und man darf, ohne Furcht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, sagen, daß die Schiffsfracht den Ueberrest des Gewinnsts aufzehrt. Der reine Gewinnst des Handels für die Gesellschaft besteht also nur in dem, was sie aus dem Verkauf der Leinwand machen kann.

XVII.

Handel der Holländer auf der malabarischen Küste.

Ihre Lage ist zu Malabar noch weniger zuträglich. Die überall vertriebenen Portugiesen erhielten sich

---

o) Toutenague (Beaumare Mineralogie) Tutenago ist eine feine Art Zink, das uns aus Indien in Rollen gebracht wird, und welches die Zinngiesser lieber, als unser teutsches haben, weil es reiner und zäher ist.

*) Oder 504166 fl. 40 kr.

**) Oder 40333 fl. 20 kr.

***) Oder 370333 fl. 20 kr.

sich noch mit einigem Ansehen daselbst, als im Jahr 1663. sie sich durch die Holländer angegriffen sahen, die ihnen Culan, Cananor, Grandganor und Cochin wegnahmen. Der siegende General hatte kaum den letzten noch einzigen wichtigen Platz eingeschlossen, als er die Aussöhnung seines Vaterlands mit Portugal vernahm. Diese Nachricht wurde geheim gehalten. Man betrieb die Arbeit aufs eifrigste, uud die durch unaufhörliches Stürmen ermüdeten Belagerten ergaben sich den achten Tag. Den Tag darauf brachte eine von Goa abgefertigte Fregatte die Friedensartikel. Der Sieger rechtfertigte seine Arglist nicht anders, als daß er sagte, diejenigen, die sich so laut beklagten, wären einige Jahre vorher in Brasilien eben so verfahren.

Nach dieser Eroberung glaubte sich die Holländer eines ansehnliches Handels im Malabarischen gesichert. Aber der Ausgang hat den Hofnungen, die sie gefaßt hatten, nicht entsprochen. Es ist der Gesellschaft nicht, wie sie es hofte, gelungen, von dieser Küste die andern europäischen Nationen auszuschließen. Sie findet daselbst nichts, als eben die Waaren, die sie in ihren andern Besitzungen hat, und die Mitbewerbung macht, daß sie selbige theurer kaufen muß, als auf den Märkten, wo sie ein ausschliessendes Privilegium ausübt.

Ihr Verkauf erstreckt sich bloß auf ein wenig Alaun, Benzoe, Campher, Tutenago, Zucker, Eisen, Calin p), Bley, Kupfer und Queckſilber.

Das

p) Calin ist eine Gattung Metall, das dem Bley und

Das Schif, welches diese mäßige Ladung gebracht hat, kehrt mit einer Ladung von Kayar zum Gebrauch des Hafens, nach Batavia zurück. Die Gesellschaft gewinnt an diesen Punkten höchstens 396000 Livres; *) welche, mit 154000 Livres, **) die ihr die Zölle einbringen, eine Summe von 550000 Livres ***) ausmacht. In den allerruhigsten Zeiten kostet ihr die Unterhaltung ihrer Besitzungen 510400 Livres, ****) so daß nur 39600 *****) für die Unkosten der Aüsrüstung übrig bleiben, welches augenscheinlich nicht hinreichend ist.

Die Gesellschaft bekömmt zwar aus Malabar zwey Millionen Pfund Pfeffer, welcher auf Booten nach Ceylan gebracht wird, wo man ihn auf die Schiffe vertheilt, die man daselbst nach Europa abfertigt. Es ist auch wahr, daß sie vermöge ihrer Verträge den Centner Pfeffer nur mit 38 Livres 8 Sols ******) bezahlt, da andre mitwerbende Gesellschaften 43 bis 45 dafür zahlen, und Privatkaufleute wohl noch theurer einkaufen; aber der Profit, den sie an diesem Arti-

---

und Zinn gleicht, und aus dem die Chineser allerley Geschirr in Japon, Cochinkina und Siam verfertigen, ja selbst ihre Häuser damit decken. Wir erhalten oft Büchsen davon, auch Kaffeekannen.

*) Oder 181500 fl.
**) Oder 70583 fl. 20 kr.
***) Oder 252083 fl. 20 kr.
****) Oder 233933 fl. 20 kr.
*****) Oder 18150 fl.
******) Oder 17 fl. 36 kr.

Artikel macht, und noch mehr wird durch die Kriege, wozu er Gelegenheit giebt, wieder aufzehrt.

Diese Betrachtungen waren dem Generaldirector Goloneß zu Batavia gewiß entgangen, da er behaupten durfte, die Besitzungen von Malabar, welchen er lange vorgestanden war, wären mit die wichtigsten für die Gesellschaft. Ich denke hierinn so wenig, wie Sie, sagte ihm der General Mossel, daß ich wohl wünschen möchte, die See hätte selbige vor hundert Jahren verschlungen.

XVIII.

Niederlassung der Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hofnung.

Doch dem sey, wie ihm wolle, so bemerkten die Holländer, mitten in ihrem Glück, daß ihnen ein Ruhort mangelte, wo diejenigen ihrer Schiffe, die nach Indien hin, oder daher segelten, Erfrischungen finden könnten. Man war wegen der Wahl verlegen, als der Wundarzt von Riebeck im Jahr 1650 das Vorgebirge der guten Hofnung vorschlug, welches die Portugiesen unrecht verachtet hatten. Ein Aufenthalt von einigen Wochen hatte diesem klugen Mann gezeigt, daß eine Colonie an diesem mittäglichen Ende von Afrika wohl angelegt seyn würde, um eine Niederlage zu dem Handel zwischen Europa und Asien abzugeben. Man trug ihm die Sorge auf, diese Niederlassung zu errichten. Seine Absichten waren nach einem guten Entwurf eingerichtet. Er brachte die Verordnung

zu wege, daß einem jeden, der sich dort wohnhaft niederlassen wollte, ein angemessenes Stück Boden geben würde. Es sollte Getraid, Vieh und Geräthschaft denen, die das nicht hätten, vorgeschossen und junge, aus den Wayfenhäusern genommene Frauensleute ihnen zugesellt werden, um ihre Arbeiten zu versüßen und mit ihnen zu theilen. Es stand allen denen frey, die sich in drey Jahren nicht an das Clima gewöhnen könnten, nach Europa zurückzukehren, und mit ihren Besitzungen zu walten, wie sie wollten. Nach diesen getroffnen Einrichtungen segelte man ab.

Die große Gegend, die man anzubauen vorhatte, war von Hottentotten bewohnt; eine Nation, die in verschiedne Horden eingetheilt ist, deren jede einen unabhängigen Staat ausmacht. Ihre Dorfschaften bestehen in Hütten, mit Häuten bedeckt, zu welchen man nur herein kriechen kann, und die in einem Zirkel angelegt sind. Diese Hütten dienen fast allein darzu, einige Nahrungsmittel und die Haushaltungsgeräthschaft darin zu verwahren. Außer der Regenzeit begiebt sich der Hottentotte niemals hinein. Man sieht ihn immer vor dem Eingang liegen. Daselbst schläft, raucht und besäuft er sich, um die Zukunft eben so unbekümmert, wie um die Vergangenheit.

Das Hüten des Viehs ist die einzige Beschäftigung dieser Wilden. Da in jedem Dorf nur eine Heerde ist, und diese allen gemeinschaftlich gehört, so muß sie jeder nach der Reihe treiben. Diese Verrichtung erfordert eine beständige Wachsamkeit, weil das Land voll wilder Thiere ist. Alle Tage schickt der Schäfer auf das Kundschaften aus. Hat sich ein Leopard oder ein

Tiger

Tiger in der Nachbarschaft sehen lassen, so ergreift die ganze Dorfschaft die Waffen. Man eilt gegen den Feind; und selten entgeht er der Menge von vergifteten Pfeilen, den gespitzten und im Feuer gehärteten Pfählen.

Da die Hottentotten weder Reichthümer, noch Zeichen von Reichthümer besitzen, da ihre Ochsen und Schaafe, die ihre einzigen Güter sind, ihnen gemeinschaftlich zugehören, so muß es wenig Ursachen zu Streitigkeiten bey ihnen geben. Sie sind auch unter einander durch die Bande einer unveränderlichen Eintracht vereinigt. Ja sie würden sogar niemals Krieg mit ihren Nachbarn führen, wenn es nicht Streitigkeiten gäbe, die das geraubte oder verlaufne Vieh unter den Schäfern anrichtet.

Sie sind, wie alle Hirtenvölker, sehr freundschaftlich gesinnt, und haben etwas von der Unreinlichkeit und Dummheit der Thiere, die sie treiben, an sich. Sie haben einen Orden errichtet, womit sie denjenigen beehren, der irgend eines von diesen ihre Schäfereyen verheerenden Thieren erlegt hat. Die Vergötterung des Herkules ist aus derselben Quelle entstanden.

Man könnte die Sprache dieser Wilden schwerlich mit unsern Buchstaben schreiben. Sie besteht aus einer Art von Vogelgesang, der aus Zischen und seltsamen Lauten, die mit den unsrigen fast nichts ähnliches haben, zusammengesetzt ist.

Die Fabel, welche den Weibsleuten dieser Nation eine Schürtze von Fleisch andichtete, die von der Mitte des Leibs bis auf die Geburtstheile herunter hängen soll, hat endlich einmal ihre Glaubwürdigkeit verloren. Man hat bestättigt gefunden, daß diese Weibsleute fast so gestal-

tet

tet sind, wie sonst unter andern heissen Himmelsstrichen, wo die äussere Werkzeuge der Wollust, und zwar sowohl die obere, als die um selbige herum gelegenen größer und ausgedehnter sind, als in gemäßigten Gegenden.

Aber ganz gewiß ist, daß die Hottentotten nur einen Testikel haben. Dieses hat man oft bemerkt, die gleichen Absichten auf Nutzen, die Gegenwart der gleichen Gefahr flößten auch sowohl mitten in den Wäldern, als in der Gesellschaft die gleichen Mittel ein. Ich weis nicht, ob diese nemliche Bemerkung sich nicht auch auf die Thiere erstreckt. Die Vögel haben einen ihnen eigenen Gesang. Dieser ist anders, wenn sie für die Erhaltung ihrer Jungen, anders wenn sie für ihre eigene wachen. Sind diese fremden Zeichen, so wie das Bedürfnis überlegt, oder nicht überlegt? Dieses wissen wir nicht. Aber gewiß ist es, daß sie unter ihnen, wie unter uns, Wirkungen des Eigennutzes, der Furcht, des Zorns sind, und daß sie die Fertigkeit zur Gewohnheit macht. So haben bey Aufruhren die Rebellen Zeichen, durch welche sie sich erkennen, trotz dem Aufstand und mitten im Gemenge: dieses ist ein Kreutz, eine Feder, eine Schärpe, eine Binde; dieses ist ein Geschrey, ein Wort, der Laut eines Instruments, das diejenige aufweckt, an die es gerichtet ist; während dem daß es diejenigen, die den Schlüssel darzu nicht haben, im Schlaf schlummern oder in Sicherheit leben läßt.

Dieses war nach aller Wahrscheinlichkeit der erste Ursprung der meisten sonderbaren Gebräuche, die wir bey den Wilden, und selbst in gesitteten Gesellschaften antreffen. Dieses waren auszeich-

nende Züge der Horde, zu der sie gehörten, Zeichen, an denen sie einander erkannten. Die Beschneidung der Juden und Mahomedaner kann keinen andern Zweck gehabt haben, als die breitgedrückten Nasen, als die blatten oder langgezogenen Köpfe, als die hängenden und durchbohrten Ohren, als die auf der Haut gemahlten Figuren, die Brandmahle, die langen oder kurzen Haare, und die Verstümmelung gewisser Glieder. Wegen der Beschneidung der Vorhaut sagt ein Jud zu dem andern, und ich, ich bin auch ein Jud. Wegen der Ausschneidung eines Testikels sagt ein Hottentotte zum andern, und ich, ich bin auch ein Hottentotte. Und warum sollten diese Unterscheidungszeichen nicht darzu bestimmt seyn, das Gefühl des Hasses oder der Freundschaft, die Gleichförmigkeit des Gottesdienstes fortzupflanzen, das Andenken einer Wohlthat oder einer Beleidigung zu verewigen, und desselben Rache oder Erkenntlichkeit einer Klasse von Menschen gegen die andre zu empfehlen?

Je mehr die Menschen in einem unstäten Zustand sich befinden, desto nützlicher werden ihm diese Arten von Rückerinnerung seyn. Zwey einzelne, die in ihrer Heymath durch kein Band vereinigt waren, treffen sich in einem entfernten Land an. Sobald sie sich erkennen, nähern sie sich mit Zutrauen, sie umarmen sich, sie vertrauen einander ihre Noth, ihre Freuden, ihre Bedürfnisse, und sie helfen einander. Die Gesetzgeber, die sich immer beeifert haben, die von ihnen aufgeklärten Völker von den umliegenden barbarischen Nationen abzusondern, und die befürchteten, sie möchten sich einmal in die allgemeine

Masse

Masse verlieren, verschaften diesen Zeichen das Ansehen göttlicher Befehle. Die Wilden haben selbige gleichfalls durch die darauf verwandte Achtung und die der Natur beständig angethane Gewalt, so viel möglich ist, bleibend gemacht. Und so ist es an dem, daß die thierische Welt, welche kein festes System von Erziehung, gesellschaftlicher Verbindung und Sittenlehre hat, solches durch allgemeine Fertigkeiten ersetzt. Die physische Beschaffenheit des Himmelsstrichs that das übrige. Die Kinder der Natur wurden, ohne allen Zweifel, einer besondern Art von Gewalt, die sie beherrschte, ohne sie zu plagen, unterwürfig; und so nahmen die Hottentotten die Sitten der Hirten an.

Aber sind sie glücklich, werdet ihr mich fragen? Und ich, ich werde euch fragen, wo ist der von den Vorzügen unsrer Gesellschaften so eingenommene, mit unsern Plagen so wenig bekannte Mensch, der nicht einigemal in Gedanken in die Wälder zurückgekehrt ist, und der nicht wenigstens das Glück, die Unschuld und die Ruhe des patriarchalischen Lebens sich gewünscht hat? Ach dieses Leben ist das des Hottentotten. Liebt ihr die Freyheit? Er ist frey. Liebt ihr die Gesundheit? Er kennt keine andere Krankheit, als das Alter. Liebt ihr die Tugend? Er hat Neigungen, die er ohne Gewissensbisse befriedigt; aber er hat keine Laster. Ich weis gar wohl, daß ihr euch mit Ekel von einem, so zu sagen, in die Eingeweide der Thiere eingewickelten Menschen entfernen werdet. Glaubt ihr also, daß das Verderben, zu dem ihr herabgestürzt seyd, euer Haß, euere Untreue, eure

Falschheit, meine Vernunft nicht mehr aufbringen, als die Unreinlichkeit des Hottentotten meine Sinne?

Ihr lacht voll Verachtung über das abergläubische Wesen des Hottentotten. Aber vergiften euch nicht eure Priester gleich bey der Geburt mit Vorurtheilen, welche die Quaalen eures Lebens ausmachen, die Zwietracht in eure Familien aussäen, die eure Gegenden, eine gegen die andre bewaffnen? Eure Vätter haben sich hundertmal wegen unbegreiflicher Fragen erwürgt. Diese rasenden Zeiten werden wieder kommen, und ihr werdet euch auch dann ermorden.

Ihr seyd auf eure Einsichten stolz; aber zu was dienen sie euch, von was für einem Nutzen würden sie für den Hottentoten seyn? Ist es dann so wichtig, von der Tugend schwatzen zu können, ohne sie auszuüben? Welchen Dank wird euch der Wilde schuldig seyn, wenn ihr ihm Künste, ohne die er zufrieden lebt, Arbeiten eures Fleises, welche ihm nur seine Bedürfnisse und Geschäfte vervielfältigen würden, Gesetze mitgetheilt habt, von denen er sich nicht mehr Sicherheit, als ihr habt, versprechen kann?

Noch würde man euch entschuldigen, wenn ihr bey eurer Anlandung an seinen Küsten euch vorgenommen hättet, daselbst ein gesitteteres Leben, Sitten, die euch besser zu seyn dachten, als die seinigen, einzuführen. Aber ihr seyd an seinem Land ausgestiegen, um ihn davon zu treiben. Ihr habt euch seiner Hütte nur deswegen genähert, um ihn daraus zu jagen, um ihn, wenn ihr es könnet, statt des Thiers, das unter der Geisel des Ackermanns arbeitet, zu gebrauchen, um ihn

vollends zum unvernünftigen Thier herabzusetzen, und euer Gierigkeit zu befriedigen.

Fliehet, unglückliche Hottentotten, fliehet! Verstecket euch in eure Wälder. Die wilden Thiere, die selbige bewohnen, sind weniger fürchterlich, als die Ungeheuer, unter deren Herrschaft ihr fallet werdet. Der Tiger wird euch vielleicht zerreissen, aber er wird euch nichts, als das Leben rauben. Der andre wird euch die Unschuld und die Freyheit entreissen. Oder wenn ihr euch herzhaft genug fühlet, nehmt eure Beile, spannt euer Bogen, laßt eure vergifteten Pfeile auf diese Fremdlinge regnen. Auch nicht einer soll übrig bleiben, der seinen Landsleuten die Neuigkeit von ihrem Unstern hinterbringen könnte!

Aber ach! ihr setzt kein Mistrauen in sie, und ihr kennet sie nicht. Sie haben die Sanftmuth auf ihren Gesichtern gemahlt. Ihr Betragen verspricht eine Leutseligkeit, die euch hintergehen wird? Und wie sollte sie euch nicht betrügen, die für sie selbst ein Fallstrick ist? Die Wahrheit scheint auf ihren Lippen zu wohnen. Bey ihrer Anlandung bey euch werden sie sich bücken. Sie werden eine Hand auf die Brust legen, die andre werden sie gen Himmel kehren, oder euch selbige freundschaftlich darbieten. Ihre Geberden werden die der Wohlthätigkeit; ihr Blick der der Menschenfreundlichkeit seyn; aber die Grausamkeit, die Verrätherey liegen in der Tiefe ihres Herzens. Sie werden eure Hütten zerstreuen; sie werden über eure Heerden herfallen; sie werden eure Weiber schänden; sie werden eure Töchter verführen. Entweder werdet ihr euch nach ihren tollen Meinungen bequemen

müssen, oder sie werden euch ohne alle Barmherzigkeit umbringen. Sie glauben, daß der, welcher nicht denkt, wie sie, des Lebens unwürdig sey. Eilt also, und verbergt euch; und wenn sie sich auf eine bittensweise und treulose Art bücken, so durchbohrt ihre Brust. Nicht Vorstellungen von Gerechtigkeit, denn diese hören sie nicht, eure Pfeile müßt ihr an sie richten. Es ist Zeit; Riebeck nähert sich. Vielleicht wird euch derselbe nicht alles das Uebel, das ich euch weissage, zufügen; aber diese verstellte Mäßigkeit wird von denen, die ihm folgen, nicht nachgeahmt werden. Und ihr, grausame Europäer! laßt euch meine Rede nicht aufbringen. Weder der Hottentott, noch der Bewohner der Gegenden, die für euch zum Verwüsten noch übrig sind, werden sie hören. Wenn meine Gedanken euch beleidigen, so seyd ihr nicht menschenfreundlicher, als eure Vorfahren; so seht ihr in dem Haß, den ich ihnen geschworen habe, den, welchen ich vor euch habe.

Riebeck folgte den von den Europäern unglücklicher Weise angenommenen Begriffen, und fieng gleich an, sich des Lands zu bemächtigen, das ihm gefiel, und dachte nachher darauf, sich darin festzusetzen. Diese Aufführung misfiel den Landeseingebohrnen. Warum habt ihr, sagte ihr Abgeordneter diesen Fremdlingen, unsre Ländereyen besäet? Warum gebraucht ihr sie, eure Heerden zu nähren? Mit welchem Auge würdet ihr es ansehen, wenn andre sich eurer Felder so bemächtigten? Ihr befestigt euch nur darum, um die Hottentotten unter das Joch zu bringen. Auf diese Vorstellungen erfolgten einige Feindse-

lig-

ligkeiten. Die Holländer, die noch schwach waren, besänftigten die Gemüther durch viele Versprüche und einige Geschenke. Er kaufte das Land, welches er besetzen wollte, für fünf und vierzig tausend Gulden, die man mit Waaren bezahlte. Alle Ruhe wurde wieder hergestellt, und sie setzten seitdem ziemlich ruhig den Besitz ihrer Anmassungen fort.

Es ist bewiesen, daß seit der Zeit die Gesellschaft sechs und zwanzig Millionen Livres ausgegeben hat, um die Colonie in den Stand zu setzen, worin sie itzt ist.

Es ist die schönste Niederlassung in der Welt, wenn man dem grösten Theil der Seefahrer, die durch eine so lange Reise abgemattet und daher durch die Bequemlichkeit, die sie an diesem berühmten Ruheort antreffen, sehr getäuscht sind, glauben will. Wir wollen sehen, ob die Ueberlegung diese von der Begeisterung angegebenen Lobeserhebungen bestätigen wird.

Das Vorgebirge der guten Hofnung, dessen Seegegenden so stürmisch sind, begränzt die mittäglichste Spitze von Afrika. Sechs Meilen von diesem berüchtigen Gebirge ist eine Halbinsel, welche gegen Mitternacht die Tafelbay, gegen Mittag die falsche Bay bilden. In der ersten dieser beiden Bayen, die nur durch eine Entfernung von 9000 Toisen abgesondert sind, länden alle Schiffe während des grösten Theils des Jahrs an; aber vom 20 May bis zum 20 September ist die Rhede so gefährlich, welches man durch so große Unglücksfälle erfahren hat, daß es den holländischen Schiffen verboten ist, daselbst zu ankern. Sie begeben sich alle in die andre Bay,

in der man zu dieser Jahrszeit nichts zu befürchten hat.

Der Himmel würde auf dem Vorgebirge sehr angenehm seyn, wenn nicht die Winde beynahe immer fort und gemeiniglich heftig weheten. Man wird wegen dieser durch selbige verursachten Unbequemlichkeit durch die herrlich gemäßigte Luft entschädigt, welche sie einem Himmelsstrich, der sonst wegen seiner Breite brennend seyn müßte, verschaffen. Die Luft dieses Orts ist so rein, daß man sie beynahe für ein allgemeines Hülfsmittel für den grösten Theil der aus Europa mitgebrachten Krankheiten hält, und daß sie auch für die in Indien sich zugezogenen Krankheiten nicht undienlich ist. Die Colonisten werden von wenigen Krankheiten befallen. Selbst die Kinderblattern haben dort erst spat eingerissen. Diese durch ein dänisches Schif, wie man sagt, übergebrachte Seuche hat daselbst anfänglich große Verheerung angerichtet, und thut es auch jetzt noch von Zeit zu Zeit.

Der Boden dieser Niederlassung entspricht ihrem Ruf nicht. Die Holländer sahen bey ihrer Ankunft daselbst nichts, als unermeßliche Heiden, einiges Gebüsche, eine Art des Zwiebels, welcher gekocht den Geschmack der Kastanie hat, und den man das Brod der Hottentotten genannt hat. Ueberall wo das periodische Verderben dieser Pflanzen keinen dicken Satz angesetzt hat, war die Erde ein unfruchtbarer Sand. Noch jetzt hat man es nicht dahin gebracht, sie selbst in der Nachbarschaft der Hauptstadt, wo es an Aufmunterung nicht gefehlt hat, fruchtbar zu machen. Ausser einigen Thälern, in welche die

Ge-

Gewässer die wenige Erde, welche die Gebirge bedeckte, hingeführt haben, ist das innre Land nicht fruchtbarer, und es wird noch weniger gewässert, als die Küsten, auf denen doch nichts so selten ist, als ein Bach oder eine Quelle. Daher kömmt es, daß, obgleich die Colonie eben nicht zahlreich ist, ihre Bewohner doch auf hundert fünfzig Meilen der Länge der Küsten des Meers nach und fast über fünfzig ins Land hinein zerstreut sind.

Die Stadt des Vorgebirgs, die einzige, die in der Colonie ist, besteht ungefähr aus tausend Häußern, welche alle mit Ziegelsteinen gebaut, und wegen der Heftigkeit des Winds mit Stroh gedeckt sind. Die Strassen sind breit und rechtwinklich. In der Hauptstrasse ist ein Kanal, der an beiden Seiten mit Bäumen besetzt ist. In einem weiterentlegenen Quartier sieht man noch einen Kanal. Aber der Abfall des Wassers ist so reissend, daß die Schleusen fast einander selbst stossen.

Am äussersten Ende der Stadt ist der so berühmte Garten der Gesellschaft. Er ist acht bis neunhundert Toisen lang. Ein Bach wässert ihn. Um die Pflanzen gegen die Wuth der Winde zu schützen, hat man jedes Gartenbett mit Eichen, die Zaunweise geschnitten sind, eingefangen, ausser die mittlen Alleen, wo man sie nach ihrer ganz Höhe wachsen läßt. Diese obgleich eben nicht gar zu hohe Bäume geben einen angenehmen Anblick in einer Gegend, in der es nur sehr wenig Holz, selbst gehauenes giebt, und wo man genöthigt ist, von Batavia alles Zimmerholz zu beziehen. Die Gemüse

neh-

nehmen den grösten Theil des Bodens ein. Der kleine Platz, welcher der Gewächskunde gewiedmet ist, enthält nur wenige Pflanzen. Der Thiergarten, der an den Garten gränzt, ist ebenfalls ganz geleert. Sonst enthielt derselbe eine größre Anzahl Vögel und vierfüssige Thiere, die in unsern Gegenden unbekannt sind.

Die Weinreben bedecken vorzüglich die benachbarten Felder der Hauptstadt. Unter einem Himmelsstrich, wo der Hagel und das Gefrieren nicht zu befürchten sind, darf man auf ihr Gerathen fast sicher rechnen. Es scheint, daß man unter einem so reinen Himmel, in einem sandigen Boden, mit der Leichtigkeit, die besten Lagen auszusuchen, ein auserlesenes Getränk erhalten sollte. Und doch, es mag nun ein Fehler des Climas oder die Nachläßigkeit der Pflanzer die Ursache seyn, ist es nur von einer sehr geringen Gattung, ausser einem magern, säuerlichen und angenehmen Wein, der seinen Ursprung von Madera hat, und den die reichen Colonisten trinken. Der Wein, den Europa unter dem Namen Constantia kennt, welcher theils weis theils roth ist, wird nur auf einer Strecke von fünfzehn Ackerlandes von Rebstöcken, die ehehin aus Persien dahin gebracht worden sind, gesammelt. Um die Menge zu vergrösern, vermischt man ihn mit einem ziemlich guten Muskatenwein, der auf den benachbarten Weinbergen wächst. Ein Theil davon wird an die Gesellschaft um den Preis, den sie selbst festsetzt, abgeliefert; der Ueberrest wird allen, die Lust zum kaufen haben, das Faß um 1200 Franken verkauft.

Die Getraidarten werden in einer vom Cap entfernten

ferntern Gegend gebaut. Sie sind jederzeit um einen mäsigen Preis wegen des leichten Umackerns, des häufigen Düngers, und der Thunlichkeit, die Felder ausruhen zulassen, in Ueberfluß vorhanden.

Vierzig oder fünfzig Meilen von dem Hafen hören die angebauten Felder auf. In einer größern Entfernung würde es nicht möglich seyn, die Lebensmittel mit Vortheil zuverführen. Die Felder sind nur mit zahlreichen Heerden bedeckt, welche jährlich zwey oder dreymal nach dem Hauptort der Colonie getrieben werden. Daselbst werden sie gegen einige aus Europa oder Indien zugeführte, theils nothwendige Erfordernisse, theils blose Bequemlichkeiten vertauscht. Die friedlichen Bewohner dieser entlegenen Gegenden essen wenig Brod, und nähren sich fast allgemein mit frischem oder eingesalzenem Fleisch, das mit Gemüse untermengt ist, das an dieser äussersten Spitze einen eben so guten Geschmack hat, als in unsern Gegenden. Unsere Früchte, die grösstentheils nicht ausgeartet sind, sind einer andre Hülfsquelle ihre Nahrung. Sie ziehen von den asiatischen Gewächsen weniger Nutzen, da sie nicht wohl gerathen, und deren einige, wie der Zucker und Kaffe, niemals haben einheimisch gemacht werden können.

Als die Gesellschaft ihre Niederlassung auf dem Vorgebirge anlegte, wies sie jedem der ersten Colonisten ein Stück Lands von einer Meile ins Gevierte unentgeltlich an. Diese Verleihungen, so wie die folgenden sind nachher mit einer Auflage auf jede Veränderung beschwert worden.

Diese Neuerung ist nicht der einzige Vorwurf, den die Colonisten dem Alleinhandel machen. Sie beklagen sich auch über den geringen Preis, den man auf die zu seinen Bedürfnissen erforderlichen Lebensmitttel sezt. Sie beklagen sich über die Fesseln, die man dem Absatz der Erzeugnisse, die man nicht behält, anlegt. Sie beklagen sich über die verschiedenen Bedienten zugestandene Rechte auf alles, was im Land verkauft, oder gar ausgeführt wird. Sie beklagen sich über das Verbot, das ihnen gemacht worden ist, auch das geringste Schiff zum Verkehr unter ihnen, oder das Holz, das die Natur ihnen verweigert hat, auf den benachbarten Küsten zu holen, auszurüsten. Sie beklagen sich darüber, daß man sie durch eben so vervielfältigte, als unnüzliche Förmlichkeiten genöthigt hat, um übermäßige Zinse Geld zu borgen, welches ihre Pflanzungen mehr ausdehnen würde. Sie beklagen sich darüber, daß ihnen, da sie meistens Lutheraner sind, nicht erlaubt wird, sich auf eigene Kosten die Beruhigung der Religion zu verschaffen. Sie führen noch eine unendliche Menge anderer grosser Beschwerden, welche meistens gegründet zu seyn scheinen.

Man sollte diesen Beschwerden um so schleuniger abzuhelfen suchen, je mehr den Kolonisten daran liegt. Die Sitten sind ungekünstelt, selbst in der Hauptstadt. Man kennt daselbst keine Art von Schauspielen; man spielt nicht; man macht nur sehr selten Besuche; man redet wenig. Die Vergnügungen der Weiber beschränken sich allein darauf, ihre Gatten, ihre Kinder, ihre Bedienten, ja selbst ihre Sklaven glücklich zu machen.

Wäh-

Während daß sie sich diesen reitzenden Sorgen überlassen, beschäftigen sich die Männer gänzlich mit auswärtigen Geschäften. Am Abend, wenn die Winde nachgelassen haben, geht jede Familie spatzieren und genießt der sanften Luft. Das Leben eines Tag ist das des ganzen Jahrs; und man findet nicht, daß diese Einförmigkeit dem Glück schade.

Ein bemerkenswerther Zug in den Sitten dieser Colonie ist die Aufrichtigkeit der ersten Jugend. Eine junge Person bekömmt Gefühl, ein ungezwungenes Geständnis folgt diesem angenehmen Eindruck bald nach. Die Liebe, sagt sie, ist eine natürliche Leidenschaft, welche den Reitz ihres Lebens ausmachen, und sie für die Gefahren des Mutterwerdens entschädigen muß. Der das Glück hat, ihr zu gefallen, wird sogleich öffentlich geliebt, wenn er den Geschmack, den er einflößt, billigt. In freyen und heiligen Banden, die nicht Hochmuth, Geitz oder Eitelkeit geknüpft haben, vereinigt sich Vertraulichkeit mit der Zärtlichkeit; und diese beiden Empfindungen bewirken in ungekünstelten, stillen und beständigen Seelen eine Vereinigung, die Jahre und Zufälle sehr selten ändern.

Die Colonie, die zu ihrer Vertheidigung 700 Mann regulirte Truppen hat, zählt 15000 Europäer, Holländer, Teutsche und Franzosen, deren der vierte Theil im Stand ist, die Waffen zu führen. Diese Anzahl würde noch zugenommen haben, wenn nicht traurige Religionsvorurtheile eine unzählige Menge unglücklicher, die geneigt waren, den Frieden und Ueberfluß unter diesen glücklichen Himmelsstrichen zu suchen, zurückgehalten hätte. Es ist unbegreiflich, wie ein Freystaat,

der mit so gutem Erfolg in seinen Provinzen jeden Gottesdienst zuläßt, hat geschehen lassen können, daß eine in seinem Schoos gebildete Gesellschaft eine hassenswerthe Intoleranz über die Meere hinüber verpflanzt hat. Wenn je die Regierung die Gewalt hat, einen seinen Grundsätzen so entgegengesetzten Mißbrauch zu unterdrücken, so wird die Colonie nach dem Verhältniß des Unterkommens sich vermehren; und dann wird man ohne Nachtheil die Knechtschaft, die zwar hier weniger drückend, als sonst überall, aber doch immer eine Herabwürdigung des Menschengeschlechts ist, abschaffen.

Die Sklaven machen eine Anzahl von vierzig oder fünfzig tausend aus. Ein Theil derselben wird auf den afrikanischen Küsten, oder zu Madagaskar gekauft; die andern kommen von den malayischen Inseln. Sie werden auf die nemliche Art, wie ihre Herren beköstiget, und zu den nemlichen Arbeiten mit diesen angehalten. Unter allen Niederlassungen, die Europa in den andern Welttheilen angelegt hat, ist diese vielleicht die einzige, wo die Weissen die glücklichen, edeln und tugendhaften Beschäftigungen des friedlichen Ackerbaus mit den Schwarzen zu theilen anständig gefunden haben.

Wenn die Hottentotten hieran hätten Geschmack finden können, würde es für die Colonie ein großer Vortheil gewesen seyn; allein die schwachen Horden dieser Afrikaner, die in den Gränzen der holländischen Besitzungen verblieben sind, kamen im Jahr 1713. durch eine ansteckende Krankheit um. Dieser schröcklichen Seuche entgieng nur eine sehr geringe Anzahl von Familien, die

die mit einigem Nutzen zum Hüten der Heerden und zu häußlichen Diensten gebraucht werden. Die mächtigern Stämme, welche die Ufer der Flüsse, die Nachbarschaft der Wälder, die waidreichen Gegenden im Besitz hatten, haben nach und nach die Gräber und den Aufenthalt ihrer Väter verlassen müssen, und sie haben sich von den Gränzen ihrer Unterdrücker ganz entfernt. Die Ungerechtigkeit, die sie erfuhren, hat die Abneigung, die sie natürlicherweise gegen alle unsere Arbeiten hatten, vermehrt. Das müßige und unabhängige Leben, welches diese Wilden in ihren Wüsten führen, hat für sie unnennbare Reitze. Nichts kann sie davon abbringen. Man nahm einen unter ihnen in der ersten Kindheit. Man erzog ihn nach unsern Sitten und in unserm Glauben. Man schickte ihn nach Indien, wo er bey der Handlung gute Dienste thät. Als die Umstände ihn einstens wieder in sein Vaterland brachten, besuchte er seine Eltern in ihrer Hütte. Die Einfalt, die er erblickte, rührte ihn. Er zog ein Schaafsfell an, und trug seine europäischen Kleider wieder nach dem Castel. Ich komme, sagte er zum Befehlshaber, um auf ewig der Lebensart zu entsagen, in der Sie mich erzogen hatten. Mein Entschluß ist, bis an meinen Tod der Religion und den Gebräuchen meiner Vorfahren zu folgen. Ihnen zu Liebe will ich das Halsband und den Degen, die Sie mir geschenkt haben, behalten: erlauben Sie mir alles übrige zurückzulassen. Er erwartete die Antwort hierauf nicht, und verschwand, ohne daß man ihn je wieder zu sehen bekam.

Wenn

Wenn nun schon der Charakter der Hottentotten nicht so ist, als ihn der Geitz der Holländer wohl wünschte, so hat doch die Gesellschaft gründliche Vortheile von ihrer Colonie. Zwar wirft der Zehnte des Korns und Weins, den sie bekömmt, saint ihren andern Auflagen nicht über 100000 Thaler ab. Sie gewinnt nicht 100000 Livres *) an den groben Tüchern, an der Leinwand, an den kleinen Waaren, Steinkohlen und andern minder ansehnlichen Artikeln, die sie dort verkauft.

Die holländischen Schiffe, die nach Indien hin oder her segeln, finden am Vorgebirge einen sichern Schutzort, eine angenehme, gemäßigte, und reine Luft, die wichtigen Neuigkeiten aus beyden Welten. Sie nehmen da ein, Butter, Käse, Wein, Mehl, eine große Menge eingesalzene Gemüße für ihre Schiffart und für ihre asiatischen Colonien; selbst seit einiger Zeit drey oder vier Ladungen Getraid für Europa. Diese Bequemlichkeiten und diese Quellen würden sich noch vermehren, wenn die Gesellschaft endlich einmal die traurigen Vorurtheile, welche nicht aufgehört haben, sie irre zu führen, verlassen würde.

Bis auf unsre Tage haben die Erzeugnisse des Vorgebirgs nicht soviel betragen, daß seine Pflanzer sich davon hätten kleiden, noch andre Bequemlichkeiten, die ihnen ihr Boden versagte, verschaffen können. Der Grund des Unwerths der Lebensmittel liegt darin, weil es den Colonisten verbotten war, an die auswärtigen Seefahren-

den

*) Oder 45833 fl. 20 kr.

den, welche die Lage, der Krieg oder andre Ursachen in ihre Häfen brächte, den Ueberschuß ihrer Produkte zu verkaufen. Die Handelseifersucht, die eine der grösten Plagen ist, welche die Menschheit quält, hat dieses barbarische Verbot eingegeben. Der Endzweck dieses so hassenswerthen Systems war, den andern Nationen die Fahrt nach Indien zu verleiden. Diese konnten nur von der Verwaltung, welche, um ihrem Plan getreu zu bleiben, die Lebensmittel auf einen übermäsigen Preis setzte, Hülfe erwarten. Selbst seit dem man durch die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts diese chimärischen Absichten hat verlassen, und die Hofnung, von Asien alle andern Nationen zu entfernen, aufgeben müssen, ist den Bewohnern des Vorgebirgs der freye Handel all ihrer Lebensbedürfnisse doch nicht gestattet worden. In der That, Tulbach und einige andre aufgeklärten Vorsteher haben mehr Nachsicht gezeigt, welches auch ein wenig mehr Wohlhaben verbreitet hat; aber man war indessen genöthigt, den Alleinhandel einzuschläfern, oder zu bestechen. Wird dann die Gesellschaft niemals einsehen lernen, daß die Reichthümer der Colonie früher oder spater die ihrigen werden müssen? Wenn sie die Grundsätze, die wir ihr vorschlagen, annimmt, so wird sie dem Geist ihrer Stifter folgen, die nichts aufs Gerathewohl thaten, und welche die glücklichen Begebenheiten, die wir erzählt haben, nicht erwartet hatten, um sich mit der Sorge, wo sie den Mittelpunkt zu ihrer Macht anlegen wollten, zu beschäftigen. Sie hatten seit 1609 die Augen auf die Insel Java geworfen.

XIX.

Handel der Holländer auf der Insel Java.

Diese Insel, welche eine Länge von 200 Meilen, und eine Breite über 30 und 40 haben kann, scheint von den Malayen in einem ziemlich entfernten Zeitraum erobert worden zu seyn. Eine sehr abergläubische mahomedanische Religion war die herrschende daselbst. In dem innern Land gab es noch einige Heiden, und diese waren die einzigen nicht in das äußerste Verderben herabgesunkenen Menschen auf der ganzen Insel. Die ehedem einem Oberherrn unterworfene Insel war damals unter verschiedene Regenten getheilt, die beständig gegen einander Krieg führten. Diese ewigen Fehden hatten bey diesem Volk alle sittlichen Pflichten in Vergessenheit gebracht und den Soldatengeist unterhalten. Ohne Vertrauen zu einander zu haben, haßten sie die Fremden, und man konnte kein Volk sehen, welches mehr Gefühl für den Haß zu haben schien. Hier war der Mensch dem Menschen ein Wolf. Die Lust einander zu schaden, nicht das Bedürfniß einander zu helfen, hatte sie in eine Gesellschaft zusammen gebracht. Der Javaner gieng seinen Bruder nicht anders als mit dem Dolch in der Hand an; denn er mußte immer im Stand seyn, sich gegen den gewaltsamen Anfall zu vertheidigen, den er immer bereit war, auszuführen, und immer besorgen mußte. Die Vornehmen hatten viele Sklaven, die sie kauften, die sie im Krieg machten, oder die Schulden halber

halber es wurden. Sie begegneten ihnen unbarmherzig. Die Sklaven mußten das Land bauen und alle mühsame Arbeit thun. Der vornehme Javaner kaute indessen Betel, rauchte Opium, lebte mit seinen Beyschläferinnen, focht oder ruhte. Man fand viel Witz bey diesem Volk; aber es hatte wenig Spuren von moralischen Grundsätzen beybehalten. Es schien nicht sowohl ein weit zurückgebliebenes, als viel mehr ein ausgeartetes Volk zu seyn. Es waren Menschen, die von einer wohleingerichteten Regierung zu einer Art der Anarchie übergegangen waren, und die sich zügellos den stürmischen Regungen überließen, welche die Natur in diesen Himmelsgegenden einflößt.

Eine so verdorbene Gemüthsart änderte nichts in den Absichten der Gesellschaft auf Java. Das Hinderniß, welches die Engländer denselben in Wege legen konnten, die damals im Besitz eines Theils der Handlung dieser Insel waren, wurde bald gehoben. Jakobs des ersten Schwachheit, und die schlechte Beschaffenheit seines geheimen Raths machte die Engländer so furchtsam, daß sie sich austreiben ließen, ohne einen ihrem Muth gemäßen Widerstand zu thun. Die Landseingebornen, als ihnen dieser Beystand entzogen war, ließen sich unter das Joch bringen. Zeit, Geschicklichkeit und Klugheit brachten das Werk zu Stande.

Eine von den Grundregeln der Portugiesen war darin bestanden, die Fürsten, die sie unterm Joch erhalten oder darunter bringen wollten, zu nöthigen, ihre Kinder nach Goa zu schicken, damit sie daselbst auf Kosten des portugiesischen Hofs

erzogen, und einigermaßen mit dessen Sitten und Grundsätzen vollkommen vertraut werden möchten. Aber dieser Gedanke, der an und für sich gut war, ward durch die Eroberer selbst fruchtlos gemacht, indem sie diese jungen Leute in ihre strafbarsten Vergnügungen, in ihre schändlichsten Wollüste mit hinein zogen. Daher kam es, daß diese Indier, wenn sie mit den Jahren reifer wurden, sich nicht enthalten konnten, so verderbte Lehrer zu hassen, oder wenigstens zu verachten. Die Holländer nahmen diesen Gebrauch an, und verbesserten ihn. Sie suchten ihre Lehrlinge vollkommen von der Schwachheit, Leichtsinnigkeit und und Treulosigkeit ihrer Unterthanen, und noch mehr von der Macht, Klugheit und Treue der Gesellschaft zu überführen. Durch dies Verfahren befestigten sie sich in dem Besitz des Angemaßten: aber man muß doch gestehen, daß Treulosigkeit und Grausamkeit auch unter die Mittel gehören, welche die Holländer gebrauchten.

Die Regierungsform der Insel, deren einzige Grundlage die Lehnsgesetze waren, schien recht die Zwietracht herbey zu locken. Man gab dem Vater Waffen in die Hand gegen den Sohn, und dem Sohn gegen den Vater. Die Ansprüche des Schwachen gegen den Starken, und des Starken gegen den Schwachen wurden, so wie es die Gelegenheit gab, unterstützt. Bald trat man auf die Seite des Monarchen, bald auf die Seite der Vasallen. Wenn jemand auf dem Thron bedenkliche Einsichten blicken ließ, so wiegelte man ihm Nebenbuhler auf. Diejenigen, die Gold oder Versprechungen nicht verführen konnten, wurden durch Furcht gebändigt. Jeder Tag

brachte

brachte einen Glückswechsel mit, den die Tyrannen immer herbeyführten, und der immer zu ihrem Vortheil ausschlug. Endlich wurden sie Herren der wichtigen im Lande liegenden Oerter, und der an den Küsten gebauten Kastele.

Die Ausführung dieses gewaltsamen Besitznehmungsplans war erst angefangen, als man zu Java einen Statthalter einsetzte, der einen Pallast, eine Leibwache, ein ehrfurchteinflößendes Aeusserliche hatte. Die Gesellsellschaft dachte, sie müßte von den Grundsätzen der Sparsamkeit abweichen, die sie bis dahin befolgt hatte. Sie war überzeugt, daß die Portugiesen großen Vortheil von dem glänzenden Hof, den die Vicekönige zu Goa hielten, gehabt hatten; daß man die Völker Orients blenden müsse, um sie desto besser zu bezwingen, und daß man die Einbildungskraft und die Augen der Indier rühren müsse, welche sich leichter durch die Sinne leiten lassen, als die Bewohner unserer Gegenden.

Die Holländer hatten eine andre Ursache, sich ein Ansehen von Größe zu geben. Man hatte sie in Asien als Seeräuber geschildert, die kein Vaterland, keine Gesetze, kein Oberhaupt hätten. Um diese Verleumdungen zu widerlegen, schlugen sie vielen um die Insel Java herumliegenden Staaten vor, Gesandten an den Prinz Moritz von Oranien abzuschicken. Die Ausführung dieses Vorhabens brachte ihnen den doppelten Vortheil zuwege, den Morgenländern mehr Achtung einzuflößen, und dem Ehrgeitz ihres Statthalters zu schmeicheln, dessen Schutz ihnen aus folgenden Ursachen nöthig war.

Als man der Gesellschaft ihr ausschließendes Privilegium ertheilt hatte, so hatte man ziemlich ungelegen die magellanische Straße darin begriffen, die mit Ostindien nichts gemein hatte. Isak Lemaire, einer von jenen reichen und unternehmenden Handelsleuten, die man überall als die Wohlthäter ihres Vaterlands betrachten sollte, machten den Entwurf, in das Südmeer durch die Südländer zu gelangen, weil der einzige damals bekannte Weg, dahin zu kommen, untersagt war. Zwey Schiffe, die er im Jahr 1615. abfertigte, segelten durch eine Meerenge, die nachher seinen Namen geführt hat *), und zwischen dem Cap Hoorn und Staaten Eyland liegt, und wurden durch den Zufall nach Java gebracht. Daselbst wurden sie eingezogen, und die Mannschaft auf denselben gefangen nach Europa geschickt.

Dieses tyrannische Verfahren brachte die Gemüther, die schon gegen allen ausschließenden Handel eingenommen waren, gänzlich auf. Es schien thöricht, daß in dem handelnden Staat dem Eifer derjenigen, welche Entdeckungen versuchen, statt der Ermunterungen, die sie verdienen, Fesseln angelegt werden sollten. Der Allein-

*) Er schickte seinen Sohn Jakob Lemaire auf diesen Schiffen mit, der vermuthlich seinen Antheil daran gehabt haben mag, daß diese Meerenge den Namen der Lemairestraße empfangen hat. Wir merken dies an, weil einige Schriftsteller nur des Jakobs Erwähnung thun, als dessen, von dem die Straße den Namen bekam, und der sie entdeckte, den Isaak aber gar nicht dabey erwähnen.

Alleinhandel, welchen die Habsucht der Privatpersonen ohnehin nicht geduldig ertragen konnte, wurde noch verhaßter, da die Gesellschaft die Vergünstigungen, die ihr ertheilt worden waren, weiter ausdehnte, als es sich gehörte. Man fühlte, daß ihr Stolz und ihr Ansehen mit ihrer Macht zugleich wachsen würde, und alsdann der Vortheil der Nation mit der Zeit den Vortheilen, ja so gar den Einfällen dieses gar zu furchtbar gewordenen Körpers aufgeopfert werden würde. Wahrscheinlicher Weise würde er diesmal dem allgemeinen Haß unterlegen haben, und man hätte der Gesellschaft ihr Privilegium, dessen Zeit bald verlaufen war, nicht wieder erneuert, wenn Moritz sie nicht unterstützt, die Generalstaaten sie nicht begünstigt, und der Nachdruck, den ihr ihre Besitzung auf Java gab, sie nicht ermuntert hätte, sich dem Sturm entgegen zu stellen.

Obschon verschiedene Unruhen, manche Kriege und einige Zusammenschwörungen die Ruhe auf der Insel unterbrochen haben, so ist sie nichts destoweniger den Holländern auf die Art unterworfen, wie es denselben am besten ansteht.

Bantam nimmt den westlichen Theil derselben ein. Einer von den Fürsten, welcher seinem Sohn den Scepter übergeben hatte, wurde 1680. aus eigner natürlicher Rastlosigkeit, wegen der schlechten Aufführung seines Nachfolgers, und durch eine mächtige Parthie angetrieben, den Thron wieder zu besteigen. Sein Anhang hatte die Oberhand, als der junge König, der in seiner Hauptstadt durch dreißig ausend Mann belagert wurde, und niemand, als die Gehülfen seiner Ausschweifungen

zu seiner Unterstützung hatte, den Schutz der Holländer anflehte. Sie eilten zu seinem Entsatz herbey, schlugen seine Feinde, befreyten ihn von einem Nebenbuhler, und stellten sein Ansehen wieder her. Obgleich dieser Kriegszug lebhaft, kurz und schnell, und folglich weniger kostbar gewesen war, so unterließ man doch nicht, die Kriegskosten auf entsetzliche Summen anzusetzen. Die Lage der Sache erlaubte nicht, den Preis eines so großen Diensts zu untersuchen, und die erschöpften Einkünfte machen es nicht möglich, sie zu tilgen. In dieser äußersten Verlegenheit entschloß sich der schwache König, sich und seine Nachkömlinge dadurch in Fesseln schlagen zu lassen, daß er seinen Beschützern den ausschließenden Handel in seinen Staaten zugestand.

Die Gesellschaft behauptet dieses große Vorrecht mit drey hundert, acht und sechzig Mann, die in zwey schlechten Kastelen vertheilt sind, davon das eine dem Befehlshaber zur Wohnung dient, und das andre der Pallast des Königs ist. Diese Besitzung kostet sie nur 110000 Livres *), welche sie aus den Waaren wieder zieht, die sie dort verkauft. Sie hat also als reinen Profit alles dasjenige, was sie an drey Millionen Pfund Pfeffer gewinnen kann, die man sich anheischig gemacht hat, ihr den Centner zu 26 Livres 3 Sols **) zu liefern.

Das

---

*) Oder 50416 fl. 40 kr.

**) Oder 11 fl. 59 kr. 1 hlr.

Das ist aber doch nur eine Kleinigkeit gegen das, was die Gesellschaft aus dem Land Cheribon zieht, welches sie sich ohne Bemühung, ohne Kunstgriffe und ohne Unkosten unterworfen hat. Kaum hatten sich die Holländer auf Java niedergelassen, so begab sich der Sultan dieses eingeschränkten, aber sehr fruchtbaren Staats unter ihren Schutz, um dem Joch eines mächtigern Nachbarn, als er war, zu entgehen. Er liefert ihnen jährlich 3300000 Pfund Reis, je tausend Pfund zu 25 Livres 12 Sols *). Eine Million Pfund Zucker, der Centner von dem Besten wird mit 15 Livres 6 Sols 8 Deniers **) bezahlt; zwölfmal hundert tausend Pfund Kaffee, das Pfund 4 Sols 4 Deniers ***); hundert Centner Pfeffer, das Pfund zu 5 Sols 2 Deniers ****); dreyßig tausend Pfund Baumwolle, wovon die schönste das Pfund 1 Livres 11 Sols 4 Denier *****) kostet: sechsmal hundert tausend Pfund Arreka, den Centner zu 13 Livres 4 Sols ******).

So

---

*) Oder 11 fl. 44 kr.

**) Oder 7 fl. 1 kr. $5\frac{1}{3}$ hlr.

***) Oder 7 kr. $\frac{5}{6}$ hlr.

****) Oder 5 kr. $7\frac{2}{3}$ hlr.

*****) Oder 43 kr. $\frac{2}{3}$ hlr.

******) Oder 6 fl. 3 kr.

So ungerecht diese Preise auch sind, so hat das Volk zu Cheribon, welches das sanftmüthigste und gesittetste auf der Insel ist, doch niemals darüber die Waffen ergriffen. Hundert Europäer sind hinreichend, es in seiner Sklaverey zu erhalten. Die Unkosten dieser Besitzung belaufen sich nicht höher als 45700 Livres *), die man an der Leinwand gewinnt, welche man dahin bringt.

Das mataranische Reich, welches sich ehedem über die ganze Insel erstreckte, deren grösten Theil es auch noch in sich begreift, ist zuletzt unters Joch gebracht worden. Es focht bey häufigen Niederlagen und manchen Siegen noch um seine Freyheit, als der Sohn und der Bruder des im Jahr 1704 vorstorbenen Fürsten um seine Nachlassenschaft stritten. Die Nation theilte sich unter diese beyden Mitwerber. Derjenige, der dem Erbfolgsrecht nach den Thron besteigen sollte, gewann so augenscheinlich die Oberhand, daß er den andern bald gänzlich bezwungen haben würde, wenn die Holländer nicht auf die Seite seines Nebenbuhlers getreten wären. Die Parthie, welche die Republik ergriffen hatte, behielt endlich den Sieg; aber erst nach lebhaftern, häufigern, gelehrtern und hartnäckigern Gefechten, als man hätte erwarten sollen. Der junge Prinz, dem man die Nachlassenschaft seines Vaters rauben wollte, zeigte so viel Unerschrockenheit, Klugheit und Standhaftigkeit, daß er ohne den Vortheil, den seine Feinde von ihren Magazinen, ihren Festungen und ihren Schiffen gezogen, gesiegt

*) Oder 20670 fl. 50 kr.

gesiegt hätte. Sein Oheim bekam seinen Thron, aber er zeigte dabey blos, wie sehr er dessen unwürdig war.

Die Gesellschaft, als sie ihm den Scepter übergab, schrieb ihm Gesetze vor. Sie wählte den Ort, wo er seine Hofhaltung haben sollte, und versicherte sich seiner durch ein Kastel, und durch eine Leibwache, die dem Schein nach zu keinem andern Zweck da war, als für des Fürsten Sicherheit zu wachen. Nach aller dieser Vorsorge befliß sie sich besonders darauf, ihn im Schoß der Wollüste einzuschläfern, seinen Geitz durch Geschenke zu unterhalten, und seinem Ehrgeitz durch prachtvolle Gesandschaften zu schmeicheln. Von diesem Zeitpunkt an sind der Fürst und seine Nachfolger, denen man eine für die Rolle, die sie spielen sollten, schickliche Erziehung gegeben hat, nichts als die elenden Werkzeuge des Despotismus der Gesellschaft. Um denselben zu behaupten, braucht sie nur dreyhundert Mann Reuterey, und vierhundert Fußvolk, deren Unterhalt samt den übrigen Bedienten 835000. Livres *) kostet.

Die Vortheile, die man sich zur Ausgabe versichert, sind eine genugsame Schadloshaltung dafür. Die Häfen dieses Staats sind die Werfte geworden, wo man alle kleinen Fahrzeugen, alle Chaluppen, welche zu der Schiffahrt der Gesellschaft gebraucht werden, erbauet. Sie findet daselbst alles für ihre verschiedenen Besitzungen in Indien, und für einen Theil ihrer auswärtigen Colonien nöthige Holzwerk. Sie ladet auch noch da-

*) Oder 382708 fl. 40 kr.

daselbst die Producte auf, die das Königreich verbunden ist, ihr zu überlassen: nämlich fünfzehn Millionen Pfund Reis, die Last zu tausend Pfuud zu 17 Livres 12 Sols *); alles Salz, was sie verlangt, die Last 7 Livres 10 Sols **); hundert tausend Pfund Pfeffer, den Centner zu 21 Livres 2 Sols 4 Denier ***), allen Indig, den man einsammelt, das Pfund zu 3 Livres 2 Sols ****); den Kadjang, den ihre Schiffe brauchen, die Last zu 28 Livres 3 Sols 2 Denier *****); baumwollen Garn von 13 Sols bis 1 Livres 13 Sols ******), das Pfund, nach seiner Güte; und den wenigen Cardamon, den man daselbst baut, um einen Preis, den man sich zu nennen schämen muß.

Die Gesellschaft würdigte lange Zeit Balimbuam, das an der östlichen Spitze der Insel gelegen ist, gar keiner Verbindung. Ohne Zweifel, weil sie niemals einen Vortheil, aus dieser Gegend zu ziehen, vor sich sahe. Es mögen nun aber die Holländer einen Beweggrund gehabt haben, welchen sie auch wollen, so ist dieses Land erst in den neuesten Zeiten angegriffen worden. Nach zweyjährigen hartnäckigen Gefechten und abwechselndem Erfolg haben die europäischen Waffen im

---

*) Oder 8 fl. 4 kr.

**) Oder 4 fl. 44 kr. 5 hlr.

***) Oder 9 fl. 40 kr. $5\frac{2}{3}$ hlr.

****) Oder 1 fl. 25 kr. 2 hlr.

*****) Oder 12 fl. 54 kr. $2\frac{5}{6}$ hlr.

******) Von 17 kr. 7 hlr. bis 45 kr. 3 hlr.

im Jahr 1768. die Oberhand bekommen. Der indische Fürst, der überwunden und gefangen worden ist, hat seine Tage in der Citadelle von Batavia beschlossen; und seine Familie ist nach dem Vorgebirge der guten Hofnung eingeschifft worden, woselbst sie auf der Robeninsel eine beweinenswerthe Laufbahn endigen wird.

Es ist uns unbekannt, welchen Gebrauch die Sieger von der Eroberung gemacht haben. Ausserdem wissen wir auch nicht, was für Nutzen es ihnen bringen wird, den König von Madure, einer fruchtbaren und in der Nachbarschaft von Mataram gelegenen Insel, vom Thron gestossen zu haben, um seinen Sohn als Gouverneur darauf zusetzen. Was uns unglücklicher Weise nur zu bekannt geworden, ist, daß ausser dem tyrannischen Joch der Gesellschaft, alle javanischen Völker, wenn es möglich ist, noch abscheulichere Kränkungen von derselben unzähligen Bedienten auszustehen haben. Diese gierigen und ungerechten Leute bedienen sich gewöhnlich falscher Gewichte und Maaße, welche die Menge der Lebensmittel oder Waaren, die man liefern muß, vergrößern. Dieser Betrug, davon sie allein den Nutzen ziehen, ist niemals bestraft worden, und man hat nicht den geringsten Grund zu hoffen, daß er es einstens werden könnte.

Uebrigens hat die Gesellschaft sich damit begnüget, daß sie den unruhigen Geist der Javaner durch allmählige Untergrabung derjenigen Gesetze, die ihn aufrecht erhielten, geschwächt hat, daß sie selbige zu einigem Ackerbau gebracht, und sich selbst eine ausschließende Handlung versichert hat; und sie hat nicht weiter gesucht, etwas

eigen-

eigenthümliches zu erwerben. Ihr ganzes Gebiet besteht in dem kleinen Königreich Jakatra. Die Abscheulichkeit, die bey der Eroberung desselben durch die Holländer vorgiengen, und die darauf folgende Tyranney machten es zur Wüste. Es blieb ungebaut und von Manufakturen ganz entblößt.

Die Holländer, besonders diejenigen, die nach Indien gehen, ihr Glück zu machen, waren eben nicht geschickt dazu, den vortreflichen Boden dieses Lands aus seiner schlechten Beschaffenheit zu reissen. Man dachte verschiedentlich darauf, Teutsche dazu zu gebrauchen, denen man zur Aufmunterung einigen Vorschuß oder Prämien gegeben hätte, und dadurch ihre Arbeiten auf die für die Gesellschaft zuträglichste Art hätte einrichten können. Was diese arbeitsamen Leute auf dem Feld gethan hätten, das hätten Seidenarbeiter aus China, Leinenweber aus Koromandel in Werkstätten zum Flor der Manufakturen ausgeführt. Da diese nützlichen Entwürfe den Privatnutzen gar nicht beförderten, so blieben sie immer bloße Entwürfe. Endlich haben die beiden letzten Generale Imhof und Moßel gesucht, dieser Unordnung, die sie rührte, abzuhelfen.

Zu diesem Ende haben sie an Chineser und an Europäer die Ländereyen, welche durch Drückungen in die Hände der Regierung gekommen waren, um einen geringen Preis verkauft. Diese Einrichtung hat nicht allen Nutzen, den man davon erwartete, hervorgebracht. Die neuen Eigenthümer haben den grösten Theil ihres Guts zur Zucht des Viehs, das sie leicht, gewiß, und mit Vortheil los werden können, bestimmt. Die

Emsig-

Emsigkeit würde sich wichtigern Gegenständen gewidmet haben, wenn die Gesellschaft nicht verlangte, daß man ihr die Waaren um eben den Preis, den sie dafür auf der übrigen Insel bezahlt, liefern soll. Der Alleinhandel hat den Anbau auf zehen tausend Pfund Indigo, fünf und zwanzig tausend Pfund Baumwolle, hundert und fünfzig tausend Pfund Pfeffer, zehen Millionen Pfund Zucker und einige andre weniger beträchtlichen Artikel gebracht.

Diese Produkte werden, wie die aus ganz Java, nach Batavia gebracht, welches auf den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt Jakatra unter dem sechsten Grad mittäglicher Breite gebauet ist.

Eine Stadt, die eine so beträchtliche Niederlage geworden ist, hat müssen nach und nach schön werden. Inzwischen trift man ausser einer neugebauten Kirche kein Denkmal von Schönheit oder Größe an. Die öffentlichen Gebäude sind überall schwerfällig, ohne Zierde und Eintheilung. Wenn auch die Häuser Bequemlichkeit und eine angemessene Austheilung nach der Natur des Himmelsstrichs haben, so sind doch ihre Facaden zu einförmig und von schlechtem Geschmack. In keinem Ort der Welt sind die Strassen breiter und besser durchgeschnitten. Ueberall haben sie für die Fußgänger reinliche und dauerhafte Fußbänke. Größtentheils sind sie durch Kanäle, die auf beiden Seiten mit herrlichen und einen angenehmen Schatten gebenden Bäumen besetzt sind, durchschnitten; und diese Kanäle, die alle schifbar sind, bringen die Lebensmittel und Waaren bis in die Magazine, in denen sie aufbewahrt werden. Obgleich die Hitze, welche zu Batavia natürlicherweise über-

übermäßig seyn müßte, durch einen sehr angenehmen Seewind, der sich alle Morgen um zehen Uhr erhebt und bis vier Uhr dauert, gemäßigt wird; ob die Nächte gleich durch Landwinde, die mit der Morgendämmerung sich legen, erfrischt werden, so ist doch die Luft in dieser Hauptstadt des holländischen Indien sehr ungesund, und wird es alle Tage noch mehr. Durch glaubwürdige Verzeichnisse ist erweislich, daß seit 1714 bis 1776. nur allein im Spital 87000. Matrosen oder Soldaten zu Grund gegangen sind. Unter den Einwohnern erblickt man kaum einen, dessen Gesicht eine vollkommene Gesundheit anzeigte. Niemals werden die Gesichtszüge durch frische Farben belebt. Die sonst so hoffärtige Schönheit ist ohne Bewegung und ohne Leben. Daselbst spricht man vom Tod mit einer eben so großen Gleichgültigkeit, als bey den Kriegsheeren. Erzählt man, daß ein Bürger, der gesund war, nicht mehr ist, so verwundert man sich über einen so gewöhnlichen Zufall gar nicht. Der Geitz sagt blos: **Mir war er nichts schuldig, oder wohl, ich muß mich von seinen Erben bezahlen lassen.**

Man wird über diesen Fehler des Clima sich weniger wundern, wenn man in Erwägung zieht, daß zur Erleichterung der Schiffahrt Batavia an die Ufer des unreinsten Meers in der Welt, in einer morastigen und oft überschwemmten Ebene, der Länge nach an einer großen Menge Kanäle gelegen ist, die mit stillstehendem Wasser angefüllt, mit Unreinigkeiten einer so unermeßlichen Stadt bedeckt, und von grossen Bäumen, welche das Durchstreichen der Luft hindern, und die dadurch aus aufsteigenden und stinkenden Dünste aufhalten, eingeschlossen sind.

Um

Um die Gefahren und den Gestank dieser ansteckenden Ausdünstungen zu vermindern, zündet man ohne Aufhören wohlriechende Hölzer und Harze an; man berauscht sich mit Wohlgerüchen, man füllt die Gemächer mit unzähligen, in unsern Gegenden grösstentheils unbekannten Blumen an. Selbst die Schlafgemächer dünsten die feinsten und allerreinsten Räuchwerke aus. Diese Vorsorge erstreckt sich bis auf die Landhäuser, wo alle Felder, alle Gärten mit stehenden und ungesunden Gewässern umgeben sind. Aber auch dieses ist nicht hinlänglich, die Gesundheit daselbst zu erhalten, noch weniger aber selbige herzustellen. Auch haben die bemittelten Leute auf sehr hohen Bergen, welche die Ebene umgeben, Wohnungen, wohin sie im Jahr öfters sich begeben, um eine frische und gesunde Luft einzuathmen. Ungeachtet der feuerspeyenden Berge, welche man daselbst beständig rauchen sieht, und welche ziemlich häufig Erdbeben verursachen, säumen sich die Kranken nicht daselbst ihre Kräfte wieder zu sammeln. Aber nur, um sie nach ihrer Rückkehr nach Batavia aufs neue zu verlieren.

Inzwischen ist doch die Volksmenge in dieser berühmten Stadt unermeßlich. Ausser 150000 Sclaven, welche auf einem großen, theils zu Gegenständen des Vergnügens bestimmten, theils zu Pflanzungen gewiedmeten Gebiet zerstreut sind, giebt es noch viele, welche selbst in der Stadt zu häuslichen Arbeiten gebraucht werden. Dieses waren ursprünglich unabhängige Leute, welche meistens mit Gewalt oder mit List auf den Molucken, zu Celebes, oder auf andern Inseln weggenommen worden sind. Diese Grausamkeit hat ihr Herz

mit Wuth angefüllt, und niemals verlieren sie den Hang, barbarische Herren zu vergiften oder umzubringen.

Die freyen Indianer sind weniger störrig. Es giebt derselben aus allen gegen Morgen gelegenen asiatischen Ländern. Jedes Volk behält seine Gesichtsbildung, seine Farbe, seine Kleidung, seine Gebräuche, seinen Gottesdienst und seine Beschäftigung. Es hat sein Haupt, welches für seinen Nutzen wacht, welches die der Ordnung entgegen laufenden Zwistigkeiten entscheidet. Um so verschiedene, gegen einander so feindselige Nationen in Schranken zu erhalten, hat man scharfe Gesetze aufgestellt, und diese Gesetze werden mit einer unerbittlichen Strenge aufrecht erhalten. Sie sind nur gegen die Europäer unmächtig, welche selten gestraft, und fast niemals mit Lebensstrafen belegt werden.

Unter diesen Nationen verdienen die Chineser ein besonderes Augenmerk. Seit langer Zeit befinden sie sich zu Batavia in Menge, wo sie unermeßliche Schätze gesammelt haben. Im Jahr 1740. waren sie im Verdacht, oder gar angeklagt, schwarze Anschläge im Sinn zu führen. Man richtete deßwegen ein großes Blutbad unter ihnen an, es mag nun geschehen seyn, entweder sie zu strafen oder sich mit dem ihnen abgenommenen Vermögen zu bereichern. Da sie die niederträchtigsten Leute unter den aus ihrem Vaterland ausgewanderten, in dieser berühmten Gegend sind, so hat sie diese ungerechte und niemals verdiente Behandlung von einer Niederlassung, wo großer Gewinnst zu machen ist, nicht entfernt, und man zählt ungefehr 200000 derselben in dieser Colonie.

Sie

Sie beschäftigen sich fast ausschliessend mit allen Arten der Gewerbsamkeit. Sie sind daselbst die einzigen guten Ackerleute, sie haben die Aufsicht über alle Manufacturen. Aber dieser so offenbaren und weitumfassenden Brauchbarkeit ungeachtet sind sie einer sehr starken Kopfsteuer und noch andern erniedrigenden Auflagen unterworfen. Die auf einem erhöhten Ort aufgepflanzte Flagge erinnert sie alle Monat an ihre Schuldigkeit. Wenn sie eine dergleichen nicht bezahlen, so ist eine ansehnliche Geldstrafe die geringste Strafe, die man ihnen anthut.

Es können zehen tausend Weisse in der Stadt seyn. Vier tausend derselben, welche in Indien gebohren worden, sind auf eine unbegreifliche Weise ausgeartet. Diese Ausartung muß vorzüglich dem allgemein eingeführten Gebrauch, die Erziehung der Kinder Sclaven zu überlassen, zugeschrieben werden.

Ungeachtet der entsetzlichen Menge von mehr eckelhaften, als gefährlichen Insecten, welche das Land überdecken, führt der gröste Theil der Weissen wenigstens dem Anschein nach ein angenehmes Leben. Die Vergnügungen aller Arten wechseln so schnell ab, daß man Mühe hat, ihnen zu folgen. Ausserdem, was für einen guten Tisch ein Boden, der an Erzeugnissen, die ihm eigen sind, oder welche die Kunst einheimisch gemacht hat, im Ueberfluß liefert, sind die Tafeln mit dem seltensten und außerlesensten von Europa und Asien übersetzt. Man verbraucht dort die theuresten Weine bis zur Verschwendung. Selbst das Wasser dieser Insel, das mit Recht als ungesund und un-

angenehm angesehen wird, muß dem mit großen Kosten mitten aus Teutschland hingeholten Selzerwasser weichen.

Eine so allgemeine Verschwendung bey einem Volk, das in der übrigen Welt als so haushälterisch und so arbeitsam gefunden wird, scheint ein Verderben, das keine Gränzen mehr hat, anzuzeigen. Inzwischen sind die Sitten zu Batavia nicht freyer, als in den übrigen Niederlassungen der Europäer in Indien. Selbst die Bande der Ehre haben daselbst weniger nachgelassen, als sonst. Nur unverbundne Mannspersonen nehmen sich die Freyheit Beyschläferinnen zu halten, welches gewöhnlicher Weise Sclavinnen sind. Die Priester hatten es versucht, diese allezeit heimlichen Verbindungen zu hemmen, indem sie sich weigerten, die daraus entsprungenen Kinder zu taufen: sie sind aber nicht so sehr strenge mehr, seitdem ein Zimmermann, welcher haben wollte, daß sein Sohn eine Religion habe, Anstalt machte, ihn beschneiden zu lassen.

Die Pracht ist noch hartnäckiger gewesen, als die Kebsweiberey. Die Frauensleute, die alle Eitelkeit haben, sich durch reiche Kleider und prächtiges Gefolge hervorzuthun, treiben diesen Geschmack an Glanz und Prunk bis zur Ausschweifung. Sie gehen nicht anders aus, als unter einer zahlreichen Begleitung von Sclaven, in prächtigen Wagen gefahren, oder prangenden Palankins getragen. Die Regierung wollte im Jahr 1758. den Hang für die Diamanten etwas mäßigen. Aber ihre Vorschriften wurden mit Verachtung aufgenommen. Es wäre auch in der That etwas sehr sonderbares gewesen, wenn der Gebrauch

der Edelgesteine in dem Lande, wo sie herkommen, fremd geworden wäre, und wenn Kaufleute im Stande gewesen wären, in Indien eine Pracht einzuschränken, die sie dahin mitbringen, um sie in unsern Gegenden höher zu treiben. Die Gewalt und das Beyspiel einer europäischen Regierung streiten vergebens gegen die Gesetze und Sitten des asiatischen Climas.

Doch trift man einige Züge des holländischen Charakters auf dem Land an. Nichts kann anmuthiger seyn, als die umliegende Gegend von Batavia. Sie ist mit artigen und reinlichen Häusern, mit Küchengärten, voll von Gemüßen, welche die unter unsern Himmelsstrichen weit übertreffen; mit Baumgärten, deren unterschiedliche Früchte einen vortreflichen Geschmack haben; mit Gebüschen, die einen herrlichen Schatten geben; mit geschmackvoll und sehr künstlich angelegten Lustgärten bedeckt. Es läßt vornehm, das ganze Jahr da zu leben; und die Leute, welche Bedienungen haben, gehen nur nach Batavia, den Regierungsgeschäften abzuwarten. Man kömmt zu diesen reitzenden Wohnplätzen auf breiten, ebenen, bequemen Strassen, die mit in gerader Linie gepflanzten und gleichbeschnittenen Bäumen besetzt sind.

Batavia liegt in dem Hintertheil einer tiefen, durch verschiedene ziemlich große Inseln, die des Meeres Ungestüm brechen, gedeckten Bay. Eigentlich ist es nur eine Rhede; aber man liegt dort so sicher gegen alle Winde und zu allen Jahrszeiten als im besten Hafen. Die Schiffe, welche daselbst anlangen, oder von da wegfahren, nehmen auf der kleinen Insel Ornust, die nur zwey Meilen davon ent-

fernt ist, und wo man sowohl Werften, als Magazine angelegt hat, einen Theil ihrer Ladung ein, und werden auch, wenn sie es nöthig haben, daselbst ausgebessert. Vor sechzig Jahren fuhren diese Schiffe den Fluß hinauf, welcher sich, nachdem er die Ländereyen fruchtbar gemacht und die Stadt erfrischt hat, in das Meer ergießt. Man kann ihn aber nur noch mit sogenannten Lichter befahren, seit dem an seiner Mündung eine Bank von Koth entstanden ist, die alle Tage den Zugang beschwerlicher macht. Dieses soll die Folge von der Gewohnheit der reichen Leute seyn, das Wasser des Flusses abzuleiten und um ihre Landhäußer zu führen. Diese Unordnung mag nun aber herrühren, woher sie will, so muß man selbige durch die nachdrücklichsten Mittel zu bestreiten suchen. Die Wichtigkeit von Batavia verdient wohl, daß man mit Ernst auf alles denke, was den Ruf und die Vortheile seiner Rhede erhalten kann. Sie ist die ansehnlichste Stadt in Indien.

Man sieht da alle Schiffe anlangen, welche die Gesellschaft von Europa nach Asien abfertigt, außer die nach Ceylan, Bengalen und China segeln sollen. Zur Rückfracht beladen sie sich mit den Erzeugnissen und Waaren, die Java liefert, mit allen denen, welche dahin von verschiedenen Comptoiren und Märkten, die über alle diese reichen Küsten, und weitläuftigen Meere verbreitet sind, geführt werden.

Die östlichen holländischen Besitzungen sind diejenigen Orte, welche nach ihrer Lage, ihren Erzeugnissen und Bedürfnissen mit Batavia den lebhaftesten und ununterbrochensten Verkehr unterhalten.

halten. Auſſer den Schiffen, welche die Regierung dahin geſchickt hat, ſieht man dort viele Schiffe einzelner Kaufleute anlangen. Sie brauchen alle Päſſe. Diejenigen Fahrzeuge, welche dieſe zu dem Ende erdachte Vorſicht, damit man den Schleichhandel hindern möge, verſäumten, würden durch Chaluppen, die in dieſen Gewäſſern unaufhörlich kreuzen, aufgefangen werden. Wenn ſie an ihren Beſtimmungsort gelangt ſind, liefern ſie der Geſellſchaft diejenigen der aufhabenden Produkte aus, deren ausſchließenden Handel ſie ſich vorbehalten hat, und verkaufen die andern, an wen ſie es für gut finden. Der Sclavenhandel macht einen Hauptzweig dieſer letzten Handlung aus. Er beträgt jährlich ſechs tauſend beyderley Geſchlechts. Aus dieſer elenden und unglücklichen Heerde nehmen ſich die Chineſer, welche keine einzige Frauensperſon aus ihrem Lande bringen oder kommen laſſen können, Weiber.

Dieſe Einfuhr wird jährlich durch das vermehrt, was ein Dutzend chineſiſche Junken mitbringen, die von Emuy, Limpo und Canton mit ungefähr zwey tauſend Chineſern, welche alle Jahre nach Java in der Hofnung, daſelbſt Reichthümer zu ſammeln, gelockt werden, ſegeln. Der Thee, das Porcellän, die rohe Seide, und die baumwollenen Tücher, welche ſie dahin bringen, mögen 3000, 000 Livres *) betragen.

Man giebt ihnen dagegen Zinn und Pfeffer, aber nur heimlich, weil der Handel davon den Einzelnen unterſagt iſt. Man giebt ihnen Tri-

*) Oder 1375000 fl.

pam, der an den Seeufern gesammelt wird. Man giebt ihnen Floßfedern von Requin und Hirschsehnen, deren wirkliche oder eingebildete Kräfte in unsern Gegenden unbekannt sind. Man giebt ihnen die im ganzen Morgenland so berühmten Vogelnester, welche in verschiedenen Gegenden, und vorzüglich an den Küsten von Cochinchina gefunden werden. Diese Nester, die eyförmig gestaltet sind, einen Zoll in der Tiefe, und drey Zoll im Umfang haben, und etwa eine halbe Unze wiegen, sind die Arbeit einer Art von Schwalben, die an Kopf, Brust und Flügeln schön blau, am Leib aber milchweiß aussehen. Sie verfertigen dieselben aus Fischrogen, oder aus einem zähen Schleim, den die Bewegung der See um die Felsen, an welchen sie dieselben unten und auf den Seiten heftet, hervorbringt. Ihr natürlicher Geschmack ist kraftlos; aber da man sie, die Liebe zum Frauenzimmer, die in diesen Gegend die herrschende Leidenschaft ist, zu erwecken für dienlich hält, so hat die Kunst gesucht und vielleicht auch gefunden, sie durch verschiedene Würzen angenehm zu zubereiten.

Nebst diesen Erzeugnissen empfangen die Chineser zu Batavia einen Saldo an Geld. Dieser vermehret sich noch durch die Unterstützungen, welcher ihre zu Java angesessnen Landsleute ihren Familien übermachen, und durch diejenigen, die von denen mitgenommen werden, welche, wenn sie an dem erworbenen Vermögen genug haben, in ihr Vaterland, das sie selten aus den Augen verlieren, zurückkehren.

Die Spanier auf den Philippinen besuchen ebenfalls Batavia. Ehemals kauften sie Leinwand.

wand. Jetzt nehmen sie nichts mehr, als Zimmet, den sie für ihren eigenen Gebrauch und für einen Theil von Mexiko nöthig haben. Mit Gold, welches ein Erzeugnis der Inseln selbst ist; mit Cochenille und den von Acapulco gekommenen Piastern bezahlen sie diese wichtigen Artikel.

Selten kommen die Franzosen während des Friedens nach Batavia. Die Bedürfnisse haben sie in beyden letzten Kriegen oft dahin gezogen. Man wird sie aber daselbst weniger sehen, nachdem Isle de France und Madagascar ihre Flotten und Truppen mit Lebensmitteln versehen können.

Einige der englischen Schiffe, welche von Europa gerade zu nach China fahren, ankern in dieser Rhede. Dieses geschieht, die kleinen Waaren, Waffen, Weine, Oehl und andre minder beträchtliche Artikel, welche alle der Equipage gehören, zu verkaufen. Man sahe sonst daselbst selten die Seefahrer dieser Nation, welche den indischen Handel in Indien betreiben. Sie kommen aber nun immer in größerer Anzahl, nachdem sich ihre Ausrüstungen vermehrt, und ihre Geschäfte ausgebreitet haben. Ihr Verkauf beschränkt sich auf wenige Artikel, aber ihr Einkauf ist beträchtlich. Sie laden daselbst insbesondre viel Arack, ein sehr gutes von Reis verfertigtes Getränk, Zuckersyrup, und Cokoswein, den man gähren läßt, und dann distillirt.

Alle Lebensmittel, alle Waaren, die zu Batavia ein oder ausgehen, bezahlen fünf vom Hundert. Dieser Zoll ist um 1900800 Livres *) verpachtet. Aber diese Summe würde noch größer seyn,

*) Oder 871200 fl.

seyn, wenn das, was der Gesellschaft gehört, oder was für sie bestimmt ist, denselben bezahlen müßte; wenn die vornehmen Bedienten dieses großen Corps sich nicht öfters von diesen Abgaben selbst loßzählten; wenn die Betrügereyen unter den Personen aller Stände weniger häufig wären. Unter die auffallendsten Einkünfte gehören die von den Glücksspielen. Es kostet die Chineser jährlich 384000 Livres *) sie halten zu dürfen. Man rennt von allen Seiten mit der in den heissen Himmelsgegenden, wo die Leidenschaften keine Schranken kennen, gewöhnlichen Wuth zu selbigen hin. Da wird das Vermögen der meisten freyen Leute begraben; da verschwenden alle Sclaven das, was sie der Wachsamkeit ihrer Herren haben entziehen können. Es giebt in dieser Hauptstadt des holländischen Indiens noch andre Auflagen, ohne daß jedoch dieselben die Kosten einer Niederlage die sich immer auf 6600000 Livres **) belaufen, einbrächten.

XX.

Art, wie die Angelegenheiten der Gesellschaft in Indien und Europa besorgt werden.

Der Rath, der über alle von der Gesellschaft errichteten Niederlassungen herrscht, hat seinen Sitz zu Batavia. Er besteht aus dem Gouverneur des holländischen Indiens, dem General-Director, fünf Räthen, und einer kleinen Anzahl Assess-

*) Oder 176000 fl.
**) Oder 3025000 fl.

Assessoren, die zwar keine Stimme haben, die aber an die Stelle der verstorbenen Räthe tretten, bis etwa der Nachfolger ernannt ist.

Zu diesen Stellen ernennt die Direktion in Europa. Ein jeder, der Geld hat, oder ein Verwandter oder in der Gunst des Generals ist, kann dazu gelangen. Wenn der General stirbt, ernennen ihm der Direktor und die ordentlichen Räthe einstweilen einen Nachfolger, der selten ermangelt bestättigt zu werden. Sollte er es nicht werden, so käme er nicht in den Rath, aber er würde alle Ehrenbezeugungen, die er bey dem Posten, den er indessen bekleidete, haben würde, geniessen.

Der General trägt dem Rath alle Angelegenheiten der Insel Java vor, so wie jeder Rath die der ihm anvertrauten indischen Provinz. Der Director hat die Aufsicht über die Kasse und die Waarenlager in Batavia, aus welchen das nöthige allen übrigen Besitzungen zufließt. Alle Einkäufe, alle Verkäufe gehen durch ihn. Seine Unterschrift wird bey allen Handlungsgeschäften unumgänglich erfordert.

Obgleich im Rath alles nach der Mehrheit der Stimmen entschieden werden soll, so sind diese doch selten der Willensmeinung des Generals entgegen. Dieses Ansehen rührt von der Achtung der Glieder für ihn, die ihm ihre Erhebung zu danken haben, und davon her, daß die andern seiner Gunst zu schleunigerer Beförderung ihres Glücks bedürfen. Wenn er in irgend einer Sache einen Widerstand, der ihm gar zu sehr entgegen wäre, finden würde, so stände es bey ihm, ob er seiner Meinung folgen wollte, wenn er die Verantwortung auf sich nähme.

Der

Der General bekömmt seine Stelle, so wie alle andre, nur auf fünf Jahre. Gemeiniglich behält er sie aber sein Lebenlang. Man hat ehedem einige gesehen, die abdankten, um ein ruhiges Leben zu Batavia zu führen; aber die Verdrüßlichkeiten, die ihnen ihre Nachfolger erregten, haben die letzten Generale dazu bewogen, in ihrem Posten zu sterben. Lange Zeit hatten sie eine große Pracht um sich. Der General Imhof schafte sie als unnütz und unbequem ab. Obgleich alle Stände zu dieser Würde gelangen können, so ist doch noch kein Soldat dazu gelangt, und nur wenige Rechtsgelehrte haben sie erhalten. Sie wird immer mit Kaufleuten besetzt, weil der Geist der Gesellschaft lediglich kaufmännisch ist. Diejenigen, die in Indien gebohren sind, verstehen selten die Kunstgriffe, oder haben selten Geschicklichkeit genug, um dazu zu gelangen. Doch ist der gegenwärtige General niemals in Europa gewesen.

Der Gehalt dieses vornehmsten Bedienten ist mittelmäßig. Er hat nur 2200 Livres *) monatlich, und an Naturalien so viel, als sein Gehalt beträgt. Die Freyheit, die er hat, in den Waarenlagern, so viel er er will, für den gewöhnlichen Preis zu nehmen, und diejenigen, die er sich nimmt, den Handel, der ihm ansteht, zu treiben, sind das Maaß des Vermögens, das er erwerben kann. Die Räthe stehen sich auch sehr ansehnlich; wenn ihnen gleich die Gesellschaft nur 440 Livres **) monatlich, und eben so viel an Naturalien giebt. Der

*) Oder 1008 fl. 20 kr.

**) Oder 201 fl. 40 kr.

Der Rath kömmt nur zweymal die Woche zusammen, es müßten dann außerordentliche Vorfälle eine anhaltendere Arbeit erfordern. Er ertheilt alle Civil- und Militärbedienungen in Indien, außer die Bedienungen eines Schreibers und eines Sergeanten, die man geglaubt hat, ohne Gefahr den Befehlshabern jedes Orts überlassen zu können. Ein jeder, der zu irgend einer Stelle erhoben wird, muß schwören, daß er nichts gegeben, noch versprochen hat, um sie zu erhalten. Dieser sehr alte Gebrauch macht die falschen Eide sehr gewöhnlich, und hindert das Bestechen im geringsten nicht.

So lange die Redlichkeit auf Erden regierte, war das blose Versprechen hinreichend, das Siegel des Zutrauens aufzudrücken. Der Eid gebahr die Treulosigkeit. Man verlangte vom Menschen nicht eher, daß er Gott, welcher ihn hört, zum Zeugen seiner Wahrhaftigkeit anrufen sollt, als bis er keinen Glauben mehr verdiente. Obrigkeiten, Herrscher, was thut ihr also? Entweder laßt ihr den ehrlichen Mann den Himmel zum Zeugen anrufen, und die Hand aufheben, und dieses ist eine unnütze Beschimpfung; oder der, dem ihr den Eid auferlegt, ist ein Schurke. Und was für einen Werth kann für euch der Eid eines Schurken haben? Ist mein Eid meiner Sicherheit zuwider, so wird er widersinnig. Ist er meinem Nutzen gemäß, so wird er überflüßig. Ist das Kenntnis des menschlichen Herzens, den Schuldner zwischen seinen Sturz und das Lügen, den Verbrecher zwischen den Tod und den Meineid zu versetzen? Wird wohl der, den die Rache, der

Eigen-

Eigennutz und die Lasterhaftigkeit zum falschen Zeugnis bewogen haben, sich durch die Furcht von einem größern Laster abhalten lassen? Weis er nicht, daß man von ihm bey seinem Erscheinen vor Gericht diese Förmlichkeit verlangen wird. Und hat er sie nicht schon vorhin in seinem Herzen verachtet, ehe er sich selbiger unterworfen hat? Ist es nicht eine Art einer Gottlosigkeit, den Namen Gottes in unsre elenden Streitigkeiten zu mengen? Ist es nicht ein unsinniges Mittel, den Himmel zum Mitschuldigen eines Verbrechens dadurch zu machen, daß man das Anrufen dieses Himmels, der doch niemals sich dawider erklärt, noch künftig erklären wird, duldet. Warum sollte also der falsche Zeuge nicht unerschrocken seyn, da er ungestraft auf sein Haupt die göttliche Rache aufgerufen hat, ohne davon überzeugt zu seyn? Der Eid scheint also durch seinen häufigen Gebrauch so gering geachtet und so verächtlich gemacht worden zu seyn, daß die falschen Zeugen eben so gemein sind, als die Diebe.

Alle Handlungseinrichtungen, auch die auf dem Vorgebirge der guten Hofnung nicht ausgenommen, werden durch den Rath getroffen, und von dem Erfolg derselben bekömmt er allemal Nachricht. Selbst die Schiffe, die gerade von Bengalen, Ceylan und China abgehen, bringen nach Europa nur die Anzeige ihrer auf habenden Fracht. Die Rechnungen davon werden, wie alle andern, nach Batavia geschickt, wo man das allgemeine Handlungsbuch hält.

Der Rath von Indien ist kein abgesondertes, unabhängiges Corps. Er ist der Direction in den ver-

vereinigten Niederlanden unterworfen. Ob diese gleich eine einzige in dem allereigentlichsten Wortverstand ist, so ist doch die Sorge, zweymal des Jahrs die Waaren zu verkaufen, unter den sechs Kammern, die an diesem Handel Theil haben, vertheilt. Ihre Handelsgeschäfte stehen im Verhältniß mit dem Kapital, welches jeder gehört.

Die allgemeine Versammlung, welche die Angelegenheiten der Gesellschaft anordnet, bestehet aus den Directoren aller Kammern. Amsterdam ernennt acht, Seeland vier, die übrigen Kammern jede einen, und der Staat einen einzigen. Man sieht hieraus, daß Amsterdam, das die Hälfte der Stimmen ausmacht, nur eine zu gewinnen braucht, um bey den Berathschlagungen, wo alles nach der Mehrheit der Stimmen entschieden wird, Gesetze vorzuschreiben.

Dieses Corps, welches aus siebzehn Personen besteht, kömmt zwey oder dreymal des Jahrs zusammen, sechs Jahre zu Amsterdam, und zwey Jahre zu Middelburg. Die andern Kammern sind zu unbeträchtlich, um dieses Vorrecht zu genießen. Einige geheimnißliebende Köpfe kamen gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts auf den Einfall, ein tiefes Geheimhalten könnte den Unternehmungen noch größern Vortheil verschaffen; und daher wählte man vier der aufgeklärtesten und angesehensten unter den Deputirten, und trug ihnen auf, alle Angelegenheiten von einer beträchtlichen Wichtigkeit ohne Beystimmung ihrer Kollegen, selbst ohne sie einmal um Rath zu fragen, zu besorgen.

Ungeachtet dieser Fehler, die man in diesen sonderbaren Einrichtungen leicht entdecken kann, schwang sich doch die Gesellschaft zu einem sehr glänzenden Wohlbefinden.

XXI.

Ursachen des Wohlstandes der Gesellschaft.

Die Holländer hatten ihre ersten gute Schicksale dem Glück, sich in weniger, als einem halben Jahrhundert mehr als dreyhundert portugiesischen Schiffe bemächtigt zu haben, zu danken. Diese Fahrzeuge, davon die einen nach Europa, die andern nach den verschiedenen Handelplätzen Indiens bestimmt waren, hatten den Raub Asiens am Bord. Diese Reichthümer, wenn die Mannschaft auf den Schiffen so ehrlich war und nicht zu ihrem eignem Vortheil entwendete, brachten der Gesellschaft unermeßliche Rückfrachten zuwege, oder dienten dazu, ihnen welche zu verschaffen. Auf diese Art waren die Verkäufe sehr ansehnlich, ob schon die Versendungen sehr mittelmäßig waren.

Die Schwächung der portugiesischen Seemacht gab den Muth ein, die Besitzungen dieser Nation anzugreifen, und erleichterte ihre Eroberung sehr. Man fand da gründlich erbaute Festungen, welche mit einer zahlreichen Artillerie besetzt, und mit allem, was die Regierung, und reiche Privatpersonen einer erobernden Nation nothwendig hatten zusammen schleppen müssen, versehen waren. Um diesen Vortheil richtig zu beurtheilen, darf man nur bemerken, was es andre Völker gekostet hat, um die Erlaubniß zu erhalten, sich da, wo

sie

sie ihr Vortheil hinrief, niederzulassen, um Häuser, Waarenlager, Kastele da zu erbauen, um sich die zu ihrer Erhaltung oder zu ihrem Handel erforderliche Besitzung zu verschaffen.

Da die Gesellschaft sich im Besitz so vieler reichen, so vieler festgegründeten Besitzungen sahe, überließ sie sich nicht einem gar zu weitumfassenden Ehrgeitz. Ihren Handel, nicht ihre Eroberungen wollte sie ausbreiten. Man konnte ihr fast keine Ungerechtigkeiten vorwerfen, als solche, die zu ihrer Macht ganz nothwendig schienen. Das Blut der morgenländischen Völker floß nicht mehr, wie zu der Zeit, da die Begierde, sich durch kriegerische Thaten, durch Bekehrungssucht, durch Rachbegierde, durch Ehrsucht, und durch Rauben hervorzuthun, die Portugiesen den Indianern in einer bedrohenden Gestalt zeigte.

Die Holländer schienen mehr gekommen zu seyn, die Landseingebohrnen zu rächen und zu befreyen, als sie unters Joch zu zwingen. Sie führten nur Kriege mit ihnen, um Besitzungen an den Küsten von ihnen zu erhalten, und sie zu Handlungsbündnissen zu zwingen. Zwar geschah es nicht diesen Völkern zum Vortheil, welche sogar einen großen Theil ihrer Freyheit dabey einbüßten: aber außerdem waren doch diese Beherrscher ein wenig minder barbarisch, als die Eroberer, die sie verjagt hatten, und sie ließen die Indianer sich selbst beherrschen, ohne sie zu zwingen, ihre Gesetze, ihre Sitten, und ihre Religion zu verändern.

Durch die Art, ihre Macht zu verlegen und zu vertheilen, wußten sie die Völker, die ihre Aufführung ihnen gleich geneigt gemacht hatte,

in Ordnung zu halten. Außer Cochin nnd Malaka, hatten sie auf dem festen Land nur Factoreyen und kleine Kastele. Auf den Inseln Java und Ceylan aber hielten sie ihre Truppen und errichteten Niederlagen; von da aus erhielten ihre Schiffe ihr Ansehen, und beschützen ihren Handel in dem übrigen Indien.

Dieser war ansehnlich, seitdem der Ruin der portugiesischen Macht ihnen die Gewürze in die Hände gespielt hatte. Ob diese gleich hauptsächlich in Europa verbraucht werden, so unterließen doch ihre glücklichen Besitzer nicht, eine zimliche Menge davon, allein in geringerm Preis in Indien abzusetzen. Sie verschlossen daselbst jährlich zehn tausend Pfund Muscatenblüthe, hundert tausend Pfund Muscatennüsse, hundert fünfzig tausend Pfund Gewürznägelein, zweymal hundert tausend Pfund Zimmet, drey oder vier Millionen Pfund Pfeffer. Dieses war fast überall der Absatz unvollkommenerer Erzeugnisse, die in unsern Gegenden nicht verkauft worden wären.

Die Nothwendigkeit, die Gewüeze zu verfahren half den Holländern, sich viele andre Handlungszweige eigen zu machen. Mit der Zeit gelang es ihnen, den Küstenhandel Asiens an sich zu bringen, so wie sie den in Europa schon im Besitz hatten. Sie beschäftigten mit dieser Schiffahrt eine große Menge Schiffe und Matrosen, welche, ohne der Gesellschaft etwas zu kosten, ihre Sicherheit ausmachten.

So entscheidende Vortheile hielten die Nationen, die an dem Handel dieser entfernten Ländergern Theil genommen hätten, lange Zeit davon ab, oder machten ihre dieshalbigen Bemühungen

fruchtlos. Europa empfieng die Producte dieſes reichen Landes aus den Händen der Holländer. Selbſt in ihrem Vaterland hatten ſie nichts von dem nachher an allen Orten eingeführten Zwang auszuſtehen. Die Regierung wußte wohl, daß das Verfahren andrer Staaten ihr weder zur Regel dienen ſollte, noch könnte, und erlaubte der Geſellſchaft, beſtändig ihre Waaren frey und ohne Einſchränkung in dem Vaterland zu verkaufen. Als dieſe Geſellſchaft errichtet wurde, hatten die vereinigten Niederlande weder Manufacturen, noch keinen Stof, ſolche zu errichten. Damals war es alſo keine Ungelegenheit, ja es war vielmehr eine große Weisheit, den Bürgern zu erlauben, ſie ſogar zu nöthigen, ſich mit Leinwand und Zeugen aus Indien zu bekleiden. Die verſchiedenen Arten von Geſchicklichkeit, welche die Aufhebung des nantiſchen Edicts der Republick verſchafte, konnten ſie auf den Gedanken bringen, ihre Kleidung nicht ſo weit her zu holen; aber die Neigung, die ganz Europa für franzöſiſche Moden hatte, zeigte für die Arbeiten der Religionsflüchtlinge vortheilhaften Abſatz, und daher fiel es niemand ein, etwas an dem alten Gebrauch zu ändern. Seitdem das theure Arbeitslohn, deſſen Erhöhung eine Folge des Ueberflußes und des Geldes iſt, die Manufacturen in Verfall gebracht, und die Nation auf einen Haushaltshandel eingeſchränkt hat, ſind die Zeuge Aſiens mehr, als jemals begünſtigt worden. Man hat eingeſehen, daß es weniger mißlich ſey, die Indianer zu bereichern, als die Engländer oder Franzoſen, deren Wohlſtand nicht ermangeln kann, den Untergang eines Staats,

der nur durch die Verblendung, die Kriege oder die Sorglosigkeit der andern Mächte besteht, zu beschleunigen.

XXII.

Verfall der Gesellschaft.

Dieser Zusammenhang der Dinge hatte das Glück der Gesellschaft zu einer Höhe gebracht, von der es wieder heruntergesunken ist. Einige nähere Thatsachen werden diese Wahrheit bemerklich machen.

Die ersten Kapitalien dieser Gesellschaft beliefen sich nur auf 14211648 Livres a), darzu gab Amsterdam 8084813 Livres b); Seeland 2934540 Livres, 8 Sols c); Enchuysen 1180905 Livres d); Delft 1034000 Livres e); Horn 587109 Livres 12 Sols f); und endlich Rotterdam 390280 Livres g).

Dieses Kapital, das niemals vermehrt worden ist, und das seit seiner Entstehung bis auf den ersten Jenner 1778. jährlich gemeiniglich ein und zwanzig, ein siebzehntel fürs Hundert abgeworfen hat, ist in Summen von 66000 Livres h), die man Actien nennt, eingetheilt wor-

---

a) Oder 6513672 fl.
b) Oder 3705539 fl. 17 kr. 4 hlr.
c) Oder 1344997 fl. 41 kr.
d) Oder 541240 fl. 7 kr. 4 hlr.
e) Oder 473916 fl. 40 kr.
f) Oder 269091 fl. 54 kr.
g) Oder 178878 fl. 20 kr.
h) Oder 2750 fl.

worden. Die Actien werden, so wie alle andre Waaren, baar oder auf Kredit verkauft. Die ganzen Förmlichkeiten bestehen darin, den Namen des Käufers an die Stelle des Verkäufers in die Bücher der Gesellschaft zu schreiben; die einzige Beglaubigung, welche die Actienbesitzer haben. Die Gierigkeit und die Handelssucht haben eine andre Art erfunden, an diesem Handel Theil zu nehmen. Leute, die keine Actien zu verkaufen haben, Leute, die keine kaufen wollen, verbinden sich wechselseitig, diese eine gewiße Anzahl zu liefern, jene sie anzunehmen, um einen bestimmten Preis und zu einer gewißen Zeit. Ihr Werth zu dieser Zeit bestimmt das Schicksal der Spieler. Der, welcher verlohren hat, bezahlt mit baarem Geld, und der Handel ist vorbey.

Die Begierde, bey diesen gewagten Speculationen zu gewinnen, die Furcht dabey zu verlieren, verursachen in den Gemüthern eine große Gährung. Man erfindet gute oder schlimme Zeitungen; man bestärkt oder bestreitet diejenigen, die sich verbreiten; man sucht hinter das Geheimniß der Höfe zu kommen, oder man verkauft die Geheimnisse der ausländischen Gesandten. Dieses so verschiedene Interesse hat oft die öffentliche Ruhe so gestöhrt, daß die Republick sich hat genöthigt gesehen, Maaßregeln zu nehmen, um der Ausschweifung bey diesem Gemäkel Einhalt zu thun. Man erklärte, daß aller Verkauf von Actien auf eine gesetzte Zeit ungültig seyn sollte, wenn sich aus den Büchern der Gesellschaft nicht erweisen ließe, daß sie der Verkäufer zur Zeit des Handels würklich besaß. Leute von Ehre glauben zwar nicht, daß dieses

Gesetz sie von der Haltung ihrer Verbindlichkeiten freyspreche; aber es muß diese Unternehmungen seltner machen, und thut es auch in der That.

In diesen glücklichen Zeiten erlangten die Actien einen fast unglaublichen Preis. Sie stiegen bis auf den achtfachen Werth ihres ursprünglichen Kapitals. Man sahe sie nach und nach abnehmen. Zu der Zeit, da ich schreibe, gewinnen sie nicht mehr, als ungefähr 360. fürs Hundert. Und selbst dieses würde man nirgends, als in Holland dafür bekommen, wo man sich mit einem Interesse von zwey und drey Viertel vom Hundert zu begnügen weis.

Dieses Zeichen der Abnahme kündigt noch etwas anders an. Der Dividend, der auf dreißig und vierzig fürs Hundert gestiegen war, ist seit verschiedenen Jahren nicht höher, als zwölf und ein halbes. Wird er bey diesem stehen bleiben, oder noch mehr fallen? Wir wollen versuchen, einige vernünftige Muthmassungen über diesen wichtigen Gegenstand anzustellen.

Das Kapital der Gesellschaft betrug am Ende des Jahrs 1751. nicht mehr, als 62480000 Livres. *) Unter dieser Summe selbst war an Geld, guten Pappieren, und Waaren, in den Magazinen und auf den europäischen und indischen Meeren nicht mehr als 38060000 Livres. **) Das übrige bestand in zweifelhaften oder für verloren geachteten Schuldforderungen, in Waffen, Lebensmitteln, Geschütz, Kriegsbedürfnissen, Zugvieh, Sclaven, und einigen andern Sachen, die nicht in Handel kommen. Zur

*) Oder 28636666 fl. 40 kr.
**) Oder 17444166 fl. 40 kr.

Zur gleicher Zeit beliefen sich die jährlichen Gewinnste auf 27940000 Livres. *) Allein um selbige zu erhalten, muß man 20460000 aufwenden. **) Für die Dividende und Kriege, Feuersbrünste, Schiffbrüche und soviel andre Unglücksfälle, welche die menschliche Klugheit weder voraussehen, noch verhindern kann, zu bestreiten, verblieben 7480000 Livres. ***)

Diese Lage beunruhigte Mossel, q) den geschicktesten Vorsteher, der jemals das holländische Indien regiert hat, so lebhaft, daß er die Gesellschaft wie einen erschöpften Körper, der sich nur durch Herzstärkungen erhielt, ansahe. Sie war nach seinem Ausdruck, ein Schiff, das sinkt, und dessen Untergang nur durch die Pompe aufgehalten wird.

So sehr ich mich auch bemühet habe, so ist es mir doch nicht möglich gewesen, einen neuern Bilanz, als der, mit welcher wir uns bisher beschäftigt haben, zu erhalten. Aber was müssen wohl die Theilhaber von der hartnäckigen Unwissenheit, in der man sie ihrer Lage wegen läßt,

*) Oder 12805833 fl. 30 kr.
**) Oder 9377500 fl. 40 kr.
***) Oder 3428333 fl. 20 kr.

q) Der Briefwechsel dieses Manns mit der Direction ist nur handschriftlich vorhanden, und niemals gedruckt worden. Zufälligerweise fiel er einem Herrn von Kniphausen, der lange in der Gesellschaft Diensten gestanden war, in die Hände, und dieser, der mit Raynal in genauer Bekanntschaft lebte, hat ihm den gedachten Briefwechsel, gegen dessen Aechtheit nichts einzuwenden ist, verschaft.

denken? Entweder daß ihre Angelegenheiten in der grösten Verwirrung sich befinden, oder aber, daß diejenigen, denen sie die Verwaltung anvertraut haben, schlechtdenkende Leute sind, deren beständiger Vorsatz ist, über alles nach Gefallen zu befehlen, zu schalten, ohne sich irgend einer Art von Ahndung auszusetzen; oder daß, wenn sie sich auch dem Verdacht des Unterschleifs aussetzen, dieses sie vor dem Vorwurf der Unerfahrenheit sicher stelle. Wir sind, müssen sie zu sich selbst sagen, in den Händen von Dummköpfen oder Schurken; und was für eine von diesen zweyerley Meinungen sie auch annehmen, was muß der Erfolg davon seyn? Das Mistrauen der Actienbesitzer, das Verschreyen der Actien, und der Verfall der Gesellschaft. Wenn man über dieses finstre Betragen ein wenig gründlich nachdenkt, so weis man nicht, wen man mehr zu tadeln hat, schläfrige Theilhaber, die mit vollem Recht von Leuten, die am Ende doch nicht mehr sind, als ihre Comittenten, und die sich gewiß in ihren Sturz nicht verwickeln werden, Rechnung zu fordern; oder eine grobe Tyranney dieser Repräsentanten, denen ihre Mitbürger ihr Vermögen anvertraut haben, und die dasselbe als das ihrige gebrauchen; oder die gewissenlose Nachsicht der Häupter des Staats, die sich ihre Gewalt in einer so wichtigen Angelegenheit entweder nicht bedienen dürfen, oder nicht können, oder nicht wollen. Dem sey aber, wie es immer will, so verhindert das Geheimhalten, welches die Gesellschaft ihren Bedienten als eine eidliche Verbindlichkeit auflegt, doch nicht, einzusehen, daß ihre Lage von Tag zu Tage schlimmer wird. Sie

selbst

selbst ist genöthigt gewesen, die andern Nationen ihre Bangigkeit näher sehen zu lassen, da sie ihre Austheilungen immer mehr vermindert. Es ist also noch übrig, die wahren Ursachen einer so traurigen Wahrheit zu entwickeln.

XXIII.

Ursachen des Verfalls der Gesellschaft.

Die erste derselben war jene Menge kleiner Kriege, die ununterbrochen auf einander erfolgten. Kaum hatten die Einwohner der Molucken von dem Erstaunen, das ihnen die Siege der Holländer über jenes als unüberwindlich angesehne Volk verursacht hatte, sich erholt, so zeigten sie die Ungeduld, mit der sie das Joch trugen. Die Gesellschaft, die sich vor den Folgen dieser Mishelligkeit fürchtete, grif den König von Ternate an, um ihn zu zwingen, zu verstatten, daß man die Nägelein überall, außer zu Amboina, ausrottete. Die Einwoher der Insel Banda wurden alle ausgerottet, weil sie nicht der Gesellschaft Sclaven seyn wolten. Makassar, welches ihnen Beystand leisten wollte, beschäftigte lange Zeit eine ansehnliche Macht. Der Verlust von Formosa zog den Untergang der Factoreyen zu Tonkin und Siam nach sich. Man mußte zu den Waffen greifen, um den ausschließenden Handel auf Sumatra zu behaupten. Malaka wurde belagert, dessen Gebiet verheert, und dessen Handel durch Seeräuber gehemmt. Negapatnam wurde zweymal angegriffen. Kochin mußte den

An-

Angrif der Könige von Kalekut und von Travankor abhalten. Die Unruhen auf Ceylan sind fast unaufhörlich, und auf Java eben so häufig und noch hitziger gewesen; wo man niemals einen dauerhaften Frieden haben wird, bis man die Waaren, die man daher verlangt, zu einem vernünftigen Preis ansetzt. Diese Kriege sind alle verderblich gewesen, und verderblicher, als sie natürlicher weise seyn sollten, weil diejenigen, denen die Führung derselben aufgetragen war, sie nicht anders ansehen wollten, als eine Gelegenheit, sich zu bereichern.

Zu diesen ansehnlichen Zwistigkeiten sind an vielen Orten verhaßte Drückungen hinzugekommen. Man hat in Japon, China, zu Kamboya, Arakan, auf dem Ganges, zu Achem, Koromandel, Surat, in Persien, zu Bassora, Mokka, und in mehreren andern Orten solche erfahren. In den meisten Gegenden Indiens findet man nur Despoten, die den Raub dem Handel vorziehen, die nie ein anders Recht, als das Recht des Stärkern gekannt haben, und denen alles, was sie vermögen, gerecht scheint.

Die Gewinnste, welche die Gesellschaft an den Oertern machte, wo ihr Handel nicht gestöhrt war, deckten lange Zeit den Schaden, welchen Tyrannen oder Anarchie ihr anderswo zuzogen. Die andern europäischen Nationen brachten sie um diese Schadloshaltung. Dieser ihre Mitwerbung nöthigte sie, theurer einzukaufen und wohlfeiler zu verkaufen. Vielleicht würden sie ihre natürlichen Vortheile in Stand gesetzt haben, diesen Unfall zu ertragen, wenn ihre Mitbuhler nicht das Mittel ergriffen hätten, den innern

Handel Indiens einzelnen Handelsleuten zu über' lassen. Durch den Handel Indiens muß man die nöthigen Verrichtungen verstehen, um die Waaren aus einer Gegend Asiens in eine andre Gegend Asiens zu bringen; aus China, Bengalen, Surat, nach den Philippinen, Persien, und Arabien. Vermöge dieses Umtriebs, und des vervielfältigten Umtausches bekamen die Holländer die reichen Ladungen, die sie in unsre Gegenden brachten, umsonst, oder doch beynahe umsonst. Die Thätigkeit, die Sparsamkeit, die Klugheit der freyen Kaufleute vertrieben die Gesellschaft aus allen Handelsplätzen, wo keine besondre Gunst herrschte.

Diese Veränderung, die den Weg, den sie einschlagen sollte, so deutlich zeigte, entdeckte ihr nicht einmal das Verderbliche eines andern Gebrauchs beym Handel. Sie hatte im Gebrauch gehabt, alle Waaren Indiens und Europa's nach Batavia zu bringen, von wo aus man sie in die verschiedenen Factoreyen, wo ihr Verkauf mit Vortheil geschehen konnte, niederlegte. Diese Gewohnheit verursachte Unkosten und einen Zeitverlust, deren Ungelegenheit wegen des unermeßlichen Profits nicht merklich geworden war. Da die andern Nationen sich einer directen Schiffahrt befleißigten, hätte man ganz nothwendig ein System fahren lassen sollen, welches an sich selbst nicht nützt, und wegen der Umstände sich gar nicht beybehalten ließ. Die Gewalt eines alten Gebrauchs behielt dennoch die Oberhand: und die Furcht, daß ihre Bedienten eine solche Veränderung misbrauchen möchten, hat, sagt man, die Gesellschaft abgehalten, einen Weg einzuschlagen, dessen Nothwendigkeit alles ihr bewies.

Dieser

Dieser Beweggrund war wahrscheinlicher Weise nur ein Vorwand, hinter den sich Privatvortheile verbargen. Die Treulosigkeit der Bedienten war nicht blos geduldet. Die ersten hatten sich grösstentheils pünklich treu betragen. Ihnen standen Admirale vor, die alle Factoreyen durchreisten, die eine unumschränkte Gewalt in Indien hatten, und die am Ende jeder Reise in Europa Rechenschaft von ihrer Amtsführung ablegten. Sobald die Regierung an einem Ort festgesetzt wurde, ließen die minder bewachten Handlungsführer in der Treue nach. Sie überließen sich jener Weichlichkeit, die in heißen Ländern so leicht zur Gewohnheit wird. Man sah sich genöthigt, ihre Zahl zu vermehren, und kein Mensch richtete sein Hauptabsehen darauf, einer Unordnung, welche die Mächtigen in Stand setzte, alle ihre Anhänger anzubringen, Einhalt zu thun. Diese segelten nach Asien, mit dem Vorhaben, ein beträchtliches und schnelles Glück zu machen. Die Handlung war verboten. Die Gehalte waren nicht hinreichend, um zu leben. Alle ehrlichen Mittel sich zu bereichern, waren versperrt. Die Gesellschaft wurde in allen ihren Handelsgeschäften durch Factore, denen nichts daran lag, ob sie blühend wäre, betrogen. Wegen des übermäßigen Unheils verfiel man darauf, eine Belohnung von fünf Procent von allem, was verkauft und gekauft würde, zu verwilligen, welche unter allen Bedienten nach dem Rang ausgetheilt werden sollte. Unter dieser Bedingung mußten sie auch schwören, daß ihre Rechnung richtig wäre. Diese Einrichtung dauerte nur fünf Jahre, weil man gewahr wurde, daß der Betrug nicht abnahm.

Man

Man schafte die Belohnung und den Eid ab. Von diesem Zeitpunkt an bezahlen sich die Handhaber dortigen Angelegenheiten ihre Mühe, so theuer als es ihre Geldbegierde eingab.

Das Uebel, welches anfangs die Unterfactoreyen angesteckt hatte, kam nach und nach bis in die Hauptbesitzungen, und endlich nach Batavia selbst. Es hatte anfänglich da so eine Einfalt geherrscht, daß die Glieder der Regierung in dem gemeinen Leben, wie das geringe Schiffvolk gekleidet gieugen, und nur in dem Ort ihrer Versammlung anständige Kleider anzogen. Diese Bescheidenheit war mit einer so augenscheinlichen Redlichkeit vereinigt, daß, vor 1650 kein Mensch sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte; aber dieses unerhörte Wunder von Tugend konnte bestehen. Man hat kriegerische Freystaaten sehen, fürs Vaterland siegen und erobern, und den Raub der Nationen in den öffentlichen Schatz bringen. Man wird aber niemals die Bürger einer handelnden Republik für einen besondern Theil des Staats Reichthümer, wovon sie weder Ruhm, noch Nutzen haben, sammeln sehen. Die Strenge der republikanischen Grundsätze mußte dem Beyspiel der asiatischen Völker weichen. Das Verderben war an dem Hauptort der Kolonie am merklichsten, woselbst die Gegenstände der Pracht von allen Seiten herkamen, nnd wo der Ton der Pracht, auf welchen man glaubte, die Regierung setzen zu müßen, den Geschmack für das Glänzende einflößte. Dieser Geschmack verdarb die Sitten, und das Verderben der Sitten machte, daß alle Mittel, durch die man reich werden konnte, gleich galten. Sogar die

Ver-

Verachtung alles Wohlstandes gieng so weit, daß ein Generalbefehlshaber, welcher überführt wurde, er habe das Berauben der Einkünfte über alles Maaß hinausgetrieben, sich nicht scheute, seine Aufführung damit zu rechtfertigen, daß er eine von der Gesellschaft unterzeichnete Vollmacht vorwies.

Wie hat man der Aufführung der Verwalter, deren Unordnung man beym Anfang des Freystaats, wo reine Sitten und Sparsamkeit herrschte, nicht vorausgesehen hatte, abhelfen sollen? In diesen holländischen Besitzungen waren die Gesetze für tugendhafte Menschen gemacht; für andre Sitten muß man auch andre Gesetze haben.

Die Unordnung hätte können in ihrem Ursprung gehemmt werden, wenn sie nicht in Europa so hoch hätte steigen sollen, als in Asien. Aber so wie ein ausgetretner Fluß mehr Schlamm mit sich führt, als sein Wasser anschwellt, so steigen auch die Laster, welche die Reichthümer nach sich ziehen, höher, als die Reichthümer selbst. Die Direktorstellen, die anfänglich geschickten Handelsleuten anvertraut wurden, fielen mit der Zeit mächtigen Familien zu, und pflanzten sich zugleich mit den obrigkeitlichen Würden darin fort, durch welche jene denselben zu Theil geworden waren. Diese Familien, die mit politischen Absichten oder mit Regierungssorgen beschäftigt waren, entdeckten in den Stellen, die sie der Gesellschaft entzogen, nichts, als ansehnliche Einkünfte, und leichte Mittel, ihre Vorwandten zu versorgen, ja einige sogar den Misbrauch, den sie von ihrem Ansehen würden machen können. Die wichtigsten Handlungsunternehmungen, Untersuchungen, besondere Einrichtungen wurden einem Secretär über-

überlassen, der unter dem vornehmer klingenden Namen eines Advokaten, die Haupttriebfeder aller Angelegenheiten wurde. Administratoren, die zweymal des Jahrs zusammen kamen, im Frühjahr und im Herbst, wenn die Flotten ein und auslaufen, verlohren die Uebung und den Faden einer Arbeit, die eine anhaltende Aufmerksamkeit erfordert. Sie sahen sich genöthigt, ein gänzliches Zutrauen in einen Menschen zu setzen, der seines Amts wegen einen Auszug aus allen von Indien herkommenden Berichten machen, und den Inhalt der Antworten, die man dahin abschicken sollte, aufsetzen mußte. Dieser bisweilen schlecht erfahrne, oft bestochene, immer gefährliche Führer, stürzte diejenigen, die er leitete, in Abgründe, oder ließ sie hinein fallen.

Der Handlungsgeist ist ein Geist des Eigennutzes, und der Eigennutz gebiehrt Streitigkeiten. Jede Kammer wollte ihre eigne Schiffwerfte, Zeughäuser, und Waarenlager, für die Schiffe, die sie abschicken sollte, haben. Die Zahl der Beamten wurde vermehrt, und der Betrug durch ein so fehlerhaftes Verfahren noch mehr aufgemuntert.

Jede Kammer machte sich ein Gesetz daraus, von dem Recht, das sie hatte, Waaren nach Verhältniß der Schiffe, die sie auszurüsten hatte, zu liefern, nicht abzuweichen. Diese Waaren schickten sich nicht immer alle für den Ort ihrer Bestimmung, und man wurde ihrer entweder gar nicht, oder nur um einen schlechten Preis los.

Wenn die Umstände einen ausserordentlichen Beytrag erforderten, hinderte diese kindische Eitelkeit, nach welcher man sich scheute, Schwäche sehen zu lassen, wenn man Bedürfnisse zeigte,

Geld

Geld in Holland aufzuborgen, wo man nur drey Procent Interesse bezahlt hätte. Man ließ welches in Batavia aufborgen, wo man sechs bezahlte, und noch öfters in Bengala, oder auf der koromandelschen Küste, wo das Geld neun Procent und manchmal vielmehr kostete. Die Misbräuche häuften sich von allen Seiten.

Die Generalstaaten, denen oblag, alle vier Jahre die Lage der Gesellschaft zu untersuchen, sich zu versichern, daß sie sich in den Schranken der ihr ertheilten Rechte hält, daß sie den Interessenten ihr Recht giebt, daß sie ihren Handel auf eine Art treibt, die der Republik nicht nachtheilig ist, hätten diesem Unwesen steuren können und sollen. Sie erfüllten ihre Pflicht bey keiner Gelegenheit, zu keiner Zeit. Immer hat man dieser Versammlung einen so verworrenen Etat der Verfassung vorgelegt, daß auch die in dem Rechnungswesen bewandertesten Leute nach noch so vielen Bemühungen die Verwirrung nicht haben heben können; und dessen ungeachtet wurde er jederzeit mit einer Gefälligkeit, von der wir die Beweggründe zu erforschen befürchten müssen, einstimmig, ohne den mindesten Verzug, ohne die geringste Untersuchung gebilligt.

Wir ermüden, die Unordnungen, welche die Regierung einer sonst so blühenden Vergesellschaftung verdorben haben, zu durchgehen. Die Farben dieses Gemähldes sind zu düster. Wir wollen nun sehen, was für Mittel man gegen solche drückende und gehäufte Uebel gebrauchen sollte.

XXIV.

XXIV.

Mittel, welche die Gesellschaft noch übrig hat, ihre Angelegenheiten wieder in vorigen Stand zu bringen.

Man muß sich erstlich fest überzeugen, daß die Administration der Gesellschaft, auch selbst in Europa, zu sehr zusammengesetzt ist. Eine in so viele Kammern, unter so viele Direktoren vertheilte Direktion, zieht nothwendig unzählige Ungelegenheiten nach sich. Derselbe Geist kan unmöglich überall herrschen, unmöglich ists, daß die Geschäfte nicht die Folgen der entgegengesetzten Absichten derjenigen fühlen sollten, durch die sie an unterschiednen Orten, ohne Uebereinstimmung, ohne Verbindung untereinander, eingerichtet werden. Die Einheit, die in den Werken der Künste so nöthig ist, ist in Geschäften nicht minder vortreflich. Umsonst möchte man mir einwenden, daß es für demokratische Staaten wichtig ist, daß die Reichthümer darin vertheilt seyen, daß unter dem Vermögen der Privatpersonen die möglichste Gleichheit herrsche Dieser Grundsatz, der an sich wahr ist, kann auf eine Republik, die keine Ländereyen hat, die nur durch den Handel besteht, nicht angewandt werden. Man müßte also allen Einkauf und allen Verkauf einer einzigen Aufsicht unterwerfen; sie müßten alle in einem Hafen geschehen. Die bessere Oekonomie wird der geringste Vortheil seyn, den die Gesellschaft von der Aenderung fühlen wird.

Von diesem Mittelpunkt aus, wo alle Kenntnisse vereinigt wären, würde man die Unordnung bis im Innersten Asiens hemmen. Die Aufführung der Holländer gegen die indischen Fürsten, von denen die Gewalt einen ausschließenden Handel erzwungen hat, wäre einer der ersten Mißbräuche, den man bemerken würde. Seit zu langer Zeil begegnet man ihnen mit einem höchstbeleidigenden Hochmuth, man sucht in ihre Regierungsgeheimnisse einzudringen, man sucht sie in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn zu verwickeln, man unterhält die Uneinigkeit unter ihren Unterthanen; man zeigt ihnen ein erbittrungvolles Mißtrauen; man zwingt sie zu Aufopferungen, die sie nicht versprochen haben, man raubt ihnen die Vortheile, die ihnen den Verträgen nach zukommen: alle diese unerträglichen tyrannischen Verfahren verursachen häufige Streitigkeiten, die manchmal Kriege erregen. Um eine Eintracht wieder herzustellen, die täglich nöthiger und schwerer wird, muß man Leute gebrauchen, die mit dem Geist der Mäßigung die Kenntniß des Interesse, der Gebräuche, der Sprache, der Religion und der Sitten dieser Völker verbinden. Es kann seyn, daß die Gesellschaft gegenwärtig dergleichen Leute nicht hat, aber sie wird wohl thun, solche zu bilden. Vielleicht würde sie sogar welche unter den Vorstehern derjenigen Factoreyen finden, die sie nach allen Umständen aufgeben sollte.

Die Handelsleute aller Nationen, denen die Natur den Beobachtungsgeist geschenkt hat, gestehen einmüthig, daß die Holländer ihre Besitzungen in Indien zu sehr gehäuft haben, und daß sie ihre Ausgaben sehr vermindert haben würden,

wenn

wenn sie sich auf eine geringere Anzahl derselben eingeschränkt hätten. Unmöglich kan die Gesellschaft das, was so allgemein bekannt ist, nicht gewußt haben. Es ist also wahrscheinlich, daß sie nur dadurch bewogen worden ist, die ihr lästigen Factoreyen beyzubehalten, damit man nicht denken möchte, sie sey nicht im Stand, sie zu behaupten. Diese schwache Betrachtung sollte sie nicht mehr zurück halten. Ihre ganze Aufmerksamkeit muß darauf gehen, wohl zu unterscheiden, was ihr Vortheil verlangt aufzugeben, und was sie mit gutem Fug behalten muß. Sie hat eine Reihe von Thatsätzen und Erfahrungen vor Augen, die sie in Stand setzen, bey einer so wichtigen Einrichtung alle Fehler zu vermeiden.

In den Unterfactoreyen, die sie der Vortheil ihres Handels beyzubehalten bewegen wird, muß sie alle unnöthigen Festungswerke schleifen lassen; die Rathskollegien, die sie mehr aus Pracht als aus Nothwendigkeit errichtet hat, abschaffen: sie muß die Zahl ihrer Bedienten nach Verhältniß der Weitläuftigkeit ihrer Handlungsgeschäfte festsetzen. Die Gesellschaft erinnere sich nur an jene glückliche Zeiten, wo zwey oder drey mit Einsicht gewählten Factoren ihr weit ansehnlichere Ladungen besorgten, als die waren, die nach der Zeit angekommen sind; wo sie an den Waaren ungeheure Profite machte, die mit der Zeit unter den Händen ihrer großen Menge von Bedienten verschwunden sind: denn wird sie sich nicht länger bedenken, ihre alten Grundsätze wieder anzunehmen, und eine Einfalt, die sie bereicherte, einer eitlen Pracht vorzuziehen, die sie zu Grunde richtet.

In den Hauptkolonien wird sich die Verbesserung schwerer einführen lassen. Die Bedienten der Gesellschaft machen allda ein nach Verhältniß zahlreicheres, ansehnlicheres, reicheres Korps aus, und das also nicht so leicht zur Ordnung zu bringen seyn wird. Sie müssen aber doch wieder dazu gebracht werden; denn die Mißbräuche, die sie selbst eingeführt haben, oder haben einreißen lassen, würden unausbleiblich den gänzlichen Untergang der Angelegenheiten, die sie besorgen, mit der Zeit nach sich ziehen. Man kan sich anderwärts kaum eine solche Unordnung vorstellen, als in den Werkstätten, Waarenlagern, Werften und Zeughäusern zu Batavia und den übrigen grossen Pflanzörtern herrscht.

Diese Einrichtungen werden dann noch beträchtlichere hervorbringen. Die Gesellschaft setzte gleich bey ihrem ersten Ursprung beständige und genaue Regeln fest, von welchen es niemals, aus was für einer Ursache, oder bey welcher Gelegenheit es auch seyn mochte, abzuweichen erlaubt war. Ihre Beamten waren bloße Maschinen, deren geringste Bewegungen sie im voraus gestellt hatte. Diese gänzliche und sich auf alles erstreckende Regierung schien ihr nothwendig, das zu verbessern, was in der Wahl ihrer Agenten fehlerhaft war, als welche gröstentheils aus einem schlechten Stand hervor gezogen, und derjenigen sorgfältigen Erziehung, welche die Einsichten erweitert, beraubt waren. Sie selbst gestattete sich nicht die geringste Veränderung, und sie schrieb dieser unwandelbaren Einförmigkeit das Glück ihrer Unternehmungen zu. Verschiedene nicht seltene

Un-

Unglücksfälle, die dieses System nach sich zog, brachten sie doch nicht davon ab, und sie bestand immer hartnäckig darauf, ihrem ersten Plan zu folgen. Nothwendigerweise muß sie andre Grundsätze annehmen, und wenn sie ihre Factoren mit mehr Vorsicht ausgesucht haben wird, verläßt sie ein entferntes Interesse, das sich täglich nach ihrer Thätigkeit und Einsichten ändert.

Ihre Einsichten werden sich noch weiter erstreken. Müde mit Schaden gegen die unbeschränkten Handelsleuten der andern Nationen zu ringen, wird sie sich entschließen, den innern Handel Indiens den Privatpersonen zu überlassen. Diese glückliche Neuerung wird ihre Kolonien reicher und stärker machen. Man wird darin bald eine Menge unternehmender Leute finden, die mit ihren überflüßigen und kostbaren Erzeugnißen alle Märkte anfüllen werden. Sie selbst wird mehr Vortheil von den Zöllen ziehen, die man in ihren Comptoiren bezahlen wird, als sie niemals von den verwickelten und matten Geschäften, die so selten gemacht wurden, erwarten könnte.

Zu gleicher Zeit wird sie die verderblichen Zurüstungen, die man der Gesellschaft ohne Aufhören vorwirft, unterlassen. Gleich nach dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts führte sie auf ihren Werften eine fehlerhafte Bauart ein, bey welcher sie viele Schiffe und sehr reiche Ladungen verlor. Diese traurigen Exfahrungen brachten selbige zu der allgemein angenommenen Bauart zurück; allein aus tadelnswürdigen Rücksichten fuhr sie fort, bey ihrer Schiffahrt ein Drittel Schiffe mehr, als erforderlich war, zu gebrauchen. Dieses Verderben, das zu keiner Zeit hätte entschuldigt

werden können, ist ganz unerträglich geworden, seitdem die zu der Schiffahrt erforderlichen Materialien auf einen sehr hohen Preis gestiegen sind, und seit dem man den Seefahrern einen größern Lohn hat bezahlen müssen.

Die Verbesserung werden diese Erweiterung des Handels nach sich ziehen. Verhältnismäßig mit den Sitten und Umständen war dieser sehr ansehnlich; allein er ist ungeachtet des großen Zuwachs, den der Verbrauch in Europa erhielt; ungeachtet des neuen Absatzes in Afrika und der neuen Welt doch stillgestanden. Man wird ihn selbst zurückgehen sehen, nachdem sein Betrag sich nicht vermehrte, ob die Waaren gleich fast den doppelten Werth bekamen. Wirklich steigen die Verkäufe nicht über vierzig bis fünfvierzig Millionen, eine Summe, die sie seit sechzig Jahren und noch länger betrugen.

Unter selbigen befinden sich Leinwand, Thee, Seide, Porcellan, Borax, Zinn, Campher, Tuttenago, Salpeter, Baumwolle, Indigo, Pfeffer, Caffee, Farbholz, einige andre mehr oder weniger wichtige Artikel, die entweder auf den verschiedenen Märkten Asiens gekauft oder auf dem Gebiet der Gesellschaft erzeugt worden sind. Diese Erzeugnisse, diese Waaren werden gröstentheils auch durch der andern europäischen Nationen Gesellschaften, die in Indien in Verbindung gekommen sind, geliefert. Ausser dem Zimmet, den Gewürznägelein, der Muskatennuß, Muskatenblüthe, deren Verbrauch jährlich auf zwölf Millionen steigt, giebt es fast keine Waaren, die zum ausschliessenden Verkauf der Holländer gehören.

Nach

Nach diesen Verbesserungen, die ich vorzuschlagen mir erlaubt habe, würde die Ordnung auf einige Zeit wieder hergestellt seyn. Ich sage, auf einige Zeit, weil jede Colonie, bey der, wie hier, die Obergewalt in einer, und der Gehorsam in einer andern entfernten Gegend besteht, ihrem ersten Grundsatz nach fehlerhaft ist. Das ist eine Maschine, deren Triebfedern nachlassen, ohne Aufhören zerbrochen werden, und die man also beständig ausbessern muß.

XXV.

Unglücksfälle, mit denen die Gesellschaft bedroht wird.

Wenn es auch selbst möglich seyn würde, daß die Gesellschaft für die Uebel, die selbige seit so langer Zeit ermüden, ein würksames und dauerhaftes Mittel fände, so würde sie dessen ungeachtet sich immer noch mit dem Verlust des ausschliessenden Handels der Gewürze bedroht sehen.

Man hat gemuthmaßet, daß diese reichen Erzeugnisse in unbekannten Gegenden wachsen. Es verbreitet sich ein dunkles Gerücht von allen Seiten, daß die Malayen, welche mit diesen Gegenden allein in Verbindung stehen, Gewürznägelein und Muskatennüsse auf verschiedene Märkte gebracht hätten. Dieses ungewiße Gerücht war niemals durch gewisse Thatsätze bestätigt, und damit es hat aufgehört, daß es, so wie alle gemeine Irrthümer in Vergessenheit gekommen ist.

Im Jahr 1774 reißte der Engländer Forrest von Balambangan in der Absicht aus, zu erforschen, ob die Gewürze auf Neuguine wachsen, wie seit langer Zeit das Gerücht sich verbreitet hatte. In weniger Entfernung von dieser wilden Gegend fand er auf der Insel Manaswary einen Muskatenbaum, dessen Frucht, von dem, der in so großem Ruf steht, nur durch die länglichte Gestalt unterschieden war. Dieser unternehmende Mann nahm hundert Pflanzen von diesem nützlichen Baum mit, und verpflanzte sie im Jahr 1776 nach Bunwoot, einer gesunden, fruchtbaren, mit sehr schönen Bäumen bedeckten, aber unbewohnten Insel, von einem nur achtzehen Meilen großen Umfang, welche Großbritannien der Freygebigkeit des Königs von Mindanao zu danken hat. Daselbst wird ganz sicher der Muskatenbaum, und wahrscheinlich auch der Gewürznägeleinbaum gepflanzt, nachdem erwiesen ist, daß Forrest nach verschiedenen Molucken hingekommen ist.

Eine gewiße und heut zu Tage allgemein bekannte Sache ist es, daß die Franzosen in den Jahren 1771. und 1772 so glücklich gewesen sind, von den Molucken, Muskaten und Gewürznägeleinbäume zu erhalten, welche sie in ihr Gebiet verpflanzt haben. Wenn diese Pflanzen, welche bereits einige Früchte getragen haben, einst viele und gute Früchte verschaffen werden, wird gewiß eine große Veränderung in diesem Handelszweig erfolgen.

Es ist nur an Frankreich gelegen, die fruchtbare Quelle von Reichthümern mit den Holländern zu theilen. Um diesen Vortheil benützen zu können, hätte man die gemachten Eroberungen

nur

nur auf einen leicht zu bewachenden Mittelpunkt versetzen dürfen. Die Regierung, es mag nun aus Freygebigkeit, oder aus Unklugheit geschehen seyn, hat haben wollen, daß diese Anpflanzung in verschiedenen ihrer Besitzungen eingeführt worden ist. Allein Bäume, die in so vielen offenen Oeterter vervielfältigt worden sind, werden unumgänglich in die Colonien der andern Nationen überkommen; und in wenig Zeit werden Erzeugnisse, die seit Jahrhunderten einem hassenswürdigen Alleinhandel unterworfen waren, ein allgemeines Gut für die meisten Völker werden.

Die alten Besitzer vielleicht werden beynahe allein dieser kostbaren Erzeugnisse beraubt werden. Die einzigen Inseln, wo sie bisher gewachsen sind, haben und können auch keinen andern Nutzen, als eben durch dieselben verschaffen. Die Bewachung derselben ist sehr kostbar, und die Himmelsgegend sehr mörderisch. Welchen Beweggrund könnten ihre alten Herren also haben, Besitzungen, die ihren ganzen Werth verloren haben, beyzubehalten? Sie werden selbige also verlassen; und was wird aus einem Corps werden, das seit fünfzig Jahren nur diese Quelle gegen die Untreue ihrer Bedienten, die Menge ihrer Comptoire, und die Mängel ihrer Verwaltung in Händen hatte.

Diesen Krieg der Gewerbsamkrit ungerechnet, haben die Holländer einen nicht so langsamen, aber verwüstendern zu befürchten. Alles, aber ganz besonders die Art, wie sie ihre Land- und Seemacht besetzen, muß ihre Feinde ermuntern, sie anzugreifen.

Die

Die Gesellschaft hat einen Stamm von ungefähr hundert Fahrzeugen von sechs hundert bis tausend Tonnen. Alle Jahre rüstet sie acht und zwanzig bis dreyßig von Europa aus, und bekömmt einige weniger zurück. Diejenigen, die nicht im Stand sind, die Rückreise zu verrichten, befahren die indischen Gewässer, deren Stille, wenn man die Japanschen abrechnet, keine feste Fahrzeuge erfordert. Wenn man einer gänzlichen gesicherten Ruhe genießt, so fahren die Schiffe einzeln ab, aber um zurück zu kommen vereinigen sie sich beym Kap in zwey Flotten, die über die Orkadischen Inseln anlangen, wo zwey Schiffe von der Republik sie erwarten, und bis nach Holland begleiten. Man erfand diesen Umweg in Kriegszeit, um die Kreutzorte des Feindes zu meiden; man ist fortgefahren, sich derselben zu bedienen, um den Schleichhandel zu verhindern. Es schien nicht leicht, ein Schiffsvolk, das aus einem brennenden Klima kam, dahin zu bringen, dem stürmischen Himmel Nordens zu trutzen. Durch das Geschenk eines zweymonatlichen Solds hat man diese Schwierigkeiten gehoben. Die Gewohnheit hat endlich überhand genommen, es zu bezahlen, auch wenn wiedrige Winde, oder Stürme die Flotten in den Kanal treiben. Ein einzigesmal haben die Directoren der Kammer zu Amsterdam versuchen wollen, es abzuschaffen. Es war aber sehr nahe daran, daß sie durch den Pöbel verbrant werden sollten, welcher, so wie die ganze übrige Nation, den Despotismus der Gesellschaft mißbilligt und über ihr ausschließendes Privilegium seufzt. Das Seewesen der Gesellschaft wird durch Officiere angeführt, die alle anfäng-

fänglich Matrosen oder Schiffjungen gewesen sind. Sie sind Steuerleute, sie verstehen alle Arbeit, die zum Regieren des Schiffes nöthig ist, aber sie haben nicht den allergeringsten Begriff von der Seekriegskunst. Ueberdem erlauben ihnen die Fehler ihrer Erziehung nicht, die Liebe zum Ruhm weder selbst zu fassen, noch sie der Gattung von Menschen, die ihnen untergeben sind, einzuflößen.

Mit den Landtruppen hat es eine noch schlechtere Beschaffenheit. Zwar sollten die Ueberläufer aus allen europäischen Nationen Unerschrockenheit besitzen; aber sie werden so schlecht gehalten, so schlecht gekleidet, so sehr im Dienst abgemattet, daß sie nicht den mindesten guten Willen haben. Ihre Officiere, welche grösstentheils aus einer niedrigen Profession genommen sind, wo sie soviel erworben haben, daß sie Stellen kaufen können, sind nicht geschickt, ihnen eine kriegerische Denkungsart einzuflößen. Die Verachtung, welche ein blos kaufmännisches Volk für Leute hegt, die durch ihren Stand zu einer gezwungnen Armuth verdammt sind, macht sie vollends niederträchtig und kleinmüthig. Zu allen diesen Ursachen des Verderbs, der Schwachheit und des Mangels an Kriegszucht, kann man noch eine hinzufügen, die beiden, dem See- und Landdienst gemein ist.

Es giebt vielleicht in den am wenigsten freyen Regierungen, keine so strafbare Art, sich Matrosen und Soldaten zu verschaffen, als diejenige, deren sich die Gesellschaft seit langer Zeit bedient. Ihre Agenten, denen das Volk den Namen, Seelenverkäufer beygelegt hat, suchen allezeit im Gebiet, und auch selbst ausser den Gränzen des

Staats

Staats überall leichtgläubige Leute auf, die sie dahin bringen können, sich nach Indien anwerben zu lassen, unter der Hofnung eines ansehnlichen und schleunigen Glücks. Diejenigen, die diese Lockungen verführen, werden angeworben, und empfangen zwey Monate Sold voraus, die man dem Werber einhändigt. Zu der Zeit machen sie eine Verschreibung von 300 Livres *) zum Vortheil ihres Verführers, der durch diese Einrichtung sich verbindet, ihnen die nöthige Geräthschaft zu schaffen, wofür er ungefähr den zehnten Theil von diesem Geld anwendet. Die Schuld wird durch einen Schein von der Gesellschaft bestätiget, der aber nur in dem Fall gelößt wird, wenn der Schuldner so lange lebet, als es nöthig ist, damit dessen Sold zu Tilgung der Schuld hinreiche.

Eine Gesellschaft, die sich ungeachtet dieser Verachtung für den Soldatenstand, und mit so verderbten Soldaten erhält, kann zeigen, wie hoch in diesen letzten Zeiten die Kunst der Staatsunterhandlungen gestiegen ist. Man hat immer die Macht durch Tractaten, durch Geduld, durch Bescheidenheit und Geschicklichkeit ersetzen müssen; aber man kann Republikanern nicht oft genug sagen, daß dies nur ein erbettelter Zustand sey, daß die am besten angestellten Triebfedern in der Politik nicht immer dem Strom der Gewalt und der Umstände widerstehen. Die Sicherheit der Gesellschaft erforderte Truppen, die aus Bürgern des Staats bestehen, und das ist

*) Oder 137 fl. 30.

ist nicht möglich. Die Entvölkerung von Holland würde eine nothwendige Folge davon seyn. Die Regierung würde sich entgegen setzen, und zu diesem ohnehin schon zu sehr begünstigten Corps sprechen.

„ Die Vertheidigung und Erhaltung unsers „ Lands liegt uns ganz anders am Herzen, als „ der Wohlstand euerer Angelegenheiten. Zu „ was würde uns das Gold, mit dem eure Flot„ ten beladen zurückkommen, nützen, wenn unsre „ Provinzen Wüsteneyen würden? Wenn wir die „ Dienste der Fremden niemals entbehren kön„ nen, so werden wir solchen unter unsre Heere, „ und nicht auf eure Schiffe unterstecken. Lassen „ wir unsere Bürger nicht auswandern, setzen „ wir sie, so wenig als möglich ist, der Gefahr des „ Todes aus. Die Häupter unserer Comptoire sind „ vermögend genug, um sich durch alle die bekannten „ Mittel der traurigen Einflüsse einer angesteckten „ Himmelsgegend zu versichern. Und was liegt uns „ daran, daß Teutsche, denen andre Teutsche nach„ folgen, zu Grunde gehen oder nicht, wenn es der„ selben allezeit genug giebt, die das Elend aus ih„ rem Vaterland treiben wird, und die sich mit ei„ nem Glück, das sie niemals machen werden, einschlä„ fern lassen. Ihr Sold hört mit dem Augen„ blick ihres Todes auf; unsere Küsten werden „ beständigt angefüllt, und unsere Provinzen wer„ den nicht entblößt. Die Gesellschaft keine andre „ Sicherheit, als die des Staats, und wo wird „ diese bleiben, wenn wir durch eine beständige „ Entvölkerung unser Land in den elenden Zustand „ unsere Colonien versetzen? „

Die

Die Gesellschaft wird sich allezeit fremder Truppen bedienen müssen, und niemals wird sie es dahin bringen, ihnen jene aufs allgemeine Rücksicht nehmende Denkungsart, jenen Enthusiasmus nach Ruhm einzuflößen, welche sie selbst nicht hat. Ein Corps ist in dieser Rücksicht immer in dem Fall einer Regierung, die niemals ihre Truppen durch andre Grundsätze, als durch die, worauf ihre eigne Staatsverfassung ruht, leiten soll. Die Liebe zum Gewinn, die Sparsamkeit, sind die Grundlage der Verwaltung der Gesellschaft. Dies müssen auch die Beweggründe seyn, die den Soldaten ihren in Diensten hält. Er muß, weil er in Handlungsunternehmungen gebraucht wird, einer Belohnung versichert seyn, die den Mitteln angemessen wird, welche er anwendet, um diesen Unternehmungen einen glücklichen Ausgang zu verschaffen, und der Sold muß ihnen in Actien bezahlt werden. Alsdann wird der Eigennutz, anstatt den gemeinschaftlichen Trieb zu schwächen, ihm neue Macht geben.

Wenn unsre Betrachtungen die Gesellschaft nicht bewegen, Verbesseruug in diesem wichtigen Theil ihrer Verwaltung anzubringen, möchte sie dann doch bey dem Anblick der Gefahren, die sie bedrohen, erwachen! Wenn sie in Indien angegriffen würde, so würde sie sich ihre Besitzungen rauben sehen, noch geschwinder, als sie dieselben von den Portugiesen eroberte. Ihre besten Plätze sind ohne Vertheidigung, und die Seemacht wäre ausser Stand, sie zu beschützen. Man sieht in ihren Häfen nicht ein einziges Kriegschiff, und es wäre unmöglich, die Kauf-

farthenschiffe zum Krieg auszurüsten. Die grösten unter denen, die nach Europa zurückfahren, führen keine hundert Mann, und wenn man alles, was hie und da auf den Schiffen, die in Indien segeln, zusammen nähme, so brächte man nicht so viel heraus, ein Schiff gehörig zu besetzen. Jeder Mensch, der gewohnt ist, Wahrscheinlichkeiten zu berechnen, wird keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß die holländische Macht in Asien vernichtet werden könnte, ehe die Regierung im Stand wäre, der Gesellschaft zu Hülfe zu kommen. Dieser so riesenmäßig scheinende Koloß hat zur einzigen Stütze die Molucken. Sechs Kriegsschiffe und fünfzehn hundert Mann zur Landung wären überflüssig hinreichend, selbige zu erobern. Dieses kann durch die Franzosen und durch die Engländer geschehen.

Wenn der Hof von Versailles sich diese Unternehmung vorsetzte, so würde sein Geschwader von Isle de France aus auf Ternate zu fallen, wo die Feindseeligkeiten die ersten Nachrichten von ihrer Ankunft in diesen Gewässern verkündigen würden. Ein Fort ohne Außenwerke, und das von den Schiffen aus beschossen werden kann, würde keinen langen Widerstand thun. Amboina, welches ehedem einen schlechten Wall, einen schlechten Graben, vier kleine Bollwerke hatte, ist durch Erdbeben so oft über den Haufen geworfen worden, daß es außer Stand seyn muß, zwey Tage einen unternehmenden Feind aufzuhalten. Banda stellt besondere Schwierigkeiten entgegen. Um diese Inseln herum ist kein Ankergrund, und es herrschen da gewaltige Ströme, so daß, wenn man zwey oder drey

Stras-

Strassen verfehlte, die dahin führen, man ohne Rettung unter den Wind geführt werden wurde: aber dieses Hinderniß würde durch die Lootsen von Amboina leicht gehoben werden. Dann wäre nur eine Mauer ohne Graben und bedeckten Weg zu beschießen, welche blos durch vier schlechte Bollwerke vertheidigt wird. Ein kleines auf einer Anhöhe, die den Ort bestreicht, liegendes Kastell, würde die Vertheidigung nicht um vier und zwanzig Stunden verlängern.

Alle diejenigen, welche die Molucken in der Nähe, und gründlich besehen haben, sagen einmüthig, daß sie sich keinen Monat lang gegen die ebenbenannte Macht halten würden. Wenn der Wahrscheinlichkeit nach, die um die Hälfte zu schwachen, und durch die Art, wie ihnen begegnet wird, erbitterten Besatzungen, sich weigerten zu streiten, oder nur schwach stritten, so würde die Eroberung noch schleuniger geschehen seyn. Um ihr den Bestand zu geben, den sie verdiente, müßte man sich Batavias bemächtigen, welches nicht nicht so schwer wäre, als es scheinen muß. Das Geschwader würde mit den eignen Soldaten, die es nicht zur Besatzung gelassen hätte, mit dem Theil der holländischen Truppen, die auf die Seite des Siegers getreten wären, mit acht oder neunhundert Mann, die es zu rechter Zeit von Isle de France und Bourbon erhielte, diese Unternehmung gewiß bewerkstelligen.

In der That, es würde nicht möglich seyn, diesen Platz von der See aus zu belagern. Unter den Mauern ist das Wasser überall so seicht, daß die Schiffe sich niemals den Festungs-

werkern

werkern nähern, und solche beschiessen könnten. Man müßte also seine Zuflucht zu einer Landung nehmen. Vielleicht hat man dieses an verschiedenen Orten, besonders an der Mündung des Flusses, welcher die Stadt verschönert, unthunlich gemacht. Allein an seichten Küsten, die überall von Chaluppen befahren werden können, muß man die Landung als möglich ansehen.

Der einmal ans Land gestiegene Feind würde nichts finden, als eine Stadt, von einer Meile im Umfang, die durch einen doppelten mehr oder weniger tiefen Graben; durch einen zimlich niedrigen Wall, der sehr schadhaft ist; durch eine unregelmäßige und schlecht unterhaltene Citadelle; durch einige Indianer ohne Tapferkeit und Erfahrung, die aus verschiedenen Ländern zusammengeraft sind; durch eine geringe Anzahl weisser Truppen, die mit ihren Schicksal unzufrieden, und von Officieren, die weder viel Einsichten, noch Erfahrungen haben, vertheidigt wird. Kann man wohl vermuthen, daß dergleichen Hindernisse unternehmende, und von der Hofnung einer unermeßlichen Beute angefeuerte Krieger aufhalten würden? Ohne Zweifel, nein. Und hat die Hofnung der Holländer einen andern Grund?

Das Clima von Batavia ist so mörderisch, daß ein beträchtlicher Theil der Soldaten, die man aus unsern Ländern dahin bringt, im ersten Jahr umkommen. Ein großer Theil derer, die dem Tod entgehen, liegen in den Spitälern kraftlos. Kaum bleibt der vierte Theil davon übrig, den gewöhnlichen Dienst des Platzes zu versehen. Die Holländer schmeicheln sich, daß zu den gewöhnlichen Verheerungsursachen noch eine allgemeine

Ueberschwemmung, die immer sich leicht ereignet, hinzukommen, und den Landenden zum Grab werden, oder selbige zwingen würde, sich wieder einzuschiffen. Die Blinden, die nicht sehen, daß alle diese Mittel zum Verderben Zeit erfordern, und daß dieser Platz von einer kriegerischen und unternehmenden Nation ohne Schiessen, mit dem Degen in der Faust erobert werden würde.

Der Eroberungsentwurf, den Frankreich sich vorsetzen könnte, würde Großbritannien eben so zuträglich seyn; mit dem Unterschied, daß die Engländer ihn mit Wegnehmung des Vorgebirgs der guten Hofnung, welches ein vortreflicher Ruheort wär, den sie zu ihrer Schiffahrt sehr brauchen, den Anfang machen würden.

Die beyden Seiten der Bay, welche zu dem Hauptort dieser so berüchtigten Colonie führt, sind mit vielen und vernünftig angelegten Schanzen bedeckt; allein ihre Batterien würden durch die Schiffe, welche nahe genug am Land Anker werfen könnten, sie zu beschiessen, unbrauchbar gemacht werden. Das nahe am Ufer gelegene Fort würde das nemliche Schicksal erfahren. Es würde einem auch schwächern Feind, der es zu Land angreifen würde, noch wenigern Widerstand thun können. Da es ohne Kunst erbaut, leicht von der Höhe zu bestreichen ist, und nicht mehr als fünf oder sechs hundert Vertheidiger einnehmen kann, würde nothwendigerweise wenigstens in einem Tag mit einigen Bomben zur Uebergabe gezwungen werden. Die in einem unermeßlichen Raum zerstreuten, und durch Wüsteneyen von einander getrennten Kolonisten hätten nicht Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen. Vielleicht

thäten

thäten sie es nicht einmal, wenn sie es auch könnten. Man darf wohl muthmaßen, daß die Unterdrückung, in welcher sie seufzen, ihnen eine Abänderung der Herrschaft erwünscht macht.

XXVI.

Beweggründe, welche die Republik haben kann, die Gesellschaft nicht zu Grund gehen zu lassen.

Wenn die Republik Holland die Gefahren für ihre Handlung, die uns die Liebe fürs allgemeine Wohl der Nationen erblicken läßt, nicht für eingebildet hält, so muß sie nichts unterlassen, sie zu verhüten. Dieses ist eine der wichtigen Sorgen, die sie beschäftigen können. Welche Vortheile hat der Staat nicht seit zwey Jahrhunderten von diesen entfernten Gegenden gezogen? Welche Vortheil zieht derselbe noch davon?

Die kaufmännische Vergesellschaftung, welche die verschiedenen Besitzungen, die sie selbst angelegt hatte, anfänglich ohne einigen Beystand des Staats regierte, hat nach und nach die Erneuerung ihres Privilegiums erkauft. Sie erhielt im Jahr 1602 ihre erste Octroi für 55000 Livres *) Zwanzig Jahre nachher wurde sie unentgeltlich erneuert. Von 1643 bis 1646 ließ man sie, aus mir unbekannten Gründen von sechs zu sechs Monaten verlängern. Zu dieser Zeit aber brachte ein Geschenk von 3300000 Livres **) die Bestätigung derselben neuerdings

*) Oder 25208 fl. 20 kr.
**) Oder 1512500 fl.

auf fünf und zwanzig Jahre zuwege. Dieser Zeitraum war noch nicht ganz vorüber, als im Jahr 1665 der Alleinhandel bis aufs Jahr 1700 unter der Bedingung bestätigt wurde, daß er für den Staat zwanzig Kriegsschiffe die ganze Zeit über, da die zwischen England und der Republik angefangenen Feindseligkeiten dauern würden, unterhalten sollte. Die Fortsetzung ihrer Unternehmungen kostete die Gesellschaft oft 6600000 Livres *) die beyden folgenden Jahren war ihr Schicksal mehr bloße Begünstigung. Nachher erhielt sie für zwölf Jahre eine Stätigkeit, wofür sie drey vom hundert von ihren Austheilungen, und darauf für zwanzig Jahre, wofür sie an Geld oder Salpeter 2640000 Livres bezahlte. **) Im Jahr 1774 wurden ihre Privilegien auf zwey Jahre eingeschränkt, bald hernach aber unter der Bedingung daß er (der Alleinhandel) drey vom hundert von seinen Dividenden aufopferte, auf zwanzig Jahre ausgedehnt.

Zu diesen bedenklichen Zeiten hat die Gesellschaft dem öffentlichen Schatz, der schon erschöpft, oder doch nahe dabey war, es zu werden, Beystand geleistet. Man hat, es ist wahr, ihre Vorschüsse bald früher, bald später heimbezahlt; allein ein so edles Betragen erleichterte und ermunterte die Bürger.

Die Flotten und Armeen erforderten viel Salpeter. Die Gesellschaft hat sich anheischig gemacht, ihn um einen billigen Preis zu liefern, und dadurch hat sie es der Staatskasse erleichtert.

Die

*) Oder 3025000 fl.

**) Oder 1210000 fl.

Die Manufacturen von Harlem und Leyden sahen täglich ihre Thätigkeit sich vermindern. Die Gesellschaft hat ihren Verfall aufgehalten, und da sie ihren gänzlichen Untergang vielleicht vorhergesehen, sich verbindlich gemacht, von den aus diesen Werkstätten kommenden Zeugen für 440000 Livres *) auszuführen. Sie hat sich auch anheischig gemacht, sie mit Seide auf Bedingungen, die ihr sicher lästig werden, zu versehen.

Die beständigen Einkünfte von drey und dreyßig und einer Drittel Actie sind dem Statthalter eingeräumt worden. Zu wünschen ist, daß dieses dem ersten Magistrat des Staats durch die Gesellschaft gemachte Opfer zum Nutzen der Republik verwendet werde.

Die Waaren, die nach Indien versandt oder daher gebracht wurden, waren ehehin beträchtlichen Abgaben unterworfen. Dieses waren sehr beschränkende Förmlichkeiten. Man sahe vor dreyßig Jahren, daß diese Auflagen gewöhnlich 850000 Livres **) abwärfen, und seit dieser Zeit bezahlt die Gesellschaft dem Staat jedes Jahr diese nemliche Summe.

Ausser den Beschwerden, welche die ganze Gesellschaft tragen muß, haben die einzelnen Theilhaber noch besondre Obliegenheiten zu erfüllen. Seit mehr, als hundert Jahren bezahlten sie dem Staat jährlich sechs vom hundert nach dem ursprünglichen Werth jeder Actie. Im Jahr 1777 ist diese Auflage auf vier und ein halbes vom

*) Oder 201666 fl. 40 kr.
**) Oder 389583 fl. 20 kr.

hundert herabgesetzt, und sie wird nicht eher wieder gesteigert werden können, als wenn der Dividende auch wieder über zwölf ein halbes gestiegen seyn wird. Auch müssen die Theilhaber von jeder Actie noch eine andre Auflage, Amptgeld genannt und die von 59. Livres 12. Sols *) seit weniger Zeit auf 4 Livres acht Sols **) herabgesetzt worden ist, bezahlen.

Zu allen diesen Besteurungen füge man hinzu den Nutzen, welche die Verkäufe dem Staat mit fünf und vierzig Millionen, die sie mit baaren vier oder fünf Millionen erlangt haben, und davon nicht der vierte Theil in dem Gebiet der Republik verbraucht wird, einbringen. Man rechne darzu die grösten Vortheile, welche der Wiederverkauf ihren Handelsleuten verschafft, und die weitumfassenden Unternehmungen, deren Quelle selbige ist. Man bedenke die Menge und Größe der von Privatleuten in ältern Zeiten oder auch in unsern Tagen in Indien erworbenen Reichthümer. Man betrachte die Erfahrung, welche diese Schiffahrt ihren Matrosen, die Thätigkeit, die sie ihrem Seewesen verschaft. Erst dann wird man einen rechten Begriff von den Quellen, welche die Regierung in ihren asiatischen Besitzungen gefunden hat, sich machen können. Das ausschliessende Privilegium, wenn sie solches einzöge, würde für die vereinigten Niederlanden noch größern Vortheil haben, und der Beweggrund ist begreiflich.

Keine Nation, ihre Staatsverfassung mag gewewesen seyn, welche sie will, hat je gezweifelt, daß nicht alle Güter, die in einem Staat sind, das ihrige

*) Oder 27 fl. 19 kr.
**) Oder 2 fl. 1 kr.

ihrige zu den Ausgaben der Regierung beytragen müsten. Die Ursache dieses großen Grundsatzes läst sich von jedem Menschen leicht einsehen. Die Reichthümer der Privatpersonen sind mit dem öffentlichen Vermögen wesentlich verbunden. Eins kann nicht erschüttert werden, ohne daß das andere dadurch leiden sollte. Wenn daher die Unterthanen eines Reichs demselben mit ihrem Geld oder mit ihrer Person Dienste leisten, so vertheidigen sie ihren eigenen Vortheil. Der Flor des Vaterlandes ist der Flor eines jeden Bürgers. Dieser Satz, der in allen Regierungsformen wahr ist, ist zumal in freyen Gesellschaften augenscheinlich.

Indessen giebt es Korps, deren Sachen, theils ihrer natürlichen Beschaffenheit, theils ihres weitläuftigen Umfangs oder ihrer Verwicklung wegen, mit der allgemeinen Sache wesentlicher verbunden sind. So ists in Holland mit der ostindischen Gesellschaft. Ihr Handel hat die Feinde der Republik unumgänglich zu ihren Feinden; ihre Sicherheit kann keinen andern Grund als die Sicherheit des Staats haben.

Die öffentlichen Schulden haben nach dem Geständniß aller Leute von Einsichten, die vereinigten Niederlande merklich geschwächt, und die allgemeine Glückseligkeit durch die allmählige Vermehrung der Auflagen, daran sie Schuld gewesen sind, verringert. Nie wird man die Republik zu ihrem alten Glanz erheben, wenn man sie nicht von der entsetzlichen Last, unter der sie erliegt, befreyet: und diese Hülfe kann sie nur von einer Gesellschaft erwarten, die immer von ihr aufgemuntert, beschützt, begünstigt worden

ist. Um dieses mächtige Korps in Stand zu setzen, dem Vaterland beyzustehen, und kräftig beyzustehen, wird es nicht nöthig seyn, den Gewinst der Actieneigenthümer zu verringern: wenn man ihm nur eine Sparsamkeit wieder einflößt, eine einfache ungekünstelte Verwaltung wieder annehmen läßt, welches die Gründe seines ersten Flors gewesen sind.

XXVII.

Alte Klugheit der Holländer, und ihr wirkliches Verderben.

Eine so nothwendige Verbesserung wird bald statt finden. Dieses Zutrauen ist man einer Regierung schuldig, die gesucht hat, in ihrem Schooß eine Menge von Bürgern zu erhalten, und nur eine kleine Zahl in ihren entfernten Besitzungen zu brauchen. Holland hat die Zahl seiner Unterthanen immer auf Kosten von ganz Europa vermehrt: die Gewissensfreyheit, die man dort genießt, und die sanften Gesetze haben alle Menschen dahin gelockt, welche der Verfolgungsgeist und die Härte der Regierung an hundert Orten drückten.

Sie hat einem jeden, der unter ihr sich niederlassen und arbeiten wollte, Mittel zum Unterhalt verschaft. Man hat die Einwohner des Landes, welches der Krieg verheerte, in Holland einen Zufluchtsort und Arbeit suchen sehen.

Der Ackerbau hat dort niemals etwas ansehnliches ausmachen können, obschon das Land so vollkommen, als es nur seyn kann, gebaut wird: aber die Heringfischerey dient ihr statt des Ackerbaus.

baus. Dieß ist ein neues Mittel, sich den Unterhalt zu verschaffen, und eine Schule für Matrosen. Auf dem Wasser geboren, ackern sie die See: sie ziehen ihre Nahrung daher: sie werden der Stürme gewohnt, deren Gefahren sie ohne viel zu wagen besiegen lernen.

Der Verfahrhandel, den sie unaufhörlich von einer Nation Europas zu der andern treibt, ist noch eine Art von Seefahrt, welche die Menschen nicht aufreibt, und sie durch die Arbeit nährt.

Kurz, die Schiffahrt, die einen Theil von Europa entvölkert, bevölkert Holland. Sie ist wie ein Landesproduct. Hollands Schiffe sind dessen liegende Gründe, womit es auf Kosten der Fremden wuchert.

Wenige ihrer Einwohner kannten die Bequemlichkeiten, die man sich nur um einen hohen Preis verschaffen kann: alle, oder doch fast alle wußten vom Luxus gar nichts. Ein Geist der Ordnung, der Mäßigkeit, ja so gar des Geizes herrschte in der ganzen Nation, und er wurde durch die Regierung sorgfältig unterhalten.

Die Colonien wurden durch denselben Geist beherrscht.

Die Begierde, allen Abgang an ihrer Bevölkerung zu vermeiden, herrscht bey ihrem Soldatenhaushalt. Sie unterhält in Europa eine große Menge fremder Truppen; sie unterhält welche in den Kolonien.

Die Matrosen wurden in Holland gut bezahlt, und fremde Matrosen dienten beständig auf ihren Krieges- oder auf ihren Kauffahrteyschiffen.

Zum Handel gehört Ruhe von innen, Friede von außen. Keine Nation, die Schweizer ausgenom-

genommen, bemüht sich mehr, das gute Vernehmen mit seinen Nachbarn zu erhalten; und noch mehr als die Schweizer sucht sie unter ihren Nachbarn den Frieden zu erhalten.

Die Republik hatte den Vorsatz gefaßt, unter den Bürgern die Einigkeit durch sehr schöne Gesetze, welche jedem Theil seine Pflichten vorschrieben, durch eine schleunige unpartheyische Rechtspflege, durch bewunderswürdige Verordnungen für die Handelsleute zu erhalten. Sie fühlte die Nothwendigkeit der Ehrlichkeit; und sie bewies solche in ihren Bündnissen, und suchte sie unter den Einzelnen herrschend zu machen.

Kurz, wir sehen in Europa keine Nation, die besser zusammen gerechnet hätte, was ihre Lage, ihre Macht, ihre Menschenzahl ihr zu thun erlauben, und die Mittel ihre Bevölkerung zu vermehren besser eingesehen und befolgt hätte. Wir sehen keine, die eine große Handlung und die Freyheit, die sich einander zurufen, herbeylocken und unterstützen, zum Augenmerk, und sich besser betragen hätte, um beyde zu erhalten.

Aber wie sehr sind diese Sitten schon verfallen und abgeartet! Die Privatvortheile, die sonst reiner werden, wenn sie sich vereinen, haben sich gänzlich abgesondert, und der Verderb ist allgemein geworden. Es ist kein Vaterland mehr in dem Land der Welt, welches seine Einwohner am meisten an sich fesseln sollte.

Welche Empfindungen des Patriotismus sollte man auch in der That nicht von einem Volk erwarten, das zu sich selbst sagen kann: dieses Land, das ich bewohne, das habe ich fruchtbar gemacht, das habe ich geschmückt, das habe ich geschaffen.

Dieses

Dieses drohende Meer, welches unsre Gefilde bedeckte, bricht sich an den mächtigen Dämmen, die ich seiner Wuth entgegen gesetzt habe. Ich habe diese Luft gereinigt, welche stockende Wasser mit tödlichen Dünsten erfüllten. Durch mich ruhen prächtige Städte auf dem Sand und dem Schlamm, den der Ocean mit sich führte. Die Häfen, die ich erbaut, die Kanäle, die ich gegraben habe, empfangen alle Producte der Welt, die ich nach meinem Willen austheile. Die Erbtheile andrer Völker sind nur Besitzungen, welche Menschen andern Menschen streitig machen; dasjenige aber, was ich meinen Kindern lassen werde, habe ich den wider meinen Wohnplatz verschwornen Elementen entrissen, und den Besitz desselben gegen sie behauptet. Hier habe ich eine neue physische Ordnung, eine neue moralische Ordnung eingeführt. Ich habe da, wo nichts war, alles hervorgebracht. Luft, Erde, Regierung, alles ist mein Werk. Ich genieße die Ehre des Vergangnen, und wenn ich meine Blicke auf die Zukunft werfe, sehe ich mit Vergnügen, daß meine Asche ungestöhrt an eben dem Ort ruhen wird, wo meine Väter Stürme entstehen sahen.

Wie viele Beweggründe, sein Vaterland abgöttisch zu verehren! Dennoch ist keine aufs Allgemeine sehende Denkungsart mehr in Holland. Es ist ein Ganzes, dessen Theile sonst keine Verbindung mit einander haben, als durch den Ort, wo sie sich befinden. Niederträchtigkeit, kriechende Denkungsart und Unredlichkeit sind gegenwärtig den Siegern Philipps eigen. Sie handeln mit ihrem Eid, wie mit einer Waare,

und sie werden bald der Abschaum der Welt werden, die sie durch ihre Thaten und Tugenden in Erstaunen gesetzt haben.

Ihr, der Regierung, unter der ihr lebt, unwürdige Menschen, schaudert wenigstens vor den Gefahren, die euch umgeben. Mit einer Sclavenseele ist man von der Knechtschaft nicht mehr weit entfernt. Das heilige Feuer der Freyheit kann nur durch reine Hände unterhalten werden. Ihr lebt nicht in jenen Zeiten der Anarchie, wo alle Fürsten in Europa, einer wie der andre, von dem Adel ihrer Staaten Widerspenstigkeiten erfahren mußten, und in ihren Bewegungen weder geheim, noch einig, noch behende seyn konnten; wo das Gleichgewicht der Mächte nichts als die Würckung ihrer gegenseitigen Schwachheit seyn konnte. Heut zu Tage sichert die unabhängiger gewordene höchste Gewalt den Monarchien Vortheile, die ein freyer Staat niemals genießen wird. Was können Republikaner einer so fürchterlichen Ueberlegenheit entgegen stellen? Tugenden; und ihr besitzt keine mehr. Das Verderben eurer Sitten und eurer Obrigkeiten macht die Verleumdung der Freyheit überall dreuste; und euer trauriges Beyspiel zieht vielleicht die Fesseln der Nationen stärker zusammen. Sagt uns einmal, was sollen wir den Menschen antworten, die uns aus Arglist oder Gewohnheit alle Tage sagen:

Das ist also diese Regierung, die ihr in euern Schriften so sehr erhebt: dieß sind die glücklichen Folgen von jenem Freyheitssystem, das euch so werth ist? Zu den Fehlern, die ihr dem Despotismus vorwerft, haben sie einen hinzugefügt, der jene alle übertrift, die Unfähigkeit, dem

Bö-

Bösen Schranken zu seßen. Was soll man auf diese bittre Satyre auf die Demokratie antworten?

Fleissige, ehemals so arme, tapfere und furchtbare, jezt so reiche Holländer, fürchtet euch, wieder unter das Joch der willkührlichen Gewalt zu verfallen, das ihr zerschlagen habt, das euch aber noch bedroht. Nicht ich sage euch dieses; eure edlen Vorfahren sind es, die aus ihren Gräbern zu euch heraufrufen.

„ Also blos um dieses Schimpfs willen
„ haben wir die Meere mit unserm Blut roth
„ gefärbt, haben wir dieses Land damit befeuchtet?
„ Das Elend, das wir nicht haben ertragen
„ können, bereitet ihr euch zu. Dieses Gold, das
„ ihr anhäufet, und das ihr so hoch schäzet, ist
„ es eben, das euch in die Abhängigkeit eines eu-
„ rer Feinde versezt hat. Ihr zittert vor ihm,
„ aus Furcht, die ihm anvertrauten Reichthümer
„ zu verlieren. Er befiehlt euch und ihr gehorcht.
„ Ach laßt sie fahren, diese ungetreuen Reich-
„ thümer, und behauptet wieder eure Würde.
„ Erst dann werdet ihr, eher ihr euch unter ein
„ Joch, welches auch sey, begeben werdet, lie-
„ ber mit euren eigenen Händen die Schranken,
„ die ihr dem Meer gesezt habt, umreissen, und
„ euch sammt euren Feinden unter die Gewässer
„ begraben lassen.

„ Allein wenn in dem Stand der Herabwür-
„ digung und Feigherzigkeit, worinn ihr euch
„ befindet, wenn morgen der Stolz eine feind-
„ liche Armee in das Herz eurer Provinzen oder
„ unter die Mauern eurer Hauptstadt führen
„ würde, sagt, was würdet ihr thun? Kündigt
„ man euch an, daß ihr in einem Augenblick

„ euch entschliessen müsset, entweder die Thore
„ eurer Stadt zu öfnen, oder eure Dämme auf-
„ zureissen; so werdet ihr euch zuschreyen: die
„ Dämme, die Dämme. Ihr blaßt ab. Ach wir
„ sehen es nur zu wohl; unsere unglücklichen
„ Nachkömmlingen haben keinen Funken von der
„ Tugend ihrer Vätter beybehalten.

„ Durch was für eine befremdende Verblen-
„ dung haben sie sich einen Herren gesetzt? Durch
„ was für eine noch befremdendere Blindheit
„ haben sie eine Gewalt verewigt, da sie selbige
„ erblich machten. Wir würden sagen: wehe
„ denen, die darauf stolz sind, den Prinzen
„ durch die Erkenntlichkeit, und die Republik
„ durch die Unterstützung des Prinzen zu beherr-
„ schen, wenn sie nicht die ersten Opfer ihrer
„ niedrigen Politik gewesen, und in die Einsam-
„ keit und Dunkelheit, die grausamsten Züchti-
„ gungen für ränksüchtige und hochmüthige Leute,
„ zurückgesunken wären. Ein freyes Volk, ein
„ handelndes Volk, das sich einen Herrn setzt.
„ Es, dem die Freyheit um so theurer seyn
„ muß, als es zu befürchten hat, daß seine
„ Entwürfe bekannt, seine Speculationen gehemmt,
„ seine Unternehmungen durchkreutzt, die Staats-
„ bedienungen durch Verräther besetzt, und die Be-
„ dienungen seiner Colonien unwürdigen Fremden
„ gegeben werden. Ihr vertraut euch also der Gerech-
„ tigkeit und Denkungsart eures gegenwärtigen
„ Haupts an, und vielleicht thut ihr recht. Aber wer
„ hat euch versichern können, daß seine Tugenden auf
„ seinen Nachfolger, und von dem auf den seini-
„ gen, und so von Menschenalter zu Menschen-
„ alter auf alle die, welche von ihm herkommen,
„ übergehen werden? „ O

„ O unsere Mitbürger? O unsere Kin-
„ der! Könnte doch die Zukunft eine trau-
„ rige Ahndung zur Lügnerinn machen! Aber
„ wenn ihr es ein wenig überlegt, und wenn ihr
„ irgend einigen Antheil an dem Schicksal eurer
„ Enkel nehmet, so würdet ihr schon jetzt die
„ Fesseln, die für selbige bestimmt sind, sich
„ schmieden sehen. Fremde sind es, welche eure
„ Schiffsböden bedecken. Fremde sind es, die
„ eure Kriegsheere ausmachen und anführen.
„ Schlagt die Jahrbücher der Nationen auf; leset
„ und zittert vor den nothwendigen Folgen dieser
„ Unvorsichtigkeit: dieser Reichthum, der euch
„ unter den Füssen einer Macht, der Neben-
„ bühlerinn der eurigen schlummern läßt, eben
„ dieser Reichthum wird die Begierde der Macht,
„ die ihr mitten in eurem Schooß erschaffen habt,
„ entzünden. Ihr werdet dadurch selbst eurer
„ Freyheit beraubt werden. Ihr werdet nichts
„ mehr seyn: denn ihr werdet in euch selbst euren
„ Muth suchen, und ihn da nicht finden.

„ Betrügt euch nicht selbst. Euer gegenwär-
„ tiger Zustand ist schlimmer, als der unsrige
„ niemals war. Der Vortheil eines armen
„ Volks, das man unterdrückt, ist der, nichts
„ ausser einem Leben, das ihm zur Last ist,
„ verlieren zu können. Das Unglück eines durch
„ die Reichthümer entnervten Volks ist, alles
„ aus Mangel des Muths der Vertheidigung
„ zu verlieren. Erwacht also! Seht die all-
„ mächlichen Fortschritte eurer Herabwürdigung.
„ Sehet, wie sehr ihr von dem Stand des
„ Glanzes, zu dem wir uns geschwungen haben,

„ herab-

69-245
Volkoff &
Von Ibbenlo
10-30-68

„ herabgekommen seyd, und suchet doch wieder
„ hinaufzusteigen, wenn es immer noch Zeit ist. „

So sagen euch eure berühmten und tapfern Ahnen durch meinen Mund. Und was liegt euch, werdet ihr antworten, an unserm gegenwärtigen Verfall, und an unsern künftigen Unglücksfällen? Seyd ihr unser Mitbürger? Habt ihr ein Haus, ein Weib, Kinder in unsern Städten? Und was liegt hingegen euch daran, wo ich gebohren bin, wo ich wohne, wenn das, was ich gesagt habe, Wahrheit ist? Fragten die Alten jemals den weissagenden Augur, in welcher Gegend er das Tageslicht erblickt, auf welcher Eiche der Vogel, der ihnen einen Sieg oder eine Schlacht weissagte, gesessen war? Batavier, das Schicksal aller handelnden Nationen ist, reich, nachläßig, verdorben und unterjocht zu werden. Fragt euch, auf welcher dieser Stuffen ihr euch befindet.

Ende des zweyten Buchs.

E 783
R 274 P
v. 1